Glasdam

Historische Handzeichnungen

von

Joh. Nep. Geiger,
Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien.

Mit erklärendem Texte von Gustav Adolph Schimmer.

Mit neunzig Tafeln.

Wien.
Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.
1861.

Vorwort.

Der rühmlich bekannte vaterländische Künstler **Johann Nepomuk Geiger**, derzeit Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, hat im Jahre 1839 einen Cyclus von Darstellungen aus der Geschichte Oesterreich's und der allgemeinen Geschichte gezeichnet, welche auch lithographirt und von einem Texte begleitet veröffentlicht wurden. Leider hat aber nicht der reinste Geschmack dabei gewaltet, die von **Geiger** gezeichneten **Umrisse** mußten sich bequemen, durch Beigabe von Licht und Schatten fürs Auge der Masse gefälliger zu scheinen, wobei die geistreichen Compositionen arg wegkamen und nicht nur die edle Einfachheit, sondern selbst die **Geiger** auszeichnende Kostümkunde und correcte Zeichnung völlig verloren ging.

Doch haben sich die Original-Entwürfe glücklich erhalten und sie gelangen hier das erstemal in ihrer wahren Gestalt zur Veröffentlichung, der dieselben durch die geistreiche Composition, die genaue Wiedergabe der Tracht und Sitten, Bauweise und Waffen so sehr würdig sind.

Mit der Abfassung eines begleitenden Textes betraut, wie dessen ein derartig geschichtliches Album schwer entrathen kann, unterzog ich mich dieser Arbeit mit Vergnügen und glaubte die beste Wahl zu treffen, wenn darin schlichte Erzählung und poetische Darstellung, Anführung interessanter Chronikworte und einfache Erklärung in gleicher Weise wechselt; wie die Bilder selbst in bunter Reihe sich folgen und in stätem Wechsel ihren Stoff der Kriegs- und Staatengeschichte, der frommen Legende wie der duftenden Sage entnehmen.

Freilich sind mehre der Bilder dem Schicksale alles Menschenwerks nicht entgangen. Einige der geschichtlichen Darstellungen, welche **Geiger** auf die besten Quellen seiner Zeit fußend entwarf, hat die strengere Forschung der Neuzeit schonungslos als Irrthümer erwiesen. So gings mit der Darstellung vom Ursprunge des Hauses Metternich, welche der Künstler dem historischen Taschenbuche des renommirten Geschichtsschreibers **Hormayr**, Jahrgang 1827, entnahm, und ähnlich mit einigen andern Nummern. Die Redaction hielt sich aber hierdurch nicht ermächtigt, den Cyclus der Darstellungen zu zerreißen und diese gleichfalls vortrefflichen Zeichnungen auszuschließen; im Texte aber mußte der Unrichtigkeiten Erwähnung geschehen und, wo es sich um geschichtliche Thatsachen handelte, wurden diese nach dem neuesten Stande historischer Kunde auf die Gefahr hin vorgeführt, mit der Darstellung des Bildes in Widerspruch zu gerathen. Doch ist die Zahl solcher Stücke im ganzen Album eine geringe, die ungleich größere Menge streng geschichtlicher Bilder bringt nur durch unzweifelhafte Berichte gefestigte Szenen.

Wo aber endlich die Darstellung aus der Sage und Legende schöpft, ergab sich in der poetischen Beigabe die entsprechendste Begleitung, und diese wurde zum Theile aus den Werken von **Anastasius Grün**, **Halm**, **Seidl**, **Frankl**, **Langbein** u. A. ausgewählt; die vaterländischen Dichter **Dr. J. N. Vogl** und **Dr. F. Weidmann** aber hatten die Freundlichkeit, zu einigen Bildern neue Dichtungen zu liefern, welche hier das erstemal zur Veröffentlichung gelangen. Für diese gefällige Mitwirkung ist die Redaction diesen Herren, zu großem Danke verpflichtet.

So möge denn das Album hinaustreten als eine Rundschau in der vaterländischen wie allgemeinen Geschichte, hoffentlich neben dem Gegenstande auch durch die Form nicht ohne Werth. Was sein Zweck, hat **Geiger** in der leicht verständlichen Allegorie des Titelblattes gezeigt. Die Göttin der Wahrheit und des Wissens schlägt hier das mächtige, vom gewaltigen Zeitgotte gehaltene Buch auf und weist auf den Kaiseraar hin, gepart mit dem Bindenschilde des österreichischen Stammlandes. Ein Mann ernsten und begeisterten Antlitzes und eine Mutter mit dem Knaben, der über der Mähr sein Spielzeug vergißt, horchen den Worten und fleißige Chronisten zeichnen das Vernommene auf.

Die Liebe zum herrlichen Vaterlande zu nähren, war des Künstlers vorleuchtender Gedanke bei der Zeichnung dieses Bildes wie des ganzen Kreises seiner trefflichen Umrisse. Möge ihm die Freude werden, durch diese in würdiger Ausstattung erfolgte Veröffentlichung seinen Wunsch erfüllt zu sehen und einen Baustein mehr zum Gedeihen des Tempels geliefert zu haben, den unser erst vor Kurzem heimgegangene Forscher **J. Chmel** so herrlich schildert:

„Das Wort des Dichters: — Ja, der Oesterreicher hat ein Vaterland, und liebt's, und hat Ursach es zu lieben — es wird im Laufe der Zeiten immer wahrer; denn Oesterreich hat einen herrlichen Beruf, den man nur erkennen lernen muß, um ihn zu lieben, sich für ihn zu begeistern!"

Gustav Adolph Schimmer.



Gedr. i. d. k. k. Hof u. Staatsdruckerei.

I.



Herzog Leopold des Glorreichen Weihnachtsfeier in Wien.

Herzog Leopold des Glorreichen Weihnachtsfeier.

Die erhebende Episode aus Wiens alter Stadtgeschichte, wie der glorreiche Babenberger Leopold VII. zur Weihnachtszeit die Stadt durchreitet und die frohen Bürger, alt und jung, ihn mit Ehrengaben umringen, fehlt als eine der gemüthvollsten Traditionen in keinem Geschichtsbuche, Bild und Lied haben diese herzerhebende Feier wiederholt zum Gegenstande der Darstellung gemacht. Hier, wo es unsers Künstlers Hand vielleicht zum erstenmale gelang, das Freudenfest so darzustellen, wie es vor sich gegangen sein mag, das heißt, in Tracht, Zier und Waffen der Figuren sowohl, als der Bauweise der Stadthäuser eine der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhundertes völlig entsprechende Zeichnung zu liefern, möge auch der Originaltext des alten Reimchronisten Platz finden, welcher uns diesen Vorfall erzählt und die ausschließliche Quelle aller späteren, diese Episode erwähnenden Geschichtsschreiber geworden ist.

Es ist dieß Jans der Enenkel, wie angenommen wird, ein Glied der in Wien einst angesehenen Familie der Hansonen oder Hannse. Er wurde 1227 geboren, lebte zu Wien in seinem Hause und starb gegen Ende des 13. Jahrhundertes. Er schrieb ein Fürstenbuch von Österreich und Steyer, in welchem er die Schicksale der Ostmark aus Klosterchroniken und Volkssagen zusammenstellt und von der Gründung der Mark bis zum Tode Herzog Friedrich des Streitbaren in gereimter Sprache erzählt. Ein zweites Werk Jansens ist die Universal- und Weltchronik und enthält die Geschichte des alten Testamentes bis Simson und die weltliche Geschichte bis Kaiser Friedrich II. Aus dem ersteren Werke folgt hier die in Geiger's Bild dargestellte Begebenheit quellengetreu, die Beigabe einer Übertragung ins jetzige Schriftdeutsch dürfte nicht überflüssig erscheinen, da manches Wort und manche Wendung des mittelhochdeutschen Originals heutzutage nur schwer verständlich ist.

Darnach in churzen zeiten	Darnach in kurzen Zeiten
Der furst wolde reiten	Der Fürst wollte reiten
Hincz Wienn in die stat	Nach Wien in die Stadt,
Alz in da sein hercze pat	Wie es sein Herz verlangte,
Vnd wolt zu weinacht hochezeit han	Und wollte Weihnachtsfeier halten,
Als er vil dikch het getann	Wie er es schon oft gethan.
Do er in die stat rait	Da er in die Stadt ritt,
Vil wunikleich alz man sait	Viel wonniglich, wie man sagt,
Do emphiengen in die purgere	Empfingen ihn die Bürger
Mit grossen eren ane swere	Mit großen Ehren, ohne Leid.
Für in giengen die Hausgenossen	Zu ihm gingen die Hausgenossen (Münzer),
Paide klain und grossen	Sowohl alte als junge,
Si prachten im lange porten prait	Sie brachten ihm lange Borten, breit,
Mit silber hart wol perait	Mit Silber wohl ausgestattet,
Silbrein pecher vnd vingerlein	Silberne Becher und Ringlein,
Geczirt mit edln gestain	Geziert mit edlem Gestein,
Vnd vorspang von golde	Und Mantelspangen von Gold,
Als mans wunschen wolde	Wie man sichs wünschen wollte.
Vnd sprach lieber herre mein	Und sprachen: Lieber Herre mein,
Damit sult ir emphangen sein	Damit sollt ihr empfangen sein

Die chauflewt gaben im gut gewant
So man si pest vail vant
Grunen brawn blab scharlach
Vnd darczu ander reiche wat
Vehe, chursen, hermlein
Daz nicht schoner mocht gesein
Gaben im die wiltwercher
Mit eren ane swer
Vnd sprachen lieber herre mein
Damit sult ir emphangen sein
Wir haben an ew gewunnen
Vns ist vil wol gelungen
Do chamen die chramer zu hant
Vnd gaben im seyden gewant
Wurczen vnd zendal
Prachten si im uberall
Die fleischakcher chomen zu hant
Vnd furten an sailen vnd an pant
Dreyssig rinder oder mer
Darczu waren si nicht zu ler
Si sprachen herre gut
Rain vnd wolgemut
Diez weysad sult ir emphahen
Ez sol ew nicht versmachen
Do prachten im die pekchen
Chiphen vnd weisse fleken
Weisser dan ein hermelein
Ane sne der kund nicht weisser sein
Des dankcht er in schone
Vnd naig in zu lone
Er sprach ir herrn alle
Merkt wie ew daz geualle
Weder vbel noch wol
Ewers willn ich nicht prechen sol
Ist daz ew icht wirret
Vnd ewers kawffers irret
Daz wil ich vnderstan
Die weil ich daz leben han.
Si sprachen herre guet
Raine vnd gemuet
Dez lon ew got von himelreich
Ewer tugend ist nicht geleich.

Die Kaufleute gaben ihm gutes Gewand,
Vom besten was man feil hatte,
Grün, braun, blau, Scharlach
Und dazu andres reiches Gewebe.
Buntes Pelzwerk, Hermelin,
Das nicht schöner sein konnte,
Gaben ihm die Kürschner,
Mit Ehren, ohne Beschwerde,
Und sprachen: Lieber Herre mein
Damit sollt ihr empfangen sein,
Wir haben durch euch gewonnen
Und vieles ist uns wohl gelungen.
Da kamen die Krämer herbei
Und gaben ihm seidenes Gewand,
Gewürze und Halbtaffet
Brachten sie ihm überall.
Die Fleischhauer kamen herbei
Und führten an Seil und Band
Dreißig Rinder oder mehr,
Dazu hatten sie Mittel und Willen.
Sie sprachen: Guter Herr,
Rein und edlen Gemüthes,
Dieses Angebinde sollt ihr empfangen
Und sollt es nicht verschmähen.
Dann brachten ihm die Bäcker
Kipfel und weiße Flecken,
Weißer denn ein Hermelin,
Weißer konnt' der Schnee nicht sein.
Dafür dankt er ihnen schön
Und neigte sich zum Lohne.
Er sprach: Ihr Herren alle,
Merkt, wie euch das gefalle,
Weder übel noch wohl,
Ich soll euren Willen nicht entgegen sein.
Ist etwas, das euch Schaden bringt
Oder euren Kauf beirrt,
Das will ich abstellen,
So wahr ich das Leben habe.
Sie sprachen: Guter Herr
Rein und edlen Gemüthes,
Das lohn' euch Gott im Himmelreich.
Eure Tugend hat ihres Gleichen nicht.



Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, speiset die Armen im Schlosszwinger.

1224.

Die heilige Elisabeth.

Diese Fürstin, vielleicht das herrlichste Bild edler Frauentugend aus dem Mittelalter, war eine Tochter des Königs Andreas des II. von Ungern. An ihre Geburt knüpft sich die Sage, daß der Sänger Klingsor von Ungerland, nach Thüringen berufen, um den Wettstreit der Sänger auf der Wartburg zu entscheiden, den prophetischen Ausspruch gethan haben soll: „Ich sehe einen schönen Stern in Ungern aufgehen und bis nach Marburg, und von Marburg über die ganze Welt hin strahlen; denn wisset, in dieser Nacht wird meinem Herrn dem Könige von Ungern eine Tochter geboren, deren Name Elisabeth sein, die dem Sohne Eures Fürsten angetraut und von deren Frömmigkeit die ganze Christenheit erfreut werden wird!"

In der That wurde dem Könige Andreas II. in der von Klingsor bezeichneten Nacht (19. November 1207) eine Tochter geboren, welche den Namen Elisabeth, ungrisch Örszébet, d. i. die Gotterfüllte *), erhielt, welche schon im vierten Jahre dem eilfjährigen Ludwig, Sohne des Landgrafen Hermann, zur Gemahlin bestimmt und durch eine feierliche Gesandtschaft nach Thüringen geführt wurde. Am Hofe des gesang- und kunstliebenden Landgrafen erhielt sie eine vortreffliche Erziehung, doch zeigte die Prinzessin schon in früher Jugend den Hang zu frommer Zurückgezogenheit und zu klösterlichen Uebungen. Die Legenden erzählen hiervon viele Züge. So war Elisabeth nicht zu vermögen, beim sonntäglichen Gottesdienste geschmückt zu erscheinen, auch den Tanzbelustigungen blieb sie häufig ferne; dagegen ging sie in den Speisgewölben und Küchen des Schloßes umher, sammelte die Ueberreste und brachte sie den Armen, wie sie denn überhaupt unbegränzte Wohlthätigkeit gegen Nothleidende als liebstes Geschäft übte, für diese spann und webte und viel in ihrer Gesellschaft war. Diese Zurückgezogenheit brachten ihr sogar Anfeindungen der Familienglieder Ludwigs und diesem wurde wiederholt angerathen, die Jungfrau, welche so wenig für den Thron passe, den Eltern zurückzuschicken; aber der Landgraf, welcher im Jahre 1215 die Regierung angetreten hatte, hing mit unerschütterlicher Liebe an ihr und 1221, im 14. Lebensjahre Elisabeths, erfolgte die Vermählung.

Beide Gatten waren sich mit der innigsten Liebe und Treue zugethan. Während er in ritterlichen Zügen seinen Heldenmuth und seine Ergebenheit gegen Kaiser und Reich bewährte, übte seine Gattin daheim Werke der Wohlthätigkeit und Milde, speiste zur Zeit einer Hungersnoth täglich 900 Menschen und verschmähte alle Bequemlichkeiten des Reichthums.

Aus den glaubwürdigsten Quellen läßt sich ersehen, daß Ludwig dem Hange seiner Gattin zur Wohlthätigkeit keinerlei Hinderniß in den Weg legte, ja sie hierzu ermunterte und mit den Mitteln ausstattete. Die Legende erzählt aber anders und es soll der Landgraf, von Schranzen aufgestachelt, das Speisen der Armen gerügt und endlich ganz verboten haben. Elisabeth aber vermochte dem Drange nicht zu widerstehen und stahl sich mit einem Korbe Lebensmittel und in Begleitung treuer Dienerinen in den Garten, wo die Hilfsbedürftigen ihrer harrten. Einmal wäre ein solcher Gang dem Landgrafen verrathen worden und er trat Elisabethen mit der Frage entgegen, was der Korb enthalte. In Verwirrung, vor dem Hofgesinde des Ungehorsams geziehen zu werden, antwortete sie, es seien Rosen, die sie im Zwinger gepflückt habe. Der Landgraf rieß das verhüllende Tuch weg und wirklich sollen die Lebensmittel in Blumen verwandelt gewesen sein, worauf Ludwig dem Wohlthätigkeitssinne seiner Gattin nicht weiter in den Weg trat.

*) Nach der hebräischen Ethymologie heißt Elisabeth: voll oder gesättigt von Gott.

Wie gesagt, ist dieß von frommer Sage bewahrte Wunder wahrscheinlich eine Ausschreitung in den späteren Lebensbeschreibungen der Heiligen, indem zwischen den Gatten die vollste Uebereinstimmung herrschte und der Landgraf die Wohlthätigkeit der Gattin nie behinderte.

Das eheliche Glück dauerte aber nur sechs Jahre, Ludwig nahm an dem vom Kaiser Friedrich II. beschlossenen Kreuzzuge Antheil und starb 1227 zu Otranto. Mit seinem Tode beginnt eine Leidensperiode in Elisabeth's Leben. Ihr Schwager Landgraf Heinrich Raspe vertrieb sie mit ihrem Sohne Hermann und ihren beiden Töchtern von der Wartburg; sie irrte schutzlos im Winter durch die Straßen Eisenachs, da sie aus Furcht vor dem Landgrafen Niemand aufzunehmen wagte. Wohl sah dieser später sein Unrecht ein, söhnte sich mit ihr aus, und wies ihr, da sie ihr Leben in Stille zuzubringen wünschte, die Stadt Marburg als Wohnort und ein ausreichendes jährliches Einkommen an. Eine Gesandtschaft, durch welche ihr Vater sie einladen ließ, in ihr Geburtsland zurückzukehren, wies sie ab. Sie starb in dem von ihr errichteten Hospitale am 19. November 1231 und wurde in der von ihr zu Ehren des heil. Franziskus gestifteten Kapelle beigesetzt. Die vielen Wunder, welche nach der Legende an ihrem Grabe geschahen, veranlaßten schon vier Jahre nach ihrem Tode die Heiligsprechung, und Kaiser Friedrich II. nahm bei der feierlichen Erhebung der Leiche in Gegenwart vieler Fürsten und Bischöfe selbst den ersten Stein ihres Grabmals heraus und setzte ihr eine goldene Krone aufs Haupt. Ueber ihrem Grabe in Marburg wurde im gleichen Jahre 1235 der Bau des prächtigen Domes begonnen, welcher noch heute als eines der herrlichsten Denkmäler gothischer Baukunst in Deutschland bewundert wird.

III.



Kaiserin Eleonora wird im Helenenthal räuberisch überfallen 1466.

Raubanfall auf die Kaiserin Eleonora im Helenenthale 1466.

Kaum je hat es für Wien und Oesterreich so traurige Zeit gegeben, als die Regierungsperiode Kaiser Friedrich's des III., des Friedfertigen genannt, welcher Beiname aber nur durch seine leidige Eigenschaft, gegenüber den wilden Parteibewegungen und Kriegs-Ereignissen sich theilnahmslos zu verhalten, zu erhärten ist. Zwar hatte mit dem am 2. December 1463 erfolgten Tode des ränkevollen Erzherzogs Albrecht der unselige Bruderzwist sein Ende erreicht, der dem Lande und insbesonders der Hauptstadt unsägliches Elend gebracht hatte, und des Kaisers Regiment fand keine Anfechtung aus der eigenen Familie mehr; aber die vorausgegangene Zeit der Unordnung zeigte die Nachwirkung in einem neuen Uebel. Bis zu den Vorstädten Wiens trieben herumstreifende Räuberhorden ihr Wesen, die sich aus den zahlreichen zucht- und herrenlosen Söldnern gebildet hatten, alle Straßen unsicher machten und in Gräben und Verhauen gelagert, die Wanderer und Frachtwagen überfielen. Mehrmals zogen die kaiserlichen und städtischen Söldner wie die Wiener Bürger gegen einzelne Schaaren dieser Schnapphähne aus und übten an jenen, welche in ihre Hand geriethen, strenge Gerechtigkeit. Aber erst dem Kaiser Maximilian I. gelang es, dem Unwesen völlig zu steuern und die Raubgesellen gänzlich auszurotten.

Einer der frechsten Angriffe, daher auch durch exemplarische Strafe gesühnt, war jener, welchen die Knechte Wilhelms von Puchheim 1466 von der Veste Rauhenstein aus auf die Kammerwägen der Kaiserin Eleonora verübten.

Ein alter Chronist erzählt darüber:

Als die roemisch kaiserin aus den kindlpetten was komen fuegt sich ir gnad gen Paden vnd als Sy nu genueg het gepadt zoch sy in das kloster zum heyligen kreutz vnd von dan wider in die Newnstatt; vnd an dem zug fuer das Geslos Rauchenstain ward ir ettwas guet durch her Wilhalms von Puechaim diener di dasselb geslos innhielten, aus Irem kamerwagen genomen, das in aber durch die diener der kaiserin wieder abgedrungen ward. Als das gelangt an die kaiserin, die besannt pald ettlich des kaisers hauptläut diener vnd hofgesind, vnd schuf mit In das geslos Rauchenstain zu pelegen, das Sy von stundt täten, vnd schickten auch die von Wienn ze hilff fuer das benandt geslos ir laewtt; desgeleichen wuerden auch auf ervodert die laeutt an ettlichen enden vnder dem Gepirig, vnd man macht dafuer pastein, Vnd pracht dar in grossen Zeug von puechssen damit man das egenant Geslos eins tails zu schos; die in dem haws waren waerten sich gar vasst (sehr) **Doch zum lessten ward es gewunnen mit dem Stuerm vnd der phleger mitsambt andern seinen knechten wurden gefuert in die Newnstat, daselbs sy in vencknuss wuerden gehalten, vntzt** (bis) **die sach zwischen dem kaiser vnd dem von Puechaim gericht ward** *).

*) Wilhelm von Puchheim selbst war entronnen und übte im Vereine mit dem berüchtigten Räuber Georg Stein noch viele Raubanfälle, ohne sich der Vorladung nach Linz zu stellen. Er wurde daher in Bann gethan und seine Veste Rauhenstein fiel an den Kaiser. — Das Bild unsers Künstlers weicht übrigens in so ferne von der geschichtlichen Ueberlieferung ab, als der Raubanfall auf die Kammer- oder Bagagewagen der Kaiserin, aber nicht auf diese selbst, erfolgte.

Gefahr der Kaiserin Maria Louise 1810.

Nach Kaiser Napoleon des I. Vermählung mit der österreichischen Kaiserstochter Maria Louise, trat er mit ihr den 27. April 1810, von einem glänzenden Hofe begleitet, eine Reise in die nördlichen Departements an, um seinen belgischen Unterthanen die Tochter ihres ehemaligen Herrschers vorzuführen. Den 1. Juni kam er mit ihr nach St. Cloud zurück und nun begannen die Feste der Großwürdenträger, worunter jenes des österreichischen Gesandten, des Fürsten Karl von Schwarzenberg, am 1. Juli, eine furchtbare Celebrität erhielt. Zur Unterbringung der zwölfhundert geladenen Gäste war nach der Gartenseite des Palastes eine Gallerie und ein Tanzsaal aus Holz gebaut und auf das prächtigste verziert worden. Die Kaiserin wurde bei ihrer um 10 Uhr erfolgten Ankunft durch die in der Gallerie angebrachten Ansichten jener Gegenden überrascht, welche sie in der Kindheit bewohnt hatte; später folgten Nationaltänze in österreichischem Volkskostume, endlich Tanz in dem herrlich tapezierten Pavillon, welchem Kaiser und Kaiserin auf Thronsesseln zusahen. Die hohe Gesellschaft ergab sich der vollsten Lust, und eben hatte sich Napoleon, im Gespräche mit der Fürstin Schwarzenberg, ans äußerste Ende des Saales entfernt, als ein Fenstervorhang vom Luftzuge bewegt Feuer fing, und dieses an den Traperien windschnell fortzüngelnd binnen wenigen Minuten das ganze Gebäude ergriffen hatte.

Der Kaiser, die Gefahr bemerkend, eilte zu seiner Gemahlin und rettete die halb Ohnmächtige mit Hilfe des Fürsten Schwarzenberg nicht ohne große Anstrengung aus dem Gedränge.

Von den übrigen Gästen aber, welche in fürchterlicher Verwirrung den Ausgängen zustürzten und hier in dichtem Gedränge ums Leben kämpften, erlitten zwanzig beträchtliche Verwundungen und die Schwägerin des Gesandten, Fürstin Pauline von Schwarzenberg und geborne Herzogin von Aremberg, wurde ein Opfer der Mutterliebe, indem sie ihre bereits ohne ihr Wissen gerettete Tochter suchend in den brennenden Saal zurückkehrte, hier aber unter dem einbrechenden Dache verunglückte. Daß auch an Kleidern und Kostbarkeiten großer Schade geschah, ist erklärlich und am folgenden Tage wurden ganze Körbe von Edelsteinen, Perlen und theilweise geschmolzenen Goldzierrathen aus dem Schutte gesammelt.

Das unglückliche Ende dieses Festes aber vermehrte die häufigen bösen, der neuen Ehe Napoleons üblen Ausgang verheißenden Prophezeihungen und mußte sehr natürlich an das Fest erinnern, welches bei der Vermählung König Ludwig's des XVI. gleichfalls mit einer österreichischen Prinzessin, gefeiert wurde und wobei durch Einbrechen der Gerüste über 100 Menschen den Tod gefunden hatten.



Gefahr der Kaiserin Maria Louise beim Ballfeste
in Paris 1810.

V.



Ermordung König Wenzel des III. von Böhmen
zu Ollmütz 1306.

Die Ermordung König Wenzel des III. von Böhmen 1306.

Wenzel III. hatte am 21. Juni 1305, nach dem Tode seines gleichnamigen Vaters, im sechzehnten Lebensjahre den Thron bestiegen, welchen seine Vorfahren aus dem Geschlechte Přemysl von Stadiz, den sich nach der Sage die Seherin Libuša zum Gatten erkoren, von ihm Přemysliden geheißen, seit sechs Jahrhunderten ohne Unterbrechung inne gehabt hatten. Der junge Wenzel gab bei seinem Regierungsantritte die besten Hoffnungen für eine lange und glückliche Regierung. Sein gesunder Körperbau, seine schöne Gestalt, ein gutes Herz und ausgezeichnete Geistesgaben schienen dieß zu verbürgen und er schien sich die Ermahnungen des sterbenden Vaters sehr zu Herzen zu nehmen, denn die höchsten Staatsämter blieben wie zuvor besetzt, und auch in den Verhältnissen zu den Nachbarreichen sollte nichts geändert werden.

Noch dasselbe Jahr, am 5. October, vermählte sich der König mit der Prinzessin Viola, Tochter des Herzogs Miesko von Teschen, einer der ersten Schönheiten ihrer Zeit. Es fiel allgemein auf, daß ein so reicher und mächtiger Monarch sich mit der Tochter eines so armen Fürstenhauses verband, und häufig wurde die Ansicht geäußert, die ungetreuen Räthe hätten solches dem arglosen Könige eingeredet, damit er nicht durch eine entsprechendere Verbindung seine Macht vergrößere und gegen sie geltend mache. Doch heißt dieß den Charakter des willenskräftigen Königs völlig verkennen, der sich wohl niemals einen solchen Entschluß aufdringen ließ. Viel mehr hat die Meinung für sich, daß die Barone die Neigung des Königs zu der schönen Prinzessin aus dem Grunde begünstigten, um ihn von den Irrwegen zurückzuführen, auf die ihn Leichtsinn und schlechte Gesellschaft zu verleiten drohten.

Denn die guten Entschlüsse, welche er bei des Vaters Tode gefaßt, waren nicht lange rege geblieben. Er fühlte sich am liebsten in der Gesellschaft seiner Altersgenossen, mit welchen er Muthwillen treiben konnte. Würfelspiele, Trinkgelage und selbst nächtliches Herumschweifen der liederlichsten Art in den Straßen von Prag wurden mehr und mehr sein Zeitvertreib, und die unsaubern Kameraden wußten von dem seiner Sinne nicht mächtigen Könige reiche Schenkungen zu erschwindeln, welche alsogleich brieflich auszufertigen und zu besiegeln der Kanzler unter Drohungen gezwungen ward. Wohl ärgerte sich der junge König bei wiederkehrender Nüchternheit über den geschehenen Mißbrauch seines Leichtsinnes, belobte den Widerstand des Kanzlers, aber das Uebel trat immer häufiger ein und selbst Viola's Macht auf das Gemüth des Gemahls war nicht hinreichend, ihn davor zu schützen.

So kam der Sterbetag des Vaters, an welchem sich der König ins Kloster Königsaal begab, am Grabe seine Andacht zu verrichten, und der dortige Abt Konrad, der vertrauteste Freund des verstorbenen Königs, benützte die ernste Stimmung des jungen Wenzel, ihm das Unwürdige seines bisherigen Benehmens vorzustellen und auf die Gefahr für seinen Ruf bei Zeitgenossen und Nachwelt hinzuweisen. Die freie Rede ergriff den von Natur hochherzigen jungen Mann, er wurde ernst und nachdenkend und gab sich den früheren Ausschweifungen immer seltener hin.

Zugleich rieß ein wichtiges Ereigniß von Außen den König aus seiner Unthätigkeit und spornte ihn zu mannhaftem Vorgehen an. In Polen, welches Wenzel II. großen Theils mit der böhmischen Krone vereinigt hatte, war der unermüdliche Widersacher des neuen Herrscherstammes, Wladislaw Lokietek (Ellenlang), mit glücklichem Waffenerfolge vorgedrungen, so daß die böhmischen Statthalter in Krakau und Großpolen dringend Hilfe erheischten. Daher bewilligte der böhmische Landtag

ein allgemeines Aufgebot. Der Sammelplatz des Heeres war Olmütz; dahin begab sich zu Anfang August auch der König, der sich selbst an die Spitze seines ersten Feldzugs stellen wollte und nahm daselbst seine Wohnung im Hause des Dombechants.

Die große Mittagshitze am 4. August lud ihn zu einer Siesta ein, und als er darauf, im bloßen Hemd und Schlafrock, aus seinem Zimmer in einen offenen Gang trat, um sich abzukühlen, wurde er von einem Meuchelmörder, der sich bis dahin im Hause verborgen hatte, plötzlich überfallen und mit drei Dolchstichen todt zu Boden gestreckt.

Es ist nie offenbar geworden, wer der Urheber der entsetzlichen That gewesen sei. Bei dem Lärm, welcher sich unmittelbar nach geschehenem Morde erhob, sahen die im Hause ausgestellten Wachen einen Krieger, der mit blutgedrängtem Dolche in den Hof herabeilte. Sie ergriffen ihn und hieben ihn in der ersten Wuth auf der Stelle in Stücke.

Später wurde ermittelt, daß er ein Thüringer von Geburt war und Konrad von Botenstein hieß. Ob ihn aber ein persönlicher Grund zur Schreckensthat trieb oder er nur gedungener Sendling war, wird nimmer offenbar werden, und nur unerhärtete Annahmen suchten schon damals wie später das furchtbare Ereigniß zu erklären.

Das böhmische Volk aber sah sich durch diesen Schlag mit einemmale des Führers und Lenkers beraubt und das Geschlecht erloschen, welches die höchste Stelle im Staate so lange ruhmvoll bekleidet hatte. Kein männlicher Sproße des starken Přemyslidenstammes war übrig und nur noch die drei Schwestern des ermordeten Königs waren zunächst berechtigt, den verwaisten Thron anzusprechen, was der ältesten, Anna, durch ihren Gatten, den Herzog Heinrich von Kärnthen wirklich, aber nur vorübergehend, gelang. Die jüngste Schwester Margarethe war ein Jahr vor Wenzels Katastrophe, erst 10 Jahre alt, dem Verlobten, Herzog Boleslaw von Breslau, nach Schlesien gefolgt und nur die zweite Schwester, Elisabeth, weilte noch im Lande, um nach wechselvollem Schicksale den Thron zu erben und ihm ein neues Herrschergeschlecht zu zeugen. Dieser Fürstin begegnen wir noch zweimal in den nächstfolgenden Abbildungen.

VI.



Die Flucht der Prinzessin Elisabeth vom Böhmen
aus der Wyschrader Haft 1310.

Flucht der Prinzessin Elisabeth von Böhmen 1310.

Nach der Ermordung des Königs Wenzel des III. von Böhmen zu Olmütz 1306 und dem hierdurch erfolgten Erlöschen des Mannesstammes der Přemysliden hatte zuerst Rudolph, der Sohn König Albrecht's von Habsburg, welcher Elisabeth, die Witwe König Wenzel des II. zur Ehe nahm, und nach dessen schon im nächsten Jahre erfolgten Tode Herzog Heinrich von Kärnthen den böhmischen Thron durch Wahl der Stände bestiegen. Derselbe hatte zwei Jahre vorher die älteste Schwester des letzten Přemysliden, Anna, zur Gattin genommen und somit den nächsten Anspruch auf das erledigte Scepter gewonnen, und wurde bei seiner Ankunft in Böhmen von Volk und Adel mit Jubel empfangen.

Aber nur zu bald sollte sich die allgemeine Gunst wieder völlig von ihm wenden. Heinrich zeigte sich, ungeachtet seiner stattlichen Gestalt, völlig unfähig, ein größeres Reich zu regieren. Obgleich er König sein und heißen wollte, so scheute er doch die mit den Regierungsgeschäften nothwendig verbundene Mühe und Anstrengung und ließ diese zumeist gehen, wie sie wollten. Um sich Ruhe zu verschaffen, bewilligte er jede an ihn gestellte Forderung, so daß er bald nichts mehr zu geben hatte und bei dem Ungestüm seiner vielfachen Gläubiger kaum die Mittel besaß, die Tafelbedürfnisse zu bestreiten. Der vielfach erfahrene Mißbrauch seiner Güte machte ihn selbst argwöhnisch und in gereiztem Zustande grausam, und so waren ihm zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung schon alle Parteien völlig entfremdet. Um den vielfachen Unordnungen, welche des Königs Unthätigkeit hervorrief, und die sich namentlich in einem erbitterten Streite zwischen der Adelspartei und den Städten kundgab, ein Ende zu setzen, waren die Lenker des Volkes auf die Wahl eines neuen, kräftigen Landesherrn bedacht und hierbei fielen ihre Blicke auf das in Deutschland emporblühende Haus Lützelburg oder Luxemburg, dessen Haupt als Heinrich VII. eben den deutschen Königsthron bestiegen hatte, im Lande aber auf die siebenzehnjährige Prinzessin Elisabeth, die jüngere Schwester der Königin.

Nach vorläufiger Unterhandlung der mißvergnügten Partei durch den Abt von Königssaal am Kaiserhofe und nachdem sich der Kaiser bereit erklärt hatte, Elisabeth zur Königin zu erheben, sandte derselbe Sendboten in die böhmischen Länder, um über alle Umstände genaue Erkundigungen einzuziehen.

Die Prinzessin Elisabeth, auf welche durch diese Verhandlungen die Hoffnung und Liebe der einen, wie der Haß und die Furcht der andern hingelenkt wurde, hatte bisher am Hofe ihrer Schwester zurückgezogen gelebt und ihre Zeit mit den ihr beigegebenen Edelfräulein in weiblichen Kunstarbeiten zugebracht, in welchen sie vorzüglich geschickt war. Ihr gesunder, schöner Körperbau, ihr verständiges Gemüth und der feste Wille, welcher sie auszeichnete, schienen sie der großen, von ihren Anhängern angestrebten Zukunft würdig zu machen.

Aber der böhmische König Heinrich hatte von den angesponnenen Plänen Kunde erhalten und nicht nur kärnthnerische Hilfsvölker nach Böhmen gerufen, welche im Lande wild hausten, sondern auch versucht, die Prinzessin durch schnelle Verehelichung unschädlich zu machen; doch wurde der vorgeschlagene Bräutigam von ihr mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Hierüber soll namentlich ihre Schwester, die Königin Anna, sich im Haß so weit vergessen haben, daß sie der Prinzessin Gift beibrachte, welches aber deren kräftige Leibesbeschaffenheit glücklich überwand.

Die wachsende Gefahr rief aber die Anhänger Elisabeth's zu rascherem Handeln auf, und am Himmelfahrtstage, den 28. Mai 1310, als man bei Hofe eben den Beschluß gefaßt hatte, die Prinzessin in sichere Haft zu bringen, entfloh Elisabeth unter Beihilfe Johann's von Wartenberg und ihres alten Kapellans Berenger, als alte Frau von niederem Stand verkleidet, mit zwei Dienerinen aus der Stadt nach dem Wyšehrad und von dort mit Unterstützung ihres natürlichen Bruders, des Probstes Johann von Wyšehrad, auf einem Zelter nach Nimburg an der Elbe, dessen Bürger, der von ihrem Vater einst empfangenen Wohlthaten eingedenk, die verfolgte königliche Waise aufs freundlichste aufnahmen und gegen jede Gefahr schirmten *).

Während nun der Krieg zwischen den Böhmen und den kärnthnerischen und meißnerischen Söldnern des Königs offen emporloderte und der letztere sich bald im Hradschin eingeschlossen fand, hielten die Stände in Prag eine feierliche Versammlung zu dem Zwecke ab, vom römischen Könige dessen einzigen Sohn Johann für die Prinzessin zum Gemahl zu erbitten. Eine Gesandtschaft von 12 Edlen und Bürgern begab sich sofort nach Frankfurt am Main zu Heinrich VII., und als derselbe nach einigen Verhandlungen in die Bitte gewilligt hatte, zog Elisabeth unter feierlichem Geleite nach Haimbach, wo sie der König und seine Familie aufs herzlichste empfing. In Speier wurde der Prinz Johann am 31. August 1310 mit dem Königreiche Böhmen belehnt und am folgenden Tage mit der Prinzessin Elisabeth vermählt. Nach einem Monate brach das Paar, von einem deutschen Heere und erfahrenen Räthen und Feldhauptleuten begleitet, zur Besitzergreifung seines neuen Königreiches auf, was ihm nach weniger als zwei Monaten mit der Einnahme der Hauptstadt Prag auch gelungen war. Heinrich von Kärnthen mußte am 9. December die Prager Burg und das Land verlassen, und das Haus Lützelburg begann seine Herrschaft in Böhmen, welche unter Johann's und Elisabeth's Sohne, dem Kaiser Karl IV., den Gipfel ihres Glanzes erreichte.

*) Nach einer andern Relation war die Prinzessin als Gefangene auf den Wyšehrad gebracht und dort von dem sie mehrmals besuchenden Berenger, nachdem er die Wächter mit einem Schlaftrunke betäubt hatte, befreit worden. Diese Erzählung hat der Künstler der beigegebenen Darstellung zu Grunde gelegt.

VII.



Gewaltthätiges Verfahren König Johann's von Böhmen
gegen seine Gemahlin Elisabeth 1318.

Zwist im böhmischen Königshause 1318.

Die im vorausgegangenen Blatte erzählte Vermählung der böhmischen Königstochter mit dem Prinzen Johann von Lützelburg währte 20 Jahre, bis zum 28. September 1330, wo die Königin im 39. Lebensjahre auf dem Wyšehrad starb. Doch war weder die Ehe eine vollkommen glückliche, noch wurden die von den Böhmen genährten Hoffnungen erfüllt. Der König konnte zu keiner Zeit verbergen, daß er sich im Lande als Fremder fühle und machte aus dieser Gesinnung gegen seine Umgebung um so weniger ein Geheimniß, als er sich hatte eidlich verpflichten müssen, seine mitgebrachten deutschen Räthe und Genossen aus Böhmen zu verabschieden. Sich im Lande nicht heimisch fühlend, brachte er auch wenige Zeit in Böhmen selbst zu und durchfuhr ganz Europa auf unstäten Zügen, allenthalben sein Schwert hintragend, wo die Kriegsfackel emporloderte, so daß er mehr ein fahrender, Abentheuer suchender Ritter als ein König eines beträchtlichen Reiches zu nennen war. Eine natürliche Folge dieser Fahrten war die fast beständige Geldnoth Johann's, zu deren Behebung er dann wohl Böhmen in Person, aber auch mit schweren Steuern und mit Verpfändung der Krongüter heimsuchte.

Ein im Jahre 1318 von ihm aufgenommenes Project, mit dem deutschen Könige Ludwig das Königreich Böhmen gegen die Rheinpfalz zu tauschen, welcher Plan an dem entschiedenen und kräftigen Widerstand der Königin Elisabeth scheiterte, führte endlich zu traurigem Zwist zwischen den königlichen Ehegatten selbst.

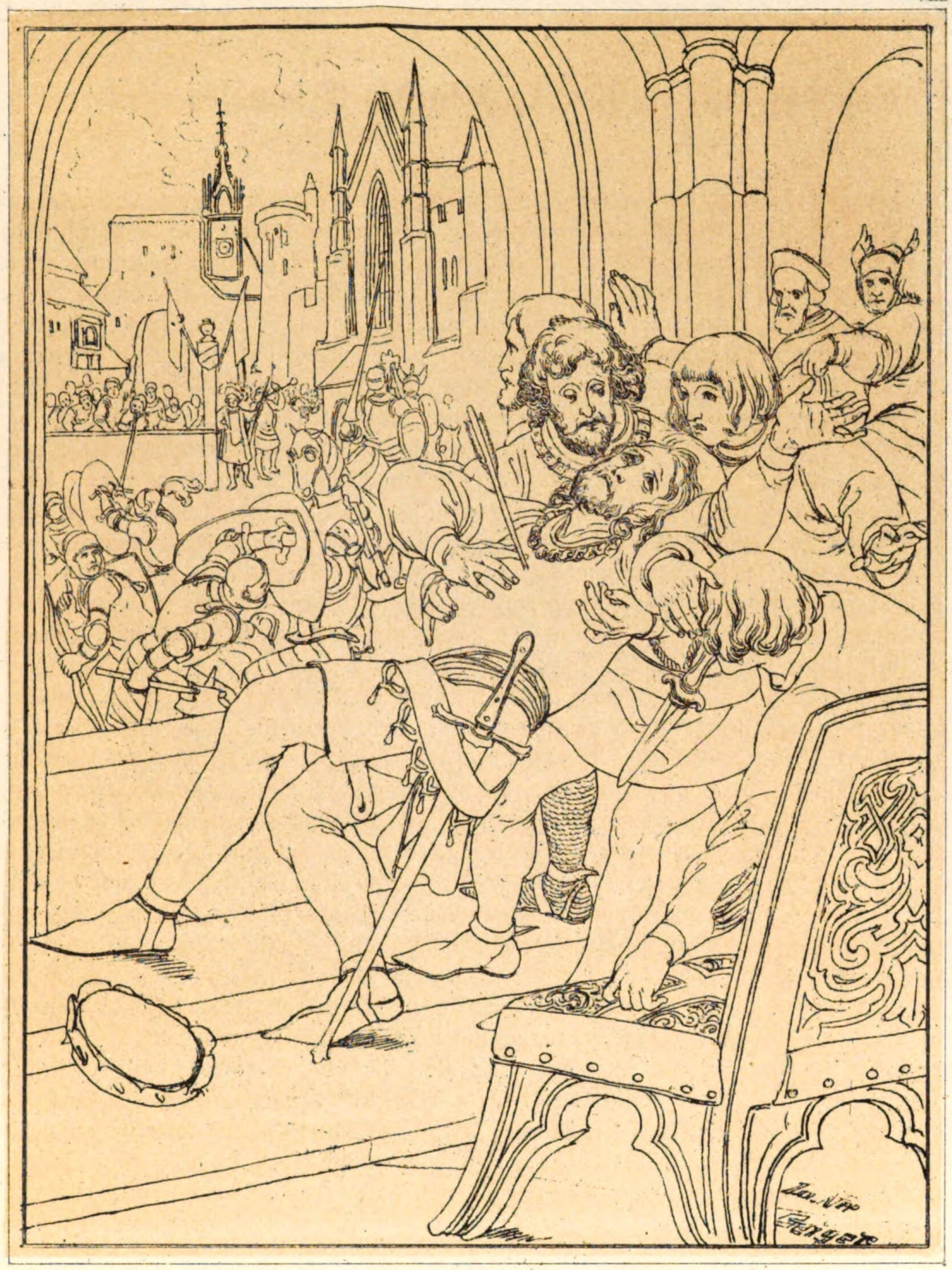
Der Ausspruch der Königin, sich der Ausführung des erzählten Tauschprojectes mit den Anhängern ihres Sohnes selbst offen zur Wehr zu setzen, wurde alsbald dem Könige hinterbracht und geschäftige Feinde Elisabeth's wußten diese Aeußerung als förmliche Verschwörung darzustellen, nach welcher sie den Gatten aus dem Lande vertreiben und unter Erhebung des unmündigen Sohnes auf den Thron die vormundschaftliche Regierung zu führen beabsichtigen sollte. Es heißt, daß selbst die eheliche Treue der Königin vor Johann grundlos verdächtigt worden sei, von dem ohnedieß erbitterten Könige aber auch diese Ohrenbläserei Glauben gefunden habe.

Im ersten Aufbrausen eilte Johann mit einer bewaffneten Schaar nach Elbogen, wo damals die Königin mit ihren Kindern verweilte. In die Burg eingetreten, befahl er der dortigen Mannschaft, ihre Posten auf den Thürmen und Mauern zu verlassen und seinem neuen Gefolge zu übergeben, und als sie über so unerwarteten Befehl betroffen ungewiß zauderten, läßt er gleich auf sie schießen, wie auf Feinde. Die Königin erschrack heftig und glaubte Anfangs, der Gemahl sei von Sinnen, umsonst war ihr liebevolles Nahen mit ihren Kindern, denn Johann blieb stumm in sich gekehrt und verfügte endlich die Trennung der Königin von ihren Kindern und treuesten Dienern. Sie wurde nach Melnik gesendet, wo sie mit geringem Gefolge hinfort ein einsames Leben führen sollte, und selbst der kleine Sohn Karl mußte den väterlichen Unmuth über sich ergehen lassen; er ward mit zwei Wärterinnen in eine finstere Kammer gesperrt, wo er durch zwei Monate kein Tageslicht erblickte.

Tod des Markgrafen Leopold des Erlauchten 994.

Sowohl über das Jahr, in welchem das mannhafte Haus der Babenberger mit der Ostmark belehnt wurde, als auch über die Ursache dieser dem Dinastengeschlechte gespendeten kaiserlichen Gunst hat die vaterländische Geschichte lange mit Zweifel und Fabel kämpfen müssen und erst die neueste Zeit, wo das kritische Geschichtsstudium mit einem Ernste und Eifer, wie vordem nie, zu Werke geht, hat auch in dieser Frage, so weit das Dunkel der Vorzeit es möglich macht, Sicherheit und begründete Wahrheit gemacht. Es war der gelehrte Akademiker Dr. A. von Meiller, welcher zuerst die bisher so oft erzählte und abgebildete Fabel widerlegte, der Graf Leopold habe noch als Jüngling dem auf der Bärenjagd in Gefahr gerathenen Kaiser Otto dem I. seinen Bogen dargereicht, ihn so vor einem anstürmenden Bären gerettet und hierfür von des Kaisers Sohn die Ostmark erhalten. Dafür wies er nach, daß die Belehnung ein Lohn der treuen Vasallenhilfe war, welche Graf Leopold dem Kaiser Otto II. in dem hartnäckigen und gefahrdrohenden Kampfe gegen Herzog Heinrich II. von Bayern geleistet hatte, welch' letzterer nicht nur die Unabhängigkeit seines Herzogthums, sondern selbst die deutsche Kaiserkrone anstrebte. Durch die dreijährige Dauer des Krieges ist auch der Zeitpunct der Belehnung mit dem Jahre 975 oder Anfang 976 gegeben, denn im Juli des letzteren Jahres erscheint Leopold bereits als Markgraf. Derselbe fand aber den größten Theil, alles Land östlich der Enns, von den Ungern besetzt, und der Markgraf mußte, wollte er die Ostmark in jener Ausdehnung beherrschen, wie sie Karl der Große nach dem Siege über die Awaren geschaffen hatte, sie neuerdings dem Feinde abringen. Dieß geschah durch ein kühnes Vorschreiten über die Enns bis zur Erlaph. Leopold zog vor Melk (Medilicha), ein schon von den Römern auf steiler Höhe an der Donau erbautes Kastell, welches von den Magyaren Eisenburg (Vásvár, Isenburg im altdeutschen Gedichte: der große Rosengarten) genannt wurde und dem Herzoge Geysa zum Aufenthalte diente. Die Veste wurde erstürmt, das Land bis zum Kahlengebirge den Magyaren entrissen und Leopold wählte Melk zu seinem Aufenthalte, wo er auch ein Chorherrenstift gründete. In die an Bewohnern armen Landstriche aber berief der Markgraf deutsche Kolonisten, ebenso waren die mit Grundbesitz ausgestatteten Stifte Passau, Freising und Salzburg auf den Anbau ihrer Güter und deren Besetzung mit neuen Ansiedlern bedacht und so sehen wir das Land, von welchem es noch 985 in einer kaiserlichen Urkunde heißt, „daß es ohne Bewohner mit Wald überwuchere", bald gut bebaut und mit zahlreichen Orten besetzt.

Leopold der Erlauchte aber genoß nicht lange die Frucht seiner Bemühung. Bei den Festlichkeiten, welche jährlich zu Ehren des heil. Kilian zu Würzburg gehalten wurden, erschien auch Leopold im Juli 994, um an den Spielen der Herren und Ritter, die sich zahlreich versammelt hatten, theilzunehmen. Mit ihm war der Sohn seines Bruders Heinrich von Schweinfurt gegenwärtig, der einen würzburgischen Ritter kurz vorher hart behandelt hatte, indem er ihn der Augen berauben ließ. Ein Freund des Gestraften und Geblendeten wollte die Schmach rächen und drückte meuchlings einen Pfeil gegen Heinrich ab, der aber nicht diesen, sondern den zunächst weilenden Markgrafen Leopold traf und ihn tödtete. „Er hinterließ keinen in allen Staatshandlungen besseren und weiseren Fürsten", rühmt ein Zeitgenosse von ihm. Sein Leichnam wurde anfangs in Würzburg beigesetzt, nach zwei Jahren aber nach Melk übertragen.



Tod des Markgrafen Leopold des Erlauchten
durch einen Pfeilschuſs zu Würzburg
994.

IX.



Tod König Johann's von Böhmen in der Schlacht bei Crecy 1346.

Tod des Königs Johann von Böhmen 1346.

Es ist bei Erzählung des Zwistes im böhmischen Königshause das unstäte Treiben Johann's von Lützelburg erwähnt worden, welches ihn den größeren Theil seines Lebens von Böhmen fern hielt, in beständige Geldverlegenheit brachte und seinem Königreiche keineswegs zum Heile gedieh. Das in jener Zeit gang und gebe gewordene Sprichwort, daß „ohne Gottes und des böhmischen Königs Hilfe Niemand etwas auszurichten vermöge", spricht ebensowohl von seiner Tapferkeit als der Sucht, an den Welthändeln aller Zonen Antheil zu nehmen. In der That war des Königs Gebahren geradezu ein vagabundes zu nennen, wie ein kurzer Ueberblick seiner Heerfahrten zeigt. 1313, nach seines Vaters Tod mit Ludwig von Baiern zu Felde ziehend, finden wir ihn 1315 in Italien und 1322 nach einer Tour nach Avignon, Paris und Luxemburg nach Prag zurückkehrend, noch im selben Jahre vorzüglichen Antheil an der Schlacht bei Mühldorf nehmend und hierauf 1324 für den König von Frankreich in Lothringen, 1328 gegen die Flamänder kämpfend. Dann eilte er mitten im Winter 1329 den deutschen Rittern nach Preußen zu Hilfe, wobei er ein Auge einbüßte, und war noch in demselben Jahr wieder in Frankreich. Als er das nächste Jahr in dem von Parteien zerrissenen Italien als glücklicher Eroberer abentheuerte, machte er sich dem Kaiser Ludwig verdächtig, als strebe er nach der Kaiserkrone, versöhnte sich aber 1332 wieder mit ihm und begab sich, nachdem er in Prag neue Gelder behoben, nach Paris und Avignon. Genöthigt zog er hierauf das Schwert für seinen zweiten Sohn Johann Heinrich, welchem die Erbschaft von Kärnthen und Tirol streitig gemacht wurde.

Inzwischen aber ficht er wieder 1338 gegen die Lithauer und gleich darauf in Frankreich. Das im Jahre 1340 ihn betreffende Unglück der völligen Erblindung machte wohl einen mächtigen Eindruck auf des Königs Gemüth, er wurde ernster und gemäßigter, doch sein lebhafter Geist war hierdurch keineswegs gebrochen. Mit Ende 1344 unternahm er einen neuen Feldzug nach Preußen und Lithauen, im nächsten Jahre kämpfte er gegen den König von Polen, und als im Jahre 1346 der König Eduard III. von England mit 6000 ritterlichen Streitern und großem Troß in Frankreich landete, durfte der schlagfertige Johann beim Entscheidungskampfe nicht fehlen und zog mit seinem Sohne und 500 Helmen zur Unterstützung des Königs von Frankreich heran. Am 26. August standen sich die Heere der Engländer und Franzosen bei Crecy gegenüber, und vergebens wurde den tollkühnen Führern der letztern von den besonnenen Heerführern, welche den König von Böhmen begleiteten, angerathen, die vom Marsche ermüdeten Truppen ausruhen zu lassen und den nächsten Tag zum Schlachttage zu bestimmen. Sie wurden überstimmt, die Schlacht entbrannte von Seite der Franzosen ohne Plan und Ordnung, während der Muth der Engländer neben ihren wohlgeordneten Reihen und gestärkten Streitern auch durch die Tapferkeit des Königs Eduard und seines Sohnes, des schwarzen Prinzen, gehoben wurde; und so bedurfte es nicht einmal des Donners der groben Geschütze, die hier zum erstenmal in einer großen Schlacht gebraucht wurden, um den Engländern den Sieg zu sichern. Bald war das Schlachtfeld mit der Blüthe des französischen Adels bedeckt, das Heer erschlagen oder in wilde Flucht zerstäubt.

König Johann befand sich bei der Nachhut. Als er die schlimme Wendung erfuhr, verlangte er an der Schlacht theilzunehmen. Er rückte mit den Seinigen zum Treffen vor und erwiederte die Aufforderung seiner Barone, sein Leben zu retten, weil schon alle Aussicht zum Siege verloren sei, mit den mannhaften Worten: „Das wird, wills Gott, nicht geschehen, daß Böhmens König aus

der Schlacht fliehe." Er befahl nunmehr, ihn ins dichteste Handgemenge zu führen, wo er selbst noch die Kraft seines Schwertes erproben könne. Es nahmen daher Ritter Heinrich aus dem adeligen Geschlechte der Mönche von Basel und Heinrich von Klingenberg den König in die Mitte, banden sein Roß an die ihren und stürmten mit dem Losungsworte „Praha" dicht gedrängt in den Feind, bis sie, von der Ueberzahl erdrückt, ihren Wunden erlagen. Auch der König sank vom Pferde und wurde bei Einbruch der Nacht inmitten der Leichen seiner Tapfern noch athmend gefunden. König Eduard ließ ihn in sein eigenes Zelt tragen und pflegen, doch gab Johann noch in derselben Nacht seinen Geist auf. Der hochherzige Sieger konnte sich beim Anblicke des Todten der Thränen nicht enthalten und sprach es aus, daß „heute die Krone der Ritterschaft, ein König, dem nie ein anderer ähnlich gewesen", gefallen sei.

X.



Maria Szetsi übergibt, bezwungen vom Heldenmuth des Palatins Wesselenyi das Schloss Murany.

Maria Szétsi.

Ein festes Schloß ist Burg Murán
Und schöner ist kein Weib,
Als wie Maria Szétsi ist
An Seele und an Leib.

Doch trotz'ger ist auch kein Magyar,
Der Rakoczy's Genoß,
Als wie Maria Szétsi ist
Auf ihrem festen Schloß.

Vergebens liegt seit Monden schon
Der Palatin davor,
Denn nicht sein Kriegsheer, nur sein Blick
Gelangt zur Burg empor.

Da macht sich Wesselenyi selbst
Einst auf, in nied'rer Tracht,
Versuchend ob ihm nicht den Sieg,
Erring des Wortes Macht.

Und vor Maria Szétsi steht
Der Kühne bald darauf,
Und läßt der Rede Feuerstrom
Den ungehemmten Lauf.

Wohl staunt den Wagling an Marie,
Doch bleibt sie fest wie Stahl,
Und nur ihr Bild im Herzen bringt
Der Feldherr mit ins Thal.

Und wo im Lager oder Zelt
Er weilen mag hierauf,
So taucht vor ihm dieß holde Bild,
Das Bild Marien's auf.

Durch einen Diener schickt darum
Ein Schreiben er an sie:
„Nicht kann ich leben ohne Dich,
Nicht ohne Dich, Marie."

„D'rum biethe ich Dir Herz und Hand,
Wie's zwischen uns auch sei,
Und wie dem König, bleib ich Dir
Bis in den Tod getreu."

Nicht lang darauf, so wird ihm auch
Die Antwort schon gebracht,
Die lautet: „Komm auf Schloß Murán
Sobald es Mitternacht."

Die Lagerfeuer glimmen aus,
Der Nachtwind seufzt am Moor,
Da tritt der Wesselenyi kühn
Ins Schloß durch's alte Thor.

Da plötzlich rasselt's. „Ha, Verrath!"
So ruft er, doch erfaßt
Schon fühlt er sich und fortgeschleppt
Zu finsterm Raum mit Hast.

In Ketten schlägt man seine Hand
Und weist ihm Block und Beil,
„Nun zwischen Leben oder Tod
Erwähl' dir deinen Theil."

„Verlaß den König, der uns Feind,
Und schließe einen Bund
Mit Rakoczy, wo nicht, so schlug
Für dich die letzte Stund'."

Doch mit erhob'nem Haupte spricht
Der Feldherr ohne Scheu:
„Der Liebe und dem König bleibt
Ein echter Ungar treu."

Und sieh', schon langet nach dem Beil
Ein Mann im rothen Rock,
Doch furchtlos legt der Palatin
Sein Haupt hin auf den Block.

Da theilt Maria Szétsi rasch
Den Knäul des Kriegerschwall's,
Und hebt den Ueberraschten auf,
Und sinkt ihm an den Hals.

„Besiegt bin ich durch Euren Muth,
D'rum zieht als Sieger ein,
Denn wer so treu, wie Ihr, der kann
Kein Feind der Ungarn sein!"

Dr. Johann Nep. Vogl.



Loudon durchreitet in der Nacht das Schlachtfeld
von Kunnersdorf 1758.

Das Schlachtfeld von Kunnersdorf 1758.

Unser Künstler, die bemerkenswerthen Momente alter wie neuer Zeit zum Gegenstande seiner geistvollen Skizzen wählend, führt uns auch zwei Episoden aus dem denkwürdigen Zeitabschnitte vor Augen, welcher in die Tage der großen Kaiserin Maria Theresia fällt und unter der Bezeichnung des siebenjährigen Krieges bekannt ist.

Durch geschickt vermittelte Bündnisse mit Frankreich, Rußland und Sachsen, mit einem großen Theile der übrigen Reichsfürsten und Schweden, durch Verträge mit Spanien und Neapel bezüglich Italien's, sowie durch ein schlagfertiges in unablässiger Sorge der Kaiserin herangeschultes Heer hatte sich Maria Theresia zu einem dritten Kriege gegen Friedrich II. vorbereitet, welcher im Jahre 1756 entbrannte. So wenig Resultate dieser mit der größten Aufopferung geführte Kampf nach sieben blutigen Jahren auch errang, ist er doch reich an Großthaten der österreichischen Waffen, welche schon in dem ersten Treffen den nach verzweifelten Anstrengungen obsiegenden Preußen das Geständniß abnöthigten: „dieß sind nicht mehr die alten Oesterreicher“ und sie verstanden diesen Ruf während der ganzen Kriegsperiode, im Glück wie Mißgeschick zu behaupten, ja die Armee ging aus dem Kampfe selbst verjüngt und mit erhöhtem Selbstbewußtsein hervor.

Die erste der Skizzen, welche Geiger aus dem siebenjährigen Kriege vorführt, ist das Schlachtfeld von Kunnersdorf.

Hier, in dem hügeligen Terrain eine Meile östlich von Frankfurt an der Oder in der Provinz Brandenburg trafen am 12. August 1758 die vereinigten Russen unter Soltikoff und Oesterreicher unter Loudon mit der Armee des Königs Friedrich auf einander. Die Schlacht begann mit einem Angriffe der Preußen gegen die russischen Verschanzungen, welche auch nach Verjagung der Besatzung und Eroberung von 70 Kanonen durch die preußischen Grenadiere genommen wurden. Der ganze russische linke Flügel war in großer Verwirrung, doch vermochten die Generale noch die Ordnung herzustellen und frische Truppen gegen den Feind zu führen. Der zweite Angriff wurde von den Russen besser ausgehalten, bis sie sich, von preußischen Colonnen auch im Rücken angegriffen, entmuthigt auf Kunnersdorf zurückzogen und Friedrich den Sieg für gesichert hielt.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke eilte Loudon herbei, warf die preußischen Bataillone in unwiderstehlichem Vordringen und eröffnete gegen die vom König vorgesendete Kavallerie ein so mörderisches Kartätschenfeuer, daß auch diese die Flucht ergriff. Der König führte selbst das zweite Treffen ins Feuer, welches auch muthig vordrang, aber von dem Kugelregen und den Bajonneten der Oesterreicher empfangen und aufgehalten wurde. Auch der Angriff der preußischen Reiterei, des Königs letzte Karte, mißlang und in ordnungsloser Flucht ergossen sich nun seine Krieger, während Friedrich sie vergebens aufzuhalten suchte und selbst nur mit Mühe von einer Schaar Ziethen'scher Husaren vor der Gefangenschaft bewahrt wurde. Den Preußen wurden nicht allein die schon von ihnen eroberten siebzig Kanonen wieder, sondern noch hundert zwei und siebzig ihrer eigenen Geschütze, sechs und zwanzig Fahnen und zwei Standarten entrissen. Ueber achtzehntausend ihrer Truppen, die Hälfte des Fußvolkes und ein Viertel der Reiterei war todt oder verwundet.

Wie sehr dieser Schlag den sonst Unerschütterlichen berührte, geht aus Friedrich's Schreiben am Abend nach der Schlacht hervor: „Von einer Armee von 38.000 Mann habe ich in diesem Augenblicke nicht 3000, alles flieht und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute; man wird zu Berlin wohl thun, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Das ist ein grausamer Umschlag des Glückes; ich

werde ihn nicht überleben und die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein als die Schlacht selbst. Ich habe keine Hilfsquellen mehr und um nicht zu lügen, muß ich sagen, Alles ist verloren."

Während der König so an seiner Sache verzweifelte, durchritt Held Loudon in der Nacht das mit Leichen und Trümmern bedeckte Schlachtfeld und traf trauernden Gemüths die Anstalten zur Pflege der Verwundeten und Bestattung der Gefallenen.

Der Sieg aber hatte leider die gehofften Folgen nicht und es wird dem Zögern des russischen Generals zugeschrieben, daß die Schlacht bei Kunnersdorf nicht zum Abschlusse eines für Oesterreich günstigen Friedens führte.



Der Jungfernsprung bei Gösting.

Der Jungfernsprung bei Gösting*).

Es war am Sanct Margretentag,
Der Nebel auf der Mur noch lag;
Kein Aug' Schloß Gösting noch erspäht,
Das Ohr erräth nur, wo es steht.

Vom Gipfel hallt's das Thal entlang
Wie Stahlgeklirr, wie Hörnerklang:
Es gilt ein stattlich Festturnei,
Und Herzenskämpfe nebenbei.

Es gilt Herrn Wulfings Töchterlein,
Um das zwei wackre Freier frei'n,
Ein Junger, arm — doch sanft und mild,
Ein Aelt'rer, reich — doch rauh und wild.

Den Vater lockt des Reichen Gold,
Dem Armen ist die Tochter hold;
Im Lindengarten auf dem Plan
Hebt bald das ernste Rennen an.

Das ernste Rennen um die Braut,
Die starr vom Söller niederschaut;
Was frommt der Streit mit Stahl und Erz,
Wo längst entschieden hat ihr Herz.

„Ich hab den Sinn auf ihn gestellt,
Auf keinen Andern in der Welt:
Und kann nicht er, nicht er es sein,
Hüllt mich nur gleich ins Leichtuch ein.

---

*) Der Name Jungfernsprung wiederholt sich in und außer Oesterreich mehrfach bei steil abfallenden Felswänden und die Sage weiß allenthalben von Jungfrauen zu erzählen, welche wie in der oben aufgeführten Ballade, aus Verzweiflung oder zur Wahrung ihrer Ehre vor verfolgenden Ungethümen menschlicher oder thierischer Natur den kühnen Sprung in die Tiefe thaten und dabei theils zu Grunde gingen, theils wunderbar gerettet wurden. Solche Oertlichkeiten sind beispielsweise der Jungfernsprung in der Brühl bei Wien, jener bei Pettau in Steiermark, unter dem Schlosse Maretsch und bei der Jauffenburg in Tirol, der Jungfernsprung oder Dreikreuzberg bei Aussig in Böhmen, jener bei Trencsin und unter dem Zipserschlosse in Ungern 2c. Auch der Legende von der Nonne zu Sonnenburg in Tirol liegt dieselbe Erzählung, nur ins Klösterliche übertragen, zu Grunde. Für den Jungfernsprung zu Gösting spricht aber wenigstens ein alter Gewährsmann, der Mönch von Ruen (Rein), welcher in dem Fragmente seiner Reimchronik erzählt:

An sannd Margritn dacz geschach
Man pey der purkh ze Gestnich sach
Vm hern Wulfings junkfrawen streiten
Zwen ritter menigkleichen.

Auf dieser alten Chronik fußt die hier mitgetheilte Ballade, sowie noch jetzt der unter den Ruinen der Hochburg sich ausdehnende Plan, der Lindgarten heißt.

Weit lieber arm mit ihm in Noth,
Weit lieber mit dem Todten todt,
Als mit dem Mann, der meine Pein,
Im Leben goldne Leiche sein."

Dieweil das Fräulein also spricht,
Zertheilte sich der Nebel dicht,
Daß sich die Streiter können seh'n,
Und an ihr blutig Wetten geh'n.

Hei, wie da Schwert an Schwert erklirrt,
Daß jeder Streich durch's Herz ihr schwirrt,
Und wie sie lauscht und harrt und fragt,
Zu schau'n bemüht, wovor sie zagt.

Du heil'ger Gott! nun ist's gescheh'n —
Du heil'ger Gott! sie hat's geseh'n!
Er stürzt — er liegt in seinem Blut,
Sein Mörder naht voll Uebermuth.

O fort, o fort! — Er holt die Braut,
Und Siegesjubel folgt ihm laut.
O fort, hinaus in Busch und Wald —
Weh ihr, die Flucht verräth sie bald.

„Komm, meine Tochter!" — „Komm, o Braut!"
Sie hört den Schreckensruf, ihr graut —
Sie eilt durch Dorn und Busch und Stein,
Als müßt es an's Weltende sein.

Schon steht sie knapp am Bergessaum,
Für einen zweiten Schritt kein Raum!
Vor ihr zu tiefst das Thal so grün,
Ein Rasenpfühl, d'rauf Veilchen blüh'n.

Und ihr im Nacken schon der Arm,
Der sie gestürzt in solchen Harm!
„Wohin?" — Zwei Stimmen schrei'n zugleich;
„Zu spät!" — Das Thal gibt Antwort euch.

Es war am Sanct Margretentag,
Als todt im Thal das Mägdlein lag;
Des hatt' ein Vater großen Gram,
Und wenig Freud' ein Bräutigam.

Johann Gabriel Seydl.



Kaiser Karl der Grosse am Sarge des heil. Petrus

773.

Karl der Große am Sarge des heiligen Petrus 773.

Im Jahre 773 brach der gewaltige Frankenkönig Karl das erstemal mit einem mächtigen Heere nach Italien auf, von dem durch den Langobardenkönig Desiderius bedrängten Papste Hadrian herbeigerufen. Zwei Abtheilungen, deren eine Karl selbst, die andere sein Oheim Bernard führte, überstiegen die Alpen, umgingen die von den Langobarden verschanzten Päße und erschienen in ruhiger Stärke in der oberitalischen Ebene, wo der Feind den Anblick der fränkischen Krieger nicht ertrug, sondern in die Festungen Pavia und Verona zurückwich. Dieser hoffte, die Franken im fremden Lande durch defensives Verfahren zu ermüden und mit Eintritt des Winters freiwillig abziehen zu sehen; aber Karl war nicht der Mann, ein begonnenes Werk unvollführt zu lassen. Die Belagerung von Pavia, wo sich der König Desiderius selbst eingeschlossen hatte, wurde den ganzen Winter hindurch fortgesetzt, und als sich die Stadt mit Beginn des Frühjahres noch nicht ergab, beschloß Karl, sein Heer vor Pavia zu lassen und selbst das Osterfest in der alten Weltstadt Rom zu feiern.

Mit seiner Gemahlin Hildegarde und deren Kindern Karl und Rothrud, welche er zu diesem Anlasse berufen hatte, trat er seine erste Fahrt nach Rom an. Ein feierlicher Zug von Geistlichen und Lehrern mit ihren Schülern empfing ihn, als er sich der Stadt näherte, lobsingend, mit Palmen und Oelzweigen. Bei diesem Anblick stieg der König mit seinem ganzen Gefolge vom Pferde und ging zu Fuß nach der Peterskirche. Als er die Stufen derselben hinanstieg, küßte er andächtig die Stufen, als von den Füßen so vieler Heiligen berührt. Oben in der Vorhalle stand der Papst mit der hohen Geistlichkeit und empfing ihn mit dem Friedenskusse und führte ihn in die Kirche. Die Geistlichkeit sang dazu: „Gebenedeiet, der da kommt im Namen des Herrn!" Nach dem Gottesdienste stiegen sie zu dem Grabe des Apostels Petrus hinab, auf dessen Sarg Karl die Bestätigungs-Urkunde über die Schenkung seines Vaters, das dem heiligen Stuhle zu eigen gegebene Exarchat, zugleich mit dem Evangelienbuche niederlegte. Hier gelobten sich auch Papst und König ewige Freundschaft, welches Gelübde sie gehalten bis in den Tod.

Dieß war der erste Römerzug Karl's, der dabei nach dem Willen des Papstes von seiner einfachen Art der Kleidung abging und als Schirmherr und Patricius von Rom in römischer Kleidung, dem langen Schleppkleide und weiten Mantel erschien. Noch dreimal sah die Weltstadt den König in ihren Mauern und auf der vierten, zur Wiedereinsetzung des Papstes Leo III. unternommenen Romfahrt war es, wo das Oberhaupt der Kirche am Weihnachtstage des Jahres 800 den König Karl durch Salbung und Krönung zum Imperator setzte, 324 Jahre nachdem diese Würde des alten Rom mit Romulus Augustulus erloschen war. Und sie bestand, wechselnd auf mehre Herrscherstämme übergehend, mit dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation" ein volles Jahrtausend, bis zur Niederlegung des Titels durch Kaiser Franz II. im Jahre 1804.

Krönung des Kronprinzen Ferdinand zum König von Ungern 1830*).

Wie drängt's durch Preßburg's Straßen zum festlich hellen Dom,
Auf Erkern und auf Giebeln ein bunter Menschenstrom.
Und alle Glocken läuten mit vollem, lautem Schall,
Und die Kanonen lärmen, ein Donnerchor, vom Wall.

Im schönen Dom zu Preßburg, am festlichen Altar,
Reicht seinem Sohn die Krone der große Vater dar.
Rings glänzen die Magnaten in Purpurflammen ganz,
Von Gold und Edelsteinen ein Regenbogenglanz.

Und da die heil'ge Krone des Sohnes Haupt umkränzt —
Und ihn wie eine Sonne vom Himmel hell umglänzt,
Und da vom „Heil dem König!" die Wölbung widerhallt,
Das nicht allein von Lippen, aus tausend Herzen schallt!

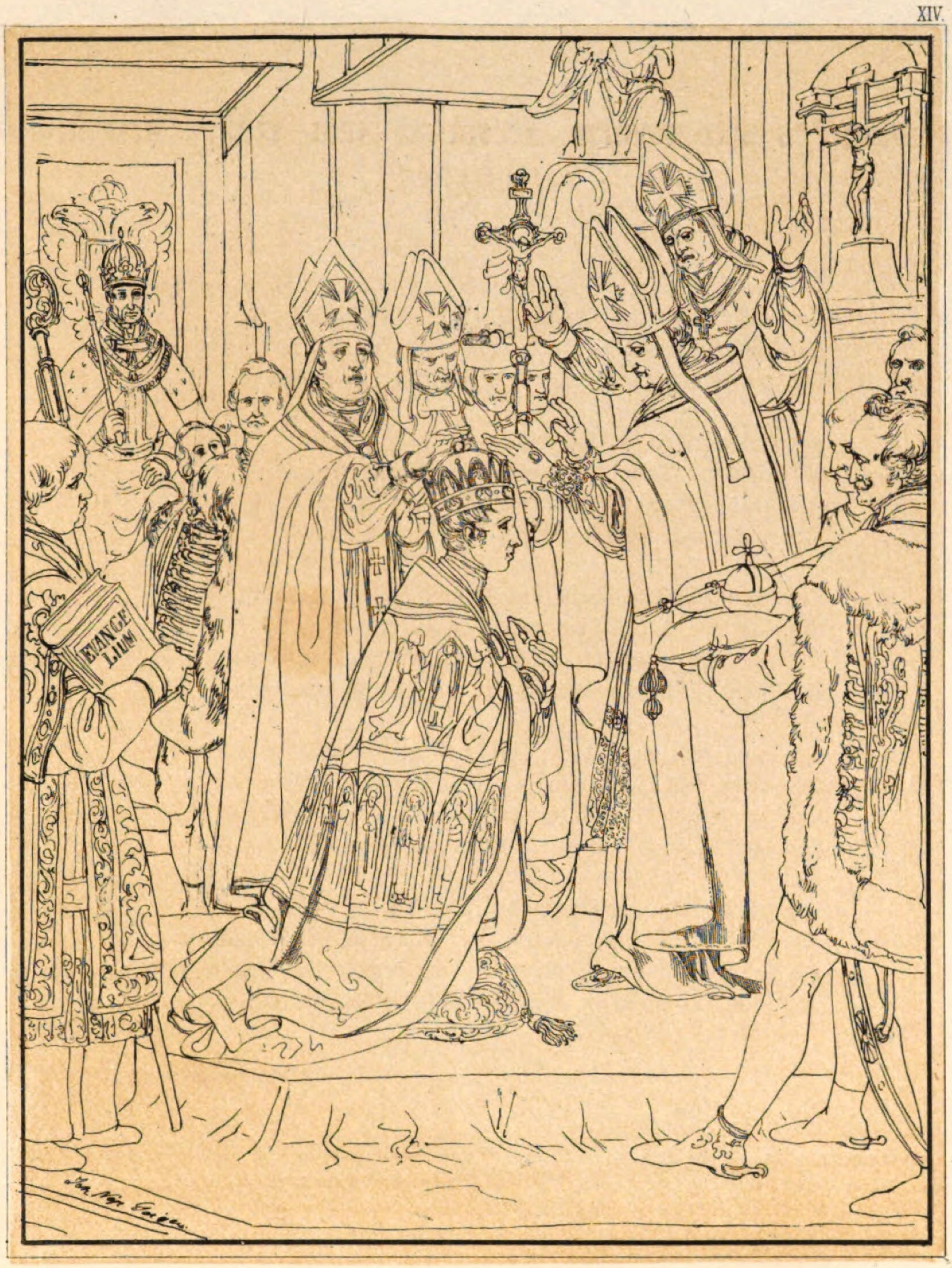
Da beugt der junge König sein Knie vor dem Altar,
Und beugt sein Haupt zum Segen dem großen Vater dar.
Und der erhebt die Hände, und der erhebt den Blick —
Und senkt aufs Haupt des Sohnes sie segnend dann zurück.

Und beiden von den Augen die helle Thräne rollt,
Dem König mit Silberhaaren, dem König mit Lockengold.
So steh'n die hohen Fürsten gar lang bewegt und stumm —
Und Alle, die es sahen, die weinten im Kreis herum.

Ludwig August Frankl.

*) Wiewohl im Gegenstande durch mehr als ein volles Jahrtausend getrennt, läßt sich das vorliegende Blatt an das vorausgegangene reihen. Wie dort den Anfang, sehen wir hier den Schlußstein einer geheiligten Feier, wie dort die erste Kaiserkrönung, sehen wir hier die letzte Krönung eines Königs von Ungern, dessen Insignien noch zur Stunde ein heiliges Palladium der Nation bilden. — Dem Historiker gibt die Krönung des Kronprinzen 1830, nach dem althergestammten Gebrauche vollzogen, außer einfacher Anführung des Factums selbst keine Ausbeute, es tritt daher hier der Dichter in die Reihe ein und wir begleiten das Bild mit den sinnigen Versen, welche das „Habsburgerlied" über diese Episode enthält.

XIV.



Krönung des Kronprinzen Ferdinand zum König von Ungarn.

1830.



Herzog Leopold und sein Hofnarr
am Kahlenberg.

Herzog Leopold und sein Hofnarr.

Der biede Herzog Leupold,
In Deutschland hoch geehrt,
Hielt einen lust'gen Rath im Sold
Den schmucken Sigisbert.

Der macht ihm glatt die Stirne oft,
Wenn Gram die Furche zog,
Bis daß ein Lächeln unverhofft
Sein Antlitz überflog.

Denn Leupold war ein biedrer Held,
Hätt alle gern beglückt;
Doch Hundert freuet in der Welt,
Was Einen wieder drückt.

Drob grämte sich der Herzog sehr,
Nicht jedem recht zu thun,
Doch Sigbert sprach: „Was ist's nun mehr,
Laßt doch die Grillen ruh'n."

„Der liebe Gott im Himmelreich
Regiert gar sehr gerecht,
Und theilet Sonn' und Regen gleich,
Und macht's doch keinem recht."

„Traun!" sprach der Herzog, „Sigisbert
Das Wort war gut und fein,
Nimm deine Armbrust und mein Schwert,
Die Jagd soll uns zerstreu'n."

Und als der Herzog zieht hinan
Den Kahlenberg zur Jagd,
Da keucht empor die steile Bahn
Sein Hofnarr, schwer bepackt.

Und Leupold hält die Zügel stramm:
„Was trägst du da, Gesell'?"
„Ei", sprach der lust'ge Rath, „ich nahm
Ein Säcklein auf mein Fell."

Da lacht der Herzog: „Meiner Treu'!
Dein Imbiß wird dir schwer."
Doch listig grinst der Narr dabei:
„Ei wahrlich, lieber Herr!"

„Erlaubt, hier, wo die Quelle fließt,
Ein wenig auszuruh'n,
Und gönnt mir eine kurze Frist
Mein Säcklein aufzuthun."

Und gnädig steigt der Herzog d'rauf
Vom edelstolzen Roß,
Und Sigbert hebt sein Säcklein auf,
Und knüpft die Stricke los.

Und aus dem Sacke kollern wohl
Links, rechts den Berg hinab
Viel Todtenschädel, dumpf und hohl,
Als wollten sie ins Grab.

D'rob staunet Herzog Leopold:
„He, Narr, was soll das sein?"
Doch dieser spricht: „Da unten rollt
Ein Schädel an dem Stein."

„Und dort hüpft einer an dem Strauch,
Und wieder einer dort, —
Und gab ich gleiche Richtung auch,
Verschieden zieh'n sie fort."

„Und doch sind's Schädel, hohl und todt,
Kein Fünkchen Leben d'rin,
Und keiner will nach dem Gebot
In gleicher Richtung zieh'n."

„D'rum macht manch' Kopf, der aufrecht steht,
Die Richtung nicht zur Wahl,
Die Ihr ihm gebt, so denkt: Es geht
Mit Schädeln nicht einmal."

Franz Isidor.

XVI



Der heil. Wolfgang gründet die Niederlassung
am Abersee.

Der heilige Wolfgang.

Im Jahre 972 wurde Wolfgang zum Bischofe von Regensburg erwählt und vom Salzburger Erzbischofe geweiht. Strenge seinem Berufe obliegend, erwarb er sich durch Verachtung zeitlicher Hoheit, durch immerwährende Ausübung thätiger Menschenliebe und durch die sorgfältigste Erziehung der ihm anvertrauten Fürstensöhne einen so heiligen Ruf, daß er, um den ihm allenthalben entgegengebrachten irdischen Lobeserhebungen zu entgehen, mit einem einzigen Layenbruder 982 Regensburg heimlich verließ und sich in eine dem Kloster Mondsee nahe Einöde auf dem Falkensteine flüchtete, um dort als Einsiedler zu leben. Eine Höhle war seine und des Gefährten Wohnung, ein Stein der Altar, die einfachste Speise ihre Nahrung. Lange suchten beide vergebens um Wasser, bis sie nach vielen Tagen einen mit Wasserpflanzen bewachsenen Ort fanden. Hastig räumten sie die Steine hinweg und trafen nun eine frische Quelle, welche noch heutigen Tages aus dem Felsen hervorsprudelt und die ermüdeten Wanderer labt. Die beiden Einsiedler gewannen ihren Aufenthalt immer mehr lieb und verbrachten daselbst betend und arbeitend ihre Tage.

Da gerieth bei einem schrecklichen Ungewitter, welches den Heiligen von seiner Höhle entfernt überraschte, sein bisheriger Gefährte in Verlust. Wahrscheinlich mochte er, Wolfgang aufsuchend, in einem Wildwasser oder Absturze verunglückt sein. Diese unvermuthete Trennung zwang den Bischof, sich näher bei Menschen anzusiedeln. Er ging mit einer kleinen Hacke, um sich den Weg zu bahnen, von dem Falkensteine hinab ins Thal und traf an dem See eine Stelle, welche ihm sogleich so wohl gefiel, daß er sich hier eine Klause mit einer Kapelle zu bauen beschloß. Dort ließ er zum Zeichen seine Hacke zurück.

Bald fügte es sich, daß einige Landleute herzukamen und diese halfen ihm bei der Erbauung der Klause und Kapelle, die letztere weihte Wolfgang zu Ehren Johann des Täufers. Hier lebte der fromme Einsiedler unbekannt und in tiefer Abgeschiedenheit, unterwies die rohen Bewohner, welche zu ihm drangen, im Worte Gottes und gab ihnen Trost in ihren Leiden. So verbrachte er fünf Jahre, bis ein Jäger in ihm den hart vermißten Bischof von Regensburg erkannte und dahin mit der Nachricht seiner Entdeckung eilte. Die Bürger von Regensburg schickten eine feierliche Botschaft an ihn, welche den durch Entbehrungen abgehärmten Mann mit Thränen begrüßten und so lange mit inständigen Bitten bedrängten, bis er zur Rückkehr nach Regensburg willigte; obwohl die um die Klause angesiedelten Waldbewohner ihn nicht von sich lassen wollten und eine weite Strecke Weges begleiteten, ja ihm nach Regensburg nachfolgen wollten, hätte er sie nicht selbst zur Rückkehr ermahnt und mit seinem Segen entlassen.

Dieß ist die Legende von der noch bestehenden Klause des heil. Wolfgang am Abersee, welche nachträglich mit mehren vom Heiligen angeblich gewirkten Wundern ausgestattet wurde. Die Erzählung aber ist getreu dem gründlichen Quellenwerke „Kirchliche Topographie" entnommen, dessen gelehrte, zum Theile dem geistlichen Stande angehörende Verfasser ausdrücklich bemerken: „Die folgenden Zeiten haben die bildlichen Vorstellungen der älteren nicht mehr verstanden, alles nach dem trockenen Buchstaben genommen und die natürlichsten Erscheinungen zu Wunderwerken gestempelt, zumal da sie sich keine Heiligkeit ohne Wunder denken konnten."

Der Günstling Zderad 1090.

Die 31jährige Regierung des Königs Wratislaw II. vom Jahre 1061 bis 1092 gehört unter die Glanzperioden der ältern böhmischen Landesgeschichte, seine Tapferkeit und Staatsklugheit wußte Böhmen's Macht und Ansehen inmitten einer höchst bewegten Zeit zu wahren und zu mehren und ein Zeitgenosse gibt ihm das ehrende Zeugniß, daß alle durch Geburt, Alter und Erfahrung hervorragenden Männer Böhmen's ihm ergeben waren, das Volk aber insgesammt mit gar großer Liebe und Ehrfurcht an ihm hing. Doch war auch seine Regierungszeit nicht von trüben Momenten frei, namentlich im Innern durch des Königs Brüder hervorgerufen, welche mit der nach des Vaters Wunsch von Wratislaw vorgenommenen Begabung mit Ländereien wenig zufrieden, dem Könige während ihrer ganzen Lebensdauer als Faction gegenüberstanden.

Aber auch im eigenen Hause erwuchs dem Könige ein unnatürlicher Kampf, indem sich der eigene Sohn Břetislaw gegen den Vater erhob, wozu der Uebermuth von des letztern Günstling, des Hofmeiers Zderad, die Ursache ward. Der Prinz hatte nämlich vom Könige den Auftrag erhalten, die Gränze gegen die Sachsen zu schützen. Indem er eines Tages, in der Sonnenhitze von einem Streifzuge zurückkehrte, warf er sich, gegen die Mahnung eines erfahrenen Gefährten in den Fluß, um sich abzukühlen, während seine Schaar den Marsch fortsetzte und nur einige Edle bei ihm zurückblieben. Da stürzte unvermuthet ein Trupp sächsischer Reiter über diese her und obwohl es den Böhmen gelang, sie zurückzuschlagen, so war doch der Sieg theuer erkauft und die Unbesonnenheit des Prinzen kostete mehren edlen Böhmen das Leben.

Mehre Jahre waren über diesem Ereignisse verstrichen und der König Wratislaw zog 1090 mit einem ansehnlichen Kriegsheere gegen seinen Bruder Konrad zu Felde, welcher sich im festen Brünn hielt. Als der König die Anordnungen zur Belagerung traf, und den einzelnen Schaaren ihre Stellung anwies, bat ihn Zderad höhnisch im Beisein Břetislaw's und der Heerführer, er möge den Prinzen mit seinen Zelten ans Ufer stellen, damit er in der vorbeifließenden Switawa nach Lust wieder baden könne. Der Spott verletzte den hochsinnigen Prinzen tief, der sich ohnedieß wegen dieses Günstlings vom Vater zurückgesetzt fühlte. Er zog sich in sein Zelt zurück und nahm an diesem Tage weder Speise noch Trank. Sein Racheburst wurde von seiner Umgebung, die den stolzen Emporkömmling neidete und haßte, noch mehr gereizt. Am folgenden Morgen lud Břetislaw den Zderad wie zu einer Unterredung zu sich in sein Lager ein, er ritt dem in Begleitung eines Grafen Ankommenden entgegen, überhäufte ihn mit Vorwürfen und warf ihm endlich, sich mit seinem Pferde wegwendend, seinen Handschuh ins Gesicht. Auf dieses Zeichen sprengten zwei Begleiter des Prinzen herbei, hoben ihn, der vergeblich zu entfliehen suchte, mit ihren Lanzen aus dem Sattel in die Luft, warfen ihn zu Boden und zerstampften ihn mit den Hufen ihrer Rosse. Der König, durch Zderad's Begleiter von dem Gräuel unterrichtet, war, so heißt es, im ganzen Lager der Einzige, der Zderad's Fall beweinte und sprach bald, von seines Bruders Frau zu milder Gesinnung gebracht, zu dem Anfangs sich fern haltenden Břetislaw die Worte: „Hast du recht gethan, wirst du selbst am besten dabei fahren; war es aber Unrecht, so wird deine Sünde dich strafen."

Doch war die Versöhnung so wenig ernst gemeint, daß bald der Sohn gegen den Vater im Felde lag und darauf mit zweitausend Anhängern nach Ungern zog, bis ihn der zwei Jahre später erfolgte Tod seines Vaters auf den böhmischen Königsthron berief.



Zderad, der Hofmeier König Wratislaw des II,
wird vor Brünn ermordet 1090.



Erzherzog Stephan bringt den durch Ueberschwemmung bedrängten Pestern Hilfe. 1838.

Die Ueberschwemmung von Ofen und Pest 1838.

Danubius, der starke Riese, hat
Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt;
Der Riese hat an hellen Sommertagen
Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,
Er trug ihr Bild gefaßt im Strahlenschimmer;
Wie hat es doch so bang gezittert immer!
Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf,
Urplötzlich wird vom Schlaf Danubius munter,
Er springt nach seiner Braut mit offnen Armen,
Sie jammert auf, er faßt sie ohn' Erbarmen
Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.

So erzählt der Dichter Nikolaus Lenau die furchtbare Katastrophe, durch welche die ungrischen Schwesterstädte an der Donau im März 1838 an den Rand des Verderbens geriethen. Die Donau hatte mit Anfang des Jahres bereits eine beunruhigende Höhe erreicht, worauf so starker Frost eintrat, daß das Eis bis auf drei Schuh Dicke anwuchs. Als am 8. und 9. März warmes Wetter begann, fand man die Gefahr so dringend, daß in der ganzen Länge der Stadt Pest ein 6 Fuß hoher Damm aufgeworfen wurde. Da man sich erinnerte, daß das Wasser während der Ueberschwemmung des Jahres 1775 nie so hoch gestiegen war, so glaubte man sich mit solcher Vorsichtsmaßregel völlig beruhigen zu können. Spät am Nachmittag des 13. März aber war das Ansehen des Stromes so drohend geworden, daß neue Arbeiter zur Verstärkung des Dammes aufgeboten wurden. So kam der Abend heran und um die achte Stunde ertönten plötzlich die Allarmsignale. Der Damm hatte Schaden gelitten und Militär wie Stadtbewohner arbeiteten eifrig an der Ausbesserung desselben, bis um 10 Uhr der anschwellende Fluß mit neuer Anstrengung den Damm an mehren Stellen durchriß, die wilden mit Eisblöcken beladenen Fluthen gegen die Stadt zustürzten und es nun galt, das nackte Leben zu retten.

Eine Stunde nach Mitternacht waren mehre Theile der Stadt 27 Fuß hoch überschwemmt und in den Straßen fuhren große Boote von Haus zu Haus. Von dem Jammergeschrei der Menschen, dem Angstgebrülle des in den Ställen versperrten oder frei herumrasenden Hausviehs, dem Brausen des befreiten Wassers vermag sich nur jener eine Vorstellung zu machen, der ähnlichen Schreckensscenen angewohnt hat.

Am Morgen des 14. stürzten ganze Straßen, vom Wasser unterspült, mit betäubendem Gekrach ein und das Wasser schwoll fortwährend an, bis es am nächsten Tage seinen höchsten Stand, damit aber auch das Elend und die Verwüstung ihren Gipfelpunkt erreichte. Personen, welche von der hochgelegenen, gesicherten Stadt Ofen aus die Leiden am jenseitigen Ufer erblickten und ganze Straßen in den Fluthen verschwinden sahen, versicherten, daß sie ihr Hirn wirbeln und ihr Herz brechen fühlten bei dem unnennbaren Elende.

Noch andre Gräuel gesellten sich nun zu dem schon vorhandenen Unglücke. Die Jungen und Schwächlichen, ungewohnt der rauhen Witterung, welche sie zum Theil in durchnäßten Kleidern und im Freien ertragen mußten, begannen zu erkranken. Bei den an den Rettungsplätzen und in den höhern Stockwerken der noch stehenden Häuser Zusammengedrängten aber meldete sich wüthender Hunger und der Sohn des Palatins, Erzherzog Stephan, welcher einer der ersten die gefahrvolle Fahrt über den schäumenden Strom wagte, so wie die in Kähnen herbeieilenden Magnaten und sonstige Helfer vermochten kaum dem Schrei der Unglücklichen nach Brot und Hilfe zu genügen.

Endlich in der Nacht des 15. machte sich das Eis theilweise frei und wurde von der Strömung fortgerissen und am 16. sank das Wasser rasch. Nun begann die Ueberfahrt Tausender nach Ofen,

wo jedes Haus den Armen mit unbegränzter Gastfreundschaft und Milde offen stand. Im Palaste des Erzherzogs wurden alle Hilfesuchenden ohne Unterschied des Ranges untergebracht, die Erzherzogin selbst nahm unter ihre persönliche Obhut die Weiber, Kinder und Kranken und besuchte sie jeden Tag. Unter den sonstigen Wohlthätern ragte der eben so starke als kühne Baron Wesselenyi hervor, welcher den ganzen Tag mit seiner Barke auf dem Wasser verblieb und allein 200 Menschen das Leben rettete.

Durch die Bemühungen der Behörden war dem Mangel an Lebensmitteln gesteuert, geräumige Gebäude wurden zu Lazarethen eingerichtet, von welchen die Ludovicia allein 10.000 aufnahm, wo sie unter der Aufsicht des unermüdlichen Grafen Szapary verpflegt wurden.

Vom 20. an besserte sich die Temperatur schnell, die Straßen wurden wieder gangbar und man begann hölzerne Häuser zu errichten und Erdhöhlen auszugraben, so daß am 2. Mai schon nur mehr 2400 Menschen in der Ludovicia waren.

Aber lange dauerte es, bis sich auf dem verwüsteten Raume wieder die Häuser und Pflanzungen erhoben und der über 7 Millionen Gulden betragende Schade ersetzt war, denn die 200 zu Grunde gegangenen Menschenleben vermochte keine Gabe zurückzukaufen. Zur Linderung des Elendes aber regte sich nun mächtig der edle hochherzige Sinn der Magyaren, wo Groß wie Klein mit wahrer Selbstaufopferung für die heimgesuchten Brüder steuerte, ebenso stellte sich das Mitleid der übrigen Bewohner der österreichischen Provinzen und Wien's allbekannte Wohlthätigkeit mit reichen Gaben ein. Unter den letzten war auch der Ertrag eines, von dem tüchtigen Literaturkenner Friedrich Witthauer herausgegebenen Albums, zu dem alle namhaften Schriftsteller Wien's in Prosa und Versen steuerten und dem die Eingangs angeführte Strophe, wie diese Schilderung selbst entnommen ist.

XIX.



Herzog Otto der Fröhliche empfängt die landesübliche Huldigung der Kärnthner am Saalfelde 1333.

Die kärnthnerische Erbhuldigung 1333 *).

Der Edling sitzt am Fürstenstein
Aufrecht und fest und späht thalein,
Wie um den Fels das laute Meer
Braust Stimmgewoge ringsumher,
Hier wendischer Laut, dort deutsche Klänge. —
Der Edlen Zug theilt das Gedränge,
Der Herold wallt dem Zug voran,
In Landesfarben angethan,
Auf seiner Brust das Wappenschild:
Drei schwarze Leu'n im goldnen Schild,
Und Oestreichs rothes Feld dabei,
Vom weißen Gurt getheilt entzwei. —

Der Herzog Otto tritt zum Stein,
Am Haupt den schweren Herzogshut,
Um seine Schultern wallt die Fluth
Von Purpursammt und Hermelein.
Ihn engt das lang entwohnte Kleid
In solcher schönen Sommerszeit,
Er denkt: nicht so viel Sammt verschneidet
Der Herr, wenn er die Lilien kleidet.

Da rief der Edling: „Sagt, wer naht
Im Prunk hoffärtigen Gewandes?"

Der Herold sprach: „Der Fürst des Landes
Auf deinen Sitz führt ihn sein Pfad."

Der Edling drauf: „Ich will nur weichen
Wenn er geworden meines gleichen."

---

*) Der Ursprung der volksthümlichen Erbhuldigung der Kärnthner auf dem Fürstenstuhle im Saalfeld ist nicht erforscht, jedenfalls aber weiset die Sitte selbst wie schriftliche Belege auf hohes Alterthum hin. Otakar, insgemein von Hornek genannt, welcher in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte, spricht von dieser Feierlichkeit: „Als ez ist her von alter gewonhait" und eine Chronik berichtet über deren Entstehen folgende Sage: Herzog Ingo, welcher um 790 mit Hilfe des Erzbischofes Arn von Salzburg die Bekehrung der Kärnthner betrieb, fand hierzu die Leibeigenen willig, den Adel aber widerspänstig. Da veranstaltete er ein Gastmahl, bei welchem er die ersteren aufs Herrlichste bewirthete, die Herren aber zurücksetzte, und als sich diese bitter beschwerten, soll Ingo gesagt haben: „Diese sind durch die Taufe meines Gleichens, und ihr Adel ist höher als der Eurige, da ihr im Heidenthume verharret, sie aber dem Heil sich zugewendet haben." Die Adeligen bequemten sich hierauf zur Taufe, zur Erinnerung aber wurde die Belehnung des Herzogs durch einen Bauern angeordnet.

Herr Otto geht, doch kehrt er bald
Der Prunklast bar, schlicht an Gestalt;
Sein Haupt beschirmt ein grauer Hut,
Den eine rothe Schnur umfließt,
Sein Fuß in grobem Bundschuh ruht,
Den eine rothe Schleife schließt.
Ein rother Gurt den Leib umwallt,
Der knapp im grauen Wamse steckt,
Vom grauen Mantel überdeckt,
Den Feldsack hat er umgeschnallt.
Eine Page rechts führt an der Leine,
Ein abgemagert schwarzes Rind,
Ein Page links lenkt durch die Steine
Sorgsam ein Pflugroß, lahm und blind.
Der Edling frug: „Nun sagt mir an,
Wer ist der stolze Bauersmann,
Vor dem die Banner niederschwenken
Ihr Haupt die Landesedlen senken?

Der Herold sprach: „Der Fürst der neue.
Er kommt, daß ihr ihm schwört die Treue."

Der Bauer drauf: „Wird er dem Lande
Wohl ein gerechter Richter sein,
Ein Schirmer freiem Bauernstande,
Und unserm Recht ein gold'ner Schrein?
Wird er ein Hort sein Witwen, Waisen,
Die Nackten kleiden, die Armen speisen?
Dem Christenglauben ein Verbreiter,
Den Landesehren ein fester Streiter?"

Herold und Volk rief im Verein:
„So ist's, so soll's, so wird es sein!"

Der Bauer bleibt am Stuhle fest
Und weiter sich vernehmen läßt:
„Des Landes Kern ist dieser Stein,
Und ich sein Herr und Fürst allein!
Ist jener so wie sie ihn loben,
Mag seine Weisheit er mir proben,
Wie er's nach altem Recht beginne,
Daß er mich von dem Sitz gewinne?"

Der Herold spricht: Durch rechten Kauf!
Sein Kleid und Hut und Schuh sei dein,
Sein Stier und Hengst noch obendrein,
Und sechzig Silberpfennig drauf;
Dein Haus und Feld soll zinsfrei sein."

Der Edling ruft: „So soll es sein!
Doch sagt, ist solch ein Tausch nicht fein?
Für dieses Gottesland — ein Rind,
Das lahm, und einen Gaul, der blind!
Für Tonnen Gold's, die wir ihm messen,
Sei nicht sein Pfennigmaß vergessen!
Ihr Andern merkt's! Nun kennt ihr auch
Was Fürstenrecht, und Fürstenbrauch!"

Der Herold sprach: „So merkt nun auch
Der Landesedlen alten Brauch!
Herr Gradeneck wetzt schon die Schneide,
Das Gras zu mäh'n auf fremder Weide;
Herr Portendorf hält angebrannt
Den Span, zu zieh'n durch's Land als Brenner;
Herr Rauber zäumt und schirrt die Renner
Zum Raubzug, löst euch nicht ein Pfand.
Das Recht herrnloser Zeiten sieh!
Die stärk're Faust nur bändigt sie."

Der Bauer rasch vom Steine schreitet,
Zu dem er jetzt Herrn Otto leitet:
„Nimm Fürst des Land's ihn in Besitz
Als Richterstuhl, als Fürstensitz,
Der nun den Landesherrn empfäht;
Drum merke, daß er früher mein!
Ein harter Sitz! Fest wird er sein
Wenn fest, wie er, dein Eidschwur steht.

Anastasius Grün: Pfaff vom Kahlenberg.

Veronika von Dessenitz.

Wer kennt nicht in der österreichischen Geschichte das mächtige, aber auch mit so tiefen, unheimlichen Schatten gezeichnete Geschlecht der Grafen von Cilli. Mit Friedrich I. aus dem Hause der Freien von Sannegg 1313 zu Freiherren und schon ein Viertel-Jahrhundert später zu Grafen emporgestiegen, sehen wir die starkmüthigen Herren dieses Hauses ihre Herrschaft weit im Cillier Kreise, in Kärnthen, Krain und Kroatien ausdehnen, als Räthe und Landeshauptleute die wichtigsten Ehrenämter bekleiden und am Hofe mit unbeschränkter Macht. Die Töchter des Grafenhauses besteigen Throne, aber doch bleibt die Chronik des Cilliergeschlechtes eine düstere, bis dessen Glücksstern mit dem Gouvernator Oesterreichs, Ulrich III. von Cilli für immer sank, der am Martinstage 1456 dem Schwerte des heißblütigen Gegners Ladislaus Hunyad zu Belgrad erlag.

Freundliches weiß die Geschichte nicht von dem mächtigen Dynastenhause zu erzählen, wohl aber der Gewaltthaten viele und auch eine Agnes Bernauer oder Ines des Castro fehlt den Cilliern nicht in der unglücklichen Veronika von Dessenitz (Teschnitz), deren Grab in der aufgehobenen Karthause zu Geyrach wohl nicht mehr gefunden wird, während die Erinnerung an ihre Leidensgeschichte noch frisch im Volke lebt.

Graf Friedrich II. von Cilli hatte Elisabeth, die Tochter des Stefan Frangepan, Grafen von Veglia, zur Gemahlin. Eines Morgens (1422) fand man sie todt im Bette und allgemein hieß es, Friedrich habe sie meuchlings gemordet, um sich mit der Tochter eines armen kroatischen Edelmanns, Veronika von Dessenitz zu verbinden, der er schon längst zugethan war.

„Da nun drei Jahre verstrichen“ — erzählt die Chronik von Cilli — „nahm er wirklich die Veronicam, ohne seines Vaters Hermann Rath und des Königs Sigismundus Bewilligung zur Ehe. Da ließ König Sigismundus, welcher sein Schwager war, ihn zitiren, daß er nach Ungern käme. Da er nun erschien, ließ er ihn fangen und schickte ihn seinem Vater in Eisenbanden anheim, der ihn zuerst, verschmiedet, in einem Thurm zu Osterwitz wohl verhüten ließ. Als nun die edle Veronica sah, daß ihr Herr Graf aller Herrschaften und Schlößer beraubt, wußte sie kein sicheres Ort, daß sie ihres Schwähers Zorn fliehen könnte; mußte mit ihrer Kammerjungfrau in den wilden Wäldern ihre Wohnung haben und betete in großer Noth, Sorg' und Kümmerniß; wurde sie doch aber letztlich heimlich geführt in ein Schlößlein nicht weit von Pettau, Wurmberg genannt und wurde allda ausgekundschaftet und gefangen. Weil aber ihr Graf zu Cilli im Thurme saß, wurde sie hierauf gegen Osterwitz ins Gefängniß gelegt und verhütet, in welchem Gefängniß sie eine Zeit lang mit wenig Speiß und Trank liegen müssen. Es begab sich aber, daß Graf Hermann, die schöne Veronicam für das Recht stellen ließ, in Meinung, sie nach Sentenz der Rechten zu tödten, aus fürgebrachter Ursache, als sollte sie seinen Sohn durch Zauberei zu einem Gemahl bekommen haben, auch ihn selbst mit Gift zu vergeben, Willens gewesen sein. Man gab aber nach Sitten und Gewohnheit der Rechten der Veronica einen Advocaten und Fürsprecher; und so konnte ihr am Leben nichts aberkannt werden. Nichts desto weniger führte man sie wieder gegen Osterwitz, des Willens, sie in dem Gefängniß mit Hunger und Durst zu tödten. Da solches nicht sein mochte, schickte Graf Hermann seine zwei Diener auf Osterwitz und befahl denselben, sie umzubringen. Da ward sie, die schöne Veronica (1428) in einem Wasser ertränkt und gegen Fraßlau zu begraben befohlen. Graf Friedrich aber ließ sie nachmals wieder ausgraben und that Verordnung, daß sie ins Karthäuserkloster Geyrach geführt und auf's Neue zu Erden bestattet wurde.“

Unser Künstler führt die Unglückliche in dem Momente vor, wo sie auf der Flucht im Walde irrend, von einem Köhler Obdach und Nahrung erfleht.



Veronika von Dessenitz fleht auf der Flucht
vor ihrem Schwiegervater Herrmann von Cilli
bei Köhlern um Unterkunft 1428.



Ulrich von Liechtenstein, der Minnesänger,
wird durch hohe Frauengunst geehrt.

Der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein.

Unter der großen Anzahl begeisterter Sänger, welche uns aus der Blüthezeit des romantischen Mittelalters erhalten sind, ist der steiermärkische Ritter Ulrich von Liechtenstein derjenige, von welchem man die umständlichsten Nachrichten besitzt, indem derselbe sein, edler Frauenliebe und Ritterdienst geweihtes Leben in seinen beiden Werken „Frauendienst“ und „Frauenbuch“ selbst umständlich beschrieb. Dieselben bieten eines der vollständigsten und merkwürdigsten Gemälde des gesammten höfischen, sittlichen, minniglichen und abenteuerlichen Ritterslebens, wie es zu jener Zeit gepflogen wurde, und welches in der Treue für die erwählte Frau, in dem Trachten, für deren Ruhm ritterliche Thaten zu vollbringen, so wie in der Theilnahme, welche der Minnesänger am Fürstenhofe wie in der Hütte erfährt, ein so allgemein gehobenes Gefühl für zarten Frauendienst und Ritterlichkeit beurkundet; daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn alle späteren Zeiten sich für das romantische Mittelalter begeistern, so scharfe Schlagschatten von beurtheilsloser Forschung auch dieser Periode nachgewiesen werden. So viele Beispiele solcher, der zarten Frauenverehrung und ritterlichen Thaten sich weihenden Kämpen aber erhalten sind, so ist doch Ulrich von Liechtenstein das hervorragendste Musterbild seiner hochpoetischen Zeit.

Wahrscheinlich im Jahre 1200 auf der Burg Liechtenstein bei Judenburg geboren, kam er im zwölften Lebensjahre als Edelknabe in den Dienst der Herzogin Beatrix von Meran und verblieb bei ihr durch fünf Jahre. Sein Vater gab ihn hierauf an den Hof Herzog Heinrich's des III. von Mödling, des Bruders Leopold's des Glorreichen, der auf jener Burg königlichen Staat führte und stäts von Sängern und Dichtern umgeben war. Von diesem lernte Ulrich, wie er sagt: „von Frauen sprechen, auf Rossen reiten und in Briefen süße Worte dichten.“ Indessen starb Ulrich's Vater und er nahm Abschied von Mödling's Hof, ritt heim gegen Judenburg und fuhr durch drei Jahre abenteuernd im Steierlande herum. Im Jahre 1222 bei der prächtigen Hochzeit von Leopold des Glorreichen Tochter Agnes mit Albrecht Herzog von Sachsen empfing Ulrich nebst andern 300 Knappen den Ritterschlag. „Da — sagt er — gab der edle Fürst so vielen Knappen Schwert; den Grafen, Freien, Dienstmannen, wohl 1000 Rittern gab er Gold, Silber, Roß und Kleider; 5000 Ritter malzeiteten da, da gab es viel Kampfspiel, Tanz und ritterlichen Zeitvertreib.“ Nun als Ritter kommt sein Minne-, Ritter- und Sängerleben erst recht in Flor; er ist überall, bei allen Turnieren und Festlichkeiten in Österreich, Steier, Kärnthen und Tirol zu treffen. Seine erste Herrin im Herzen, die er sich zur stillen Geliebten erkor und der zu Liebe er sich auch seine ungestaltete Lippe und einen kleinen Finger abschneiden ließ, zieht er 1228 aus Venedig zur abenteuerlichen Fahrt aus, wo er als Königin Venus, als Göttin der Minne verkleidet, mit ansehnlichem, höchst prächtigem Gefolge, auf phantasievolle Weise die glänzendsten Ritterthaten übt. Er fordert bei dieser Fahrt, bei seinen Zügen durch Venedig, Friaul, die Lombardei, Kärnthen, Krain, Steiermark, Österreich und Böhmen alle Ritter zum Kampfe auf, um seiner Herrin willen, der er in Ritterthat und Lied zu dienen nie gesäumt. Schon von Venedig aus hatte er einen Brief an alle Ritter der genannten Länder ergehen lassen, wo er ihnen entbot, daß die Königin Venus zu ihnen fahren und sie belehren wolle, mit wie gethanen Dingen sie werther Frauen Minne verdienen und erwerben sollen. Welcher Ritter gegen sie kommt und einen Speer entzwei sticht, dem gibt sie zum Lohne ein gülden Ringelein, das soll er dem Weibe senden, die ihm die liebste ist. Sticht die Frau Venus einen Ritter nieder, der soll sich nach vier Enden in die Welt neigen, einem Weibe zu Ehren. Sticht aber sie ein Ritter nieder, der soll all' die Rosse haben, die sie mit sich führt. Tag und Orte, wo die Ritter sich einfinden mögen zum Kampf,

werden genau bezeichnet. Wo dieser Brief in die Lande kam, waren die Ritter fröhlich, denn die deutschen Lande stunden so, daß Niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr und dadurch den Frauen hochgemuth wurde; „das war damals Sitte — fügt Ulrich hinzu — und es wäre gut, es wäre noch." So bestand Ulrich in prächtigem Aufzug kühne Ritterabenteuer, in den Städten stäts als Weib (Frau Venus) gekleidet, Weibergewand über den Harnisch gezogen, mit Haarzöpfen, köstlich mit Perlen geschmückt, mit weißsammtenem Mantel angethan und von zwölf Knappen, Köchen, Fiedlern, Paukern und allerlei Dienstmannschaft umgeben. Die edelsten Herren kamen ihm allenthalben entgegen, verstachen ihre Speere und hielten dann vor seinen Herbergen, wo Ulrich in prächtiger Frauenkleidung zusah, Ritterspiele ab. Wenn er aber zur Kirche ging, umgaben ihn edle Frauen und dienten der Königin Venus, die zur Verherrlichung der Frauen ihren Zug that. Als er an der Gränze Böheim's die Fahrt beschloß, hatte er 307 Speere verstochen, 271 Ringe hingegeben und vier Ritter aus dem Sattel geworfen.

Ulrich blieb durch dreizehn Jahre seiner erwählten Dame getreu, als er aber nach dieser Zeit noch nicht ihre Minne erworben, wurde er unwillig und erkor sich zur Huldin seines Herzens eine andre hochgeborne Frau. In ihrem Dienst dichtete er sein zweites Werk und machte um das Jahr 1240 seine zweite abenteuerliche Ritterfahrt als König Artus, der aus dem Paradiese zur Wiederherstellung der Tafelrunde kommt. Jeder Ritter, der Mitglied derselben werden wollte, mußte ohne zu fehlen drei Speere auf König Artus verstechen und erhielt dann einen Namen der alten Tafelrunde.

Die weiteren Lebensjahre des ritterlichen Sängers sind durch die über Österreichs Lande hereinbrechenden Wirren getrübt. 1246 focht er mit Friedrich dem Streitbaren in der Schlacht an der Leitha, sah dessen Tod und beklagt in seinen Liedern die große Noth, „die nun in Österreich und Steier anhub, wo mancher arm ward, der früher reich war, viel Unbill geschah und Dörfer wüst lagen vor Raub". Im selben Jahre ward Ulrich durch treulosen Überfall auf seiner Burg Murau gefangen und über ein Jahr in Ketten gehalten, später zog er mit Otakar II. von Böhmen gegen Preußen, wurde aber von dem argwöhnischen Könige nochmals gefangen gelegt und mußte sich mit der Abtretung zweier Burgen loskaufen. Er starb 1274 und wurde zu Seckau begraben.

Seine zwei großen Gedichte aber haben sich mit den eingewebten Mai- und Minneliedern, Sing- und Tanzweisen und den Büchlein, d. h. Liebesbriefen glücklich erhalten und bilden eine der wichtigsten Quellen zur Zeit- und Sittenkunde. Von seinen so zahlreichen Abenteuern aber führt unser Bild den Moment vor, wo der Sänger durch einen goldnen Becher von hoher und zarter Frauenhand geehrt wird.

XXII.



Das nächtliche Stelldichein am Rabenfels.

Ilka.

Nicht fern von Szomolan entragt
Ein steiler Fels im Ungerland,
Bei welchem oft in früh'rer Zeit
Ein liebend' Herz das and're fand.

Das Eine pochte unterm Pelz
Des Dolmans, den der Otskai trug,
Das And're unterm Busenflor
Der schönsten Magyarin schlug.

Doch feindlich stellte das Geschick
Sich zwischen das beglückte Paar,
Weil dem verweg'nen Rakoczi
Der Otskai ein Genosse war.

Darum auch war's ein öder Ort
An dem er seine Ilka fand,
Wo mächt'ge Raben nur allein
Umflatterten des Berges Rand.

D'rum war's ein trübes Stelldichein,
Das Ilka mit dem Otskai hielt,
Bei dem es mehr der Thränen gab
Als Lächeln Ilka's Mund umspielt.

Die Raben krächzen nur dazu
Vom Fels, der finster niedersah,
„Hörst du die Unglücksvögel, wie
Sie drohen?" sprach der Otskai da.

„Nicht Unglücksvögel sind's", so spricht
Zu ihm hierauf die holde Braut,
„Die Zeugen uns'rer Liebe sind's,
Ihr Ruf sei dir ein Warnungslaut."

„O laß vom Rakoczi, o laß
Von ihm, der dir Verderben bringt,
Und tritt zu König Leopold,
Für den das Schwert mein Vater schwingt."

„Gern gibt er dir sein einzig Kind,
Das selber dir sich gerne gibt,
Wenn du es durch die That bezeugst,
Daß wahrhaft auch dein Herz es liebt.“

Lang aber Otskai widersteht
Dem Fleh'n der schönsten Ungarin,
Bis ihre Thränen, ihr Gekos'
Zuletzt erweichen seinen Sinn.

„So sei es, ob ich gleich die That
Vielleicht bedauern muß mit Harm,
Du aber, Ilka, hast mein Herz,
So sei dem König auch mein Arm.“

Doch ein Verrätherohr vernahm,
Das dort am Fels gelauscht, das Wort,
Und zu dem Rakoczi sogleich
In Eile trug's der Lauscher fort.

O weh', das war ein schlimmer Gruß
Den Rakoczi dem Otskai bot,
Denn nach dem Rabenstein sogleich
Ward er geschleppt zum blut'gen Tod.

Wohl Unglücksvögel waren sie,
Die Raben, er gedacht es gleich,
Denn schon liegt auf dem Block sein Haupt,
Ein Blitz — und sausend fällt der Streich.

O weh', das war ein schlimmes Wort,
Das Ilka Otskai's Tod gebracht,
Wie ward nun da mit einemmal
Ihr Geist umhüllt von finst'rer Nacht.

Sobald als jetzt der Mond erschien,
Eilt Ilka hin zum Felsensaum,
Und blickte nach dem Richtplatz hin
Und träumte einen blut'gen Traum.

Wohl flatterten die Vögel da
Herüber von dem Rabenstein,
Zum Fels, auf dem das Mädchen stand,
Das Haar im Flug, das Herz voll Pein.

„Wo ist mein Otskai?" fragte sie
Dann jedesmal das Nachtgezücht,
Das aber flog mit Krächzen fort
Und gab ihr nicht von ihm Bericht.

So harrte sie der Ankunft dort,
Wenn gleich erfolglos, immerdar,
Und frug die Raben fort und fort,
Das Herz voll Pein, im Flug das Haar.

So fand man einst sie todt, den Blick
Gerichtet nach dem Richtplatz hin,
Von Raben rings umkreist, die sie
Um Otskai noch zu fragen schien.

So fand man sie auf jenem Fels,
Auf den sie Sehnsucht hingebannt,
Und seit der Zeit wird dieser auch
Nur stets der Rabenfels genannt.

Dr. Johann Nep. Vogl.

Der Alpenübergang der Oesterreicher 1701.

Unserm Künstler konnte in der vaterländischen Kriegsgeschichte die Periode eines der größten österreichischen Heerführer, des Prinzen Eugen von Savoyen nicht entgehen und er führt uns drei Momente aus diesem Zeitabschnitte vor. Der erste derselben stellt den kühnen Gebirgs-Uebergang des Prinzen mit dem österreichischen Heere im Jahre 1701 vor, bei welchem fast unübersteigliche Hindernisse durch eine Unerschrockenheit und Ausdauer überwältiget wurden, welche mit den berühmtesten solcher Unternehmungen in alter und neuer Zeit wetteifert, ja die meisten übertrifft. Den Anlaß dazu gab der Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges.

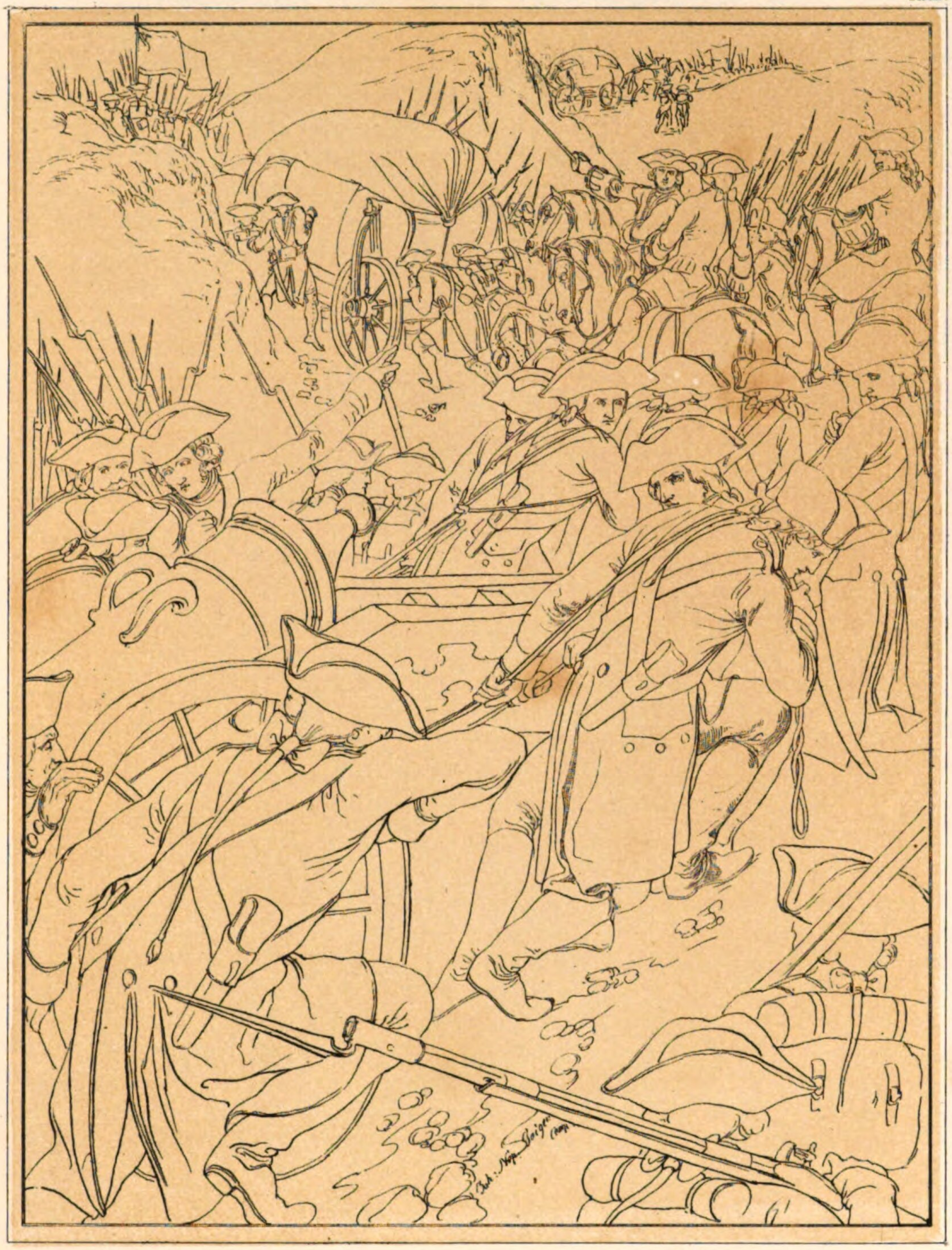
Am 1. November 1700 war König Karl II. von Spanien, der letzte Sproße der spanischen Habsburger, gestorben, nachdem er mit Umgehung des unbezweifelten Erbrechtes seiner nächsten Verwandten in seinem Testamente den Enkel Ludwig des XIV. von Frankreich, Herzog Philipp von Anjou, zum alleinigen Erben seines Reiches erklärt hatte.

Kaiser Leopold I., durch dieses Ereigniß aufs tiefste erschüttert, traf mit Entschlossenheit die Maßregeln, welche ihm Pflicht und Ehre geboten, es erfolgte die feierliche Protestation gegen den Vollzug des Testamentes und zugleich wurde die Entsendung eines Heeres nach Italien beschlossen, dessen Oberbefehl Prinz Eugen erhielt.

Während die kaiserliche Kriegsmacht sich nach und nach zu Roveredo versammelte, hatten die französischen Truppen die Alpenpässe verlegt, welche aus Tirol nach Italien führten. Aber bald zeigte sich Eugen's überlegenes Genie. In unablässiger Thätigkeit besichtigte er die Truppen, recognoszirte die Thäler rings umher und ließ zu gleicher Zeit an den nach Vicenza, Verona, Brescia und Bergamo führenden Wegen arbeiten. Sein Plan, den französischen Marschall Catinat hierdurch über den Weg zu täuschen, welchen er nehmen wollte, gelang vollkommen und er beschloß, sein Heer über das Gebirge in das Gebiet von Vicenza zu führen. Tausende von Soldaten und alle Landleute der Umgebung waren emsig beschäftigt, die steilen Bergpfade für die Truppen gangbar zu machen. Am Morgen des 26. Mai fand der Aufbruch statt. Die zur Begleitung der Infanterie abgeordneten Reiter mußten zu Fuße gehen und auf den Saumwegen ihre Pferde am Zügel führen. Die Kanonen wurden mit Stricken in die Höhe gezogen, die Wagen zerlegt und getragen.

Nach drei Tagen unsäglicher Anstrengung trafen die Infanterie-Kolonnen auf veronesischem Boden ein, und bald folgten auch Kanonen und Wagen nach, zum Erstaunen der Landesbewohner, welche sich nicht entsinnen konnten, daß jemals ein Karren über das unwegsame Gebirge geschafft worden wäre. Zehn bis fünfzehn Paar Zugochsen mußten vor eine Kanone gespannt werden, um dieselbe auf dem Wege fortzubringen, welcher, wo es nur irgend möglich, in einer Breite von neun Fuß durch die Felsen gebrochen war. Soldaten und Bauern gingen den Geschützen und den Wagen zur Seite, halfen sie mit Stricken die Höhen hinanziehen oder hielten sie zurück, als der Weg wieder abwärts führte. Und neben der Ausdauer der Soldaten muß auch der glänzende Beweis von der Treue der Landesbewohner hervorgehoben werden, denn obwohl das ganze Gebiet von Trient und Roveredo Zeuge der Unternehmung war, so fand sich doch trotz der sicher vorauszusehenden Belohnung kein Verräther, der dem französischen Feldherrn von der Bewegung des kaiserlichen Heeres rechtzeitig Kunde gegeben hätte.

So wurde der Feldzug durch ein Unternehmen eröffnet welches ganz Europa in Staunen setzte und die Raschheit der ferneren Dispositionen Eugen's, seine Siege bei Carpi am 9. Juli, bei Chiari am 1. September zeigten den französischen Marschällen noch im gleichen Jahre, welch' ein ausgezeichneter Feldherr ihnen nunmehr in Italien gegenüberstand.



Prinz Eugen's Alpenübergang mit der öster-
reichischen Armee 1701.

XXIV.



Blutrache der Kaiserin Elisabeth gegen die Mörder
ihres Gemahls und deren Familien 1308.

Blutrache der Kaiserin Elisabeth 1308.

Am 1. Mai 1308 war Kaiser Albrecht der I. von Habsburg den Mörderhänden seines Neffen Johann von Schwaben und dessen Mitverschworenen erlegen. Da die Meuchler unmittelbar nach der Bluthat entflohen und nur einer derselben, Rudolph von Wart, erreicht werden konnte, welcher den qualvollen Tod auf dem Rade starb, so wandte sich der Grimm der sonst milden, aber durch das gewaltsame Ende ihres Gemahls zur Rache aufgestachelten Kaiserin Elisabeth gegen die Angehörigen der Mörder, über welche, nach der wilden Sitte jener Zeit, ein entsetzliches Strafgericht erging. Die Schlösser der Verschworenen, Rudolph von Palm, Walter von Eschenbach und Rudolph von Wart wurden von des Gemordeten Sohn, Herzog Leopold, erobert und geschleift, die Palm'sche Burg Fahrwangen zur Uebergabe gebracht, die Eschenbach'sche Maschenanden und die Palm'sche Altbüren erstürmt, die Wart'sche Mültberg geschleift und alles darin Lebende erwürgt. Auch Herzog Friedrich der Schöne mußte, von der wüthenden Mutter aufgestachelt, an der schrecklichen Hetzjagd theilnehmen. Er bemächtigte sich des Eschenbach'schen Schlosses Schnabelburg bei Zürich, wobei achtzehn Männer in seine Hände fielen. Der menschlich gesinnte Friedrich wollte sie schonen, da trat ihm seine Mutter mit dem zornigen Vorwurfe entgegen: „Hättest du die Leiche deines Vaters gesehen, wie sie so schauerlich entstellt war, du würdest nicht so gelinde zu Werke gehen.“ Und sie ruhte nicht, bis das Blut der achtzehn Männer floß. Nicht weniger wüthete des erschlagenen Königs Tochter, Agnes, vor deren Augen einmal drei und sechzig unschuldige Lehensmänner Palm's enthauptet wurden, während die grausame Fürstin die Legende der heiligen Elisabeth: „jetzt bad' ich mich im Morgenthau“ gesprochen haben soll. Auch wollte die grimme Rächerin, als ihr nach Erstürmung einer Burg Eschenbach's dessen kleiner Sohn in die Hände fiel, das Kind mit eignen Händen erwürgen und nur mit Mühe konnten ihr die von des Kindes Thränen gerührten Soldaten dasselbe entreißen.

Im Ganzen wurden zehn Burgen der Meuchelmörder gebrochen und über Tausend Menschen dem erschlagenen Kaiser zum Opfer gebracht, eine Sühne, die zwar in der großen Zärtlichkeit, mit der Albrecht Frau und Kinder liebte, einige Entschuldigung findet, aber doch von der Rohheit jener Zeit und der despotischen Willkür der in ihr Herrschenden Zeugniß gibt.

An der Stelle, wo Albrecht gefallen war, erbauten Elisabeth und Agnes das prächtige Kloster Königsfelden (ein Doppelstift für Minoriten und Klarissinen) und hier brachten beide Frauen ihren Lebensrest mit Andachtsübungen zu. Gern aber erzählt die Geschichte die Antwort des alten Einsiedlers, dem Agnes im Stifte eine Freistatt bot: „Fürstin, man dient Gott nicht durch Vergießen unschuldigen Blutes, noch durch Klosterstiftungen vom Raub an Familien; man dient ihm durch Mitleid und Vergessen der Beleidigungen.“

Cortez und Montezuma 1519.

Nur bei drei Bildern hat unser Künstler den Boden Europa's verlassen. In einem derselben führt er uns eine heilige Legende auf Jerusalem's geweihter Erde vor, das zweite bewahrt einen bemerkenswerthen Moment aus Habsburg's Hausgeschichte, welches hier sein Felix Austria nube auf brasilianischem Boden bethätigt, und auch das vorliegende Bild handelt auf amerikanischer Erde und enthält die erste Zusammenkunft des mexikanischen Königs Montezuma mit dem unerschrockenen spanischen Feldherrn Ferdinand Cortez.

Nach Christoph Columbus' Entdeckung des neuen Welttheiles ergriff die Lust, neue Länder zu entdecken und die Begierde, sich schnell zu bereichern, seuchenartig eine Masse von Abenteurern und die königliche Verordnung, welche jedem Spanier erlaubte, auf eigene Kosten Schiffe nach der neuen Welt auszurüsten, wurde von vielen benützt. Diese Abenteurerfahrten führten schnell zu wichtigen Entdeckungen und Erwerbungen und unter denselben ist jene Mexiko's eine der belangreichsten.

Ferdinand Cortez ging am 10. Februar 1519 auf 11 kleinen Schiffen mit 600 Mann, wovon 13 mit Flinten und 16 mit Pferden versehen waren, von Cuba unter Segel, um das vom Spanier Grisalva flüchtig besuchte, mächtige und wohlbebaute Land des Königs Montezuma zu erobern. Er landete in der Gegend, wo jetzt das Fort St. Juan d'Ulloa liegt und zog von den sich freundlich nähernden Einwohnern Erkundigungen über das indische Reich und dessen Hauptstadt ein, nach welchem er sofort aufbrach. Nicht lange, so erschienen mexikanische Gesandte bei Cortez, welche ihm Geschenke aber zugleich die Weisung hinterbrachten, das Land zu verlassen. Cortez verstand sich hierzu nicht, wies eine zweite Gesandtschaft in gleicher Weise ab, und wußte seine Soldaten so zu begeistern, daß sie in die Zerstörung der Schiffe willigten und hinfort mit ihrem Feldherrn nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang hatten.

Durch trefflich angebaute Gegenden näherte sich Cortez mit seinem kleinen Heere Mexiko, besiegte die kriegerischen Stämme auf dem Wege, gewann sie durch wohlberechnetes Vorgehen, daß sie zu Tausenden in seine Dienste traten und bekam endlich die Hauptstadt Mexiko mit ihren weißen Häusern, welche die Spanier auf 60.000 schätzten und ihren Tempeln in Mitte des See's Tezcuco zu Gesicht. Nunmehr erschien eine neue Gesandtschaft von 1000 vornehmen Mexikanern in feinen Gewändern und meldeten, daß ihr großer König gleich nachkommen werde. Kurz darauf kam Montezuma in einem kostbaren Tragsessel mit großem Gefolge selbst an und bezeugte zum Erstaunen seines eigenen Volkes dem Cortez wie einem Höheren seine Unterwürfigkeit. Der Grund hiervon lag aber in einer alten Sage der Mexikaner, nach welcher in der Urzeit einer ihrer Fürsten in die Lande des Sonnenaufganges gezogen und nicht wieder gekommen war. Es hatte sich jedoch die Tradition erhalten, er werde einst wiederkommen und sein Recht auf Mexiko geltend machen. Dieser Fürst sei wahrscheinlich der mächtige König, dem Cortez diene, darum wolle er sich und sein Reich demselben tributpflichtig machen.

Die Spanier wurden in die Hauptstadt begleitet, erhielten ein großes steinernes Gebäude zur Wohnung und reiche Vorräthe, bald aber waren den sorglosen Indianern die Augen über ihre neuen Gäste geöffnet, und es begann nun der Kampf voll Gräuelthaten, welcher endlich mit der völligen Beugung der Eingebornen unter die überlegene Kriegskunst der Weißen und in deren grausames Joch endeten.



Kaiser Montezuma von Mexiko unterwirft sich dem Spanier Ferdinand Kortez.

1519.



Chalchoch von Falkenstein gelobt in einer angstvollen Nacht
die Gründung des Klosters Schlägel.

Die Gründung des Klosters Schlägel *).

Es hat der Ritter Falkenstein
Verirrt sich in dem Wald,
Als wieder sank auf Forst und Hain
Die Nacht gar rauh und kalt.

Es wob sich, wo er hin nur trat,
Zum Gitter Ast und Dorn,
Das Schlingkraut hält auf seinem Pfad
Ihn fest an Fuß und Sporn.

Nicht konnt er aus, nicht konnt er ein,
„Hilf Gott, was ist zu thun?
Und kann es schon nicht anders sein,
Muß ich im Wald hier ruh'n."

Und einen Schlägel sucht er aus,
„Sei du mein Kissen mir,
Find wohl in diesem luft'gen Haus
Zum Pfühl nichts Bess'res schier."

D'rauf kniet er sich voll Andacht hin
Und spricht noch solches Wort:
„Maria, sei du Schützerin
Mir heut an diesem Ort."

„Zwar beb' ich nicht in Angst und Pein,
Kommt mir ein Feind heran,
Doch möcht' ich nicht gefressen sein
Von eines Raubthier's Zahn."

„D'rum schütze mich, du Jungfrau mild
Mit deiner starken Hand!"
Er sprach's und bald umschlungen hielt
Ihn d'rauf des Schlummers Band.

---

*) Urkundliche Daten über die Entstehung des Klosters Schlägel, auch Maria Schlag oder Unser lieben Frauen Schlag genannt, im Mühlviertel von Ober-Oesterreich, kennt man nicht, doch ist seine Gründung durch den Passauer Ministerialen Chalchoch von Falkenstein im Jahre 1199 oder 1200 festgestellt und sowohl das Wappen des Klosters, im obern Theile der auf einen Stein niederschwebende Falke, im untern zwei gekreuzte Holzschlägel, so wie die alten Gemälde im Stifte und im nahen Schlosse Altenhof weisen auf die oben erzählte fromme Sage hin.

Mit Eins kam's da dem Ritter vor
Als käm ein Wolf gerannt,
Wild brach er durch Gestrüpp und Rohr,
Von heißer Gier entbrannt.

Schon war ihm nah' der schlimme Gast
Mit glühendem Augenring,
Als vom Gezweige dicht umfaßt
Erwürgt das Unthier hing.

Sacht schlief hierauf der Rittersmann,
Wie Bett und Pfühl auch rauh,
Bis nieder schien vom Himmelsplan
Die Sonn auf Thal und Au.

Hui, sprang er auf, wie froh und frisch,
Erquickt an Leib und Sinn,
Doch starrt im Nu auch auf's Gebüsch
Sein Blick voll Staunen hin.

Denn dort noch hing, das Aug voll Grimm,
Der Wolf erwürgt am Ast,
Zur Seit' ein gleiches Ungethüm,
Zerschellt von Baumeslast.

„Ja traun du hast mich recht beschützt,
O Jungfrau, diese Stund',
D'rum will ich auch ein Haus anitzt
Dir bau'n auf diesem Grund."

Er sprachs und sieh', ein Kirchlein fein
Hob bald den Knauf in's Blau,
Und selber trug Herr Falkenstein
Den ersten Stein zum Bau.

Und weil er dort in Einsamkeit
Schlief auf dem Schlägel hart,
Das Kirchlein auch seit jener Zeit
Darnach genennet ward.

Dr. Johann Nep. Vogl.



Kaiser Maximilian I. begnadigt den Rest der Gefangenen von Kufstein. 1504.

Kaiser Maximilian I. vor Kufstein 1504.

Die im baierisch-pfälzischen Erbfolgekrieg geschehene Belagerung des Bergschlosses Kufstein, welche Kaiser Max persönlich leitete, gehört zu den bekanntesten Episoden aus des ritterlichen Fürsten ereignißreichem Leben. Poeten und Reimer aller Zeiten haben sich dieses Ereigniß zum Vorwurfe genommen und jedes Geschichtsbuch erzählt von des muthigen Kommandanten Hanns Pinzenauer Widerstand, wie er die von den Stückkugeln unerschütterten Mauern spottend mit dem Besen abkehrte, wie sodann der Kaiser seine wuchtigen Kanonen, den Purlepaus und Weckauf kommen ließ, damit die Mauern umwarf und die Besatzung zur Ergebung zwang, sie aber im Zorne zum Tode durch's Schwert verurtheilte und jedem, der eine Fürbitte wagen wolle, mit einem Backenstreich bedrohte. Eilf Wackere waren der Exekution gefallen, darunter als erster der unerschütterte Pinzenauer, da erbarmte sich Herzog Erich von Braunschweig zweier eben dem Blocke nahenden Jünglinge und that die Fürbitte, worauf Max, froh der Möglichkeit, Gnade walten zu lassen, sein Wort mit einem leichten Backenstreich am Herzog löste und die übrige Besatzung frei gab. Noch erinnert ein in Kufsteins Nähe stehendes Kirchlein, zu den Einleffen (Eilfen) genannt, an die hier vorgegangene Katastrophe.

Unter den zahlreichen Gedichten über diese Episode verdienen zwei besondere Anführung, jene des gepriesenen vaterländischen Dichters Anastasius Grün als das wichtigste unter den neuern, und ein altes Gedicht: **„Ain lyed vom Benzenawer“**, dessen Verfasser wohl dem Namen nach unbekannt, aber um so interessanter ist, als sich aus der Schlußstrophe zeigt, daß er selbst unter dem durch Herzog Ehrich's Fürbitte geretteten Reste der Besatzung war. Von beiden mögen hier einige Strophen folgen *).

„Mein Fürst, ich will nicht betteln um meinen nicht'gen Leib,
Längst modern meine Schätze, mein Vater, Kind und Weib.
Mein Kleid und Herz, sie deuten mir beid' ins Grab hinein;
Um Eins nur wollt' ich bitten: um einen Becher Wein.“

So sprach der Pinzenauer, nicht bebte seine Hand,
Nicht bleichte sich sein Antlitz, als er vor Maxen stand,
Gleich einem ehr'nen Kreuzbild auf einem Marmorsarg,
So traurig und so düster, doch auch so fest und stark.

Auf euer Heil, mein König! — O daß ihr's tief erwäget,
Wieviel es heißt, wenn jener, deß Haupt zum Block ihr leget,
Aus voller Lust des Herzens noch zecht auf euer Heil! —
Er sprachs und beugte nieder sein Haupt dem rothen Beil.

---

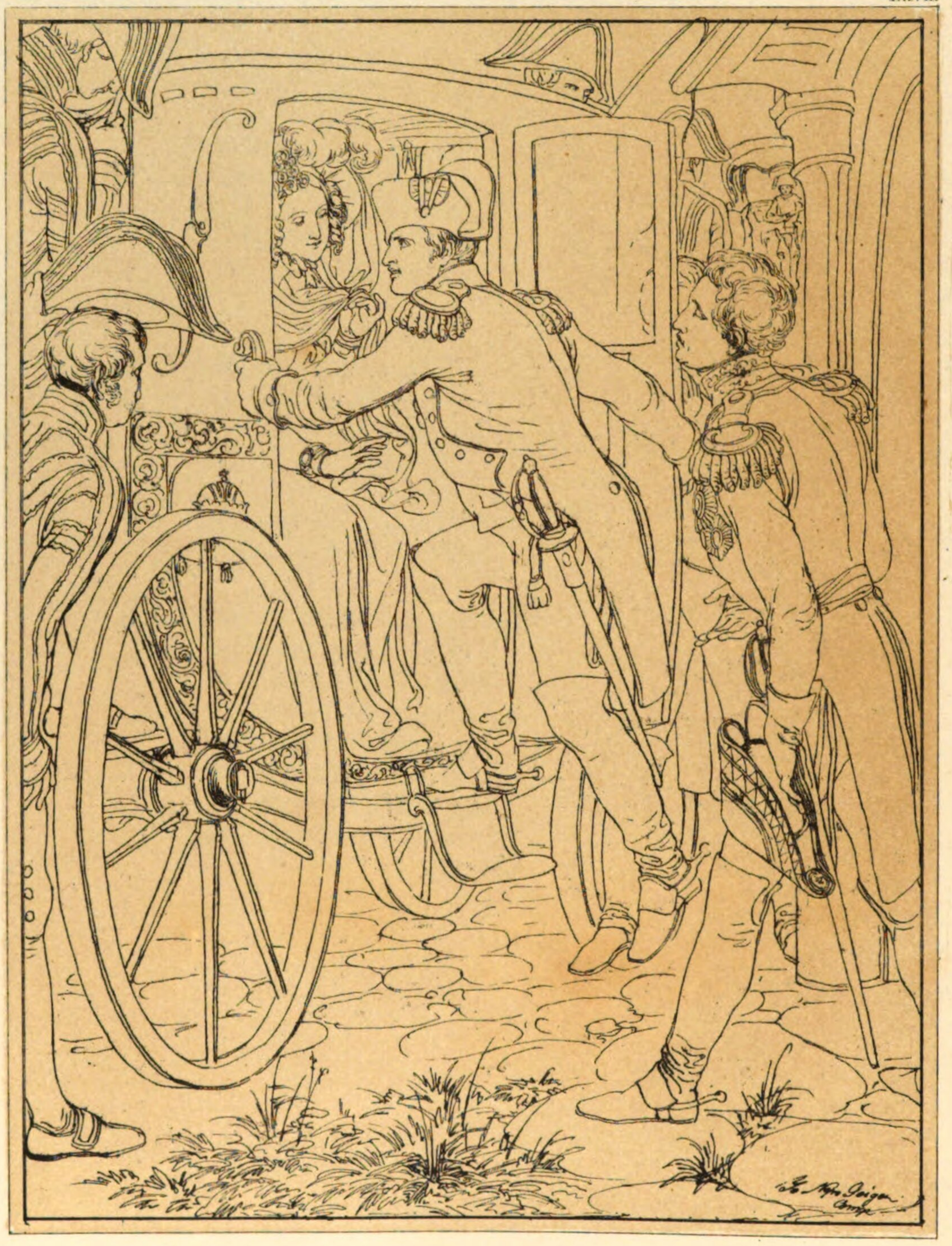
*) Ganz kann das erstere in dem Romanzenkranze: Der letzte Ritter von A. Grün, das zweite in Hormayr's historischem Taschenbuche vom Jahre 1829 nachgelesen werden.

Zehn der Genossen folgten, ihm treu in Tod und Leben,
Schon sah man mild Erbarmen des Königs Blick umschweben.
Schon will sein Herz begnad'gen, sein Eid verwehrt ihm's nur
Und insgeheim verwünscht er den argen, bösen Schwur.

Achtzehn thät man richten
Den ein'n teil ließ man stan
Das recht thät man verlängern
Herzog von Brunschwig hats gethan;
Zum künig thet er eilen
Gnädiger künig hochgeborn
Gebt mir die armen knechte
Man hat den besten geschorn.

Do antwurt ihm der künig
Wir schwuren einen eid
Wer für einen thät bitten
Dem wurd ein backenstreich.
Zorniglich ward er sehen
Hub auf die rechte hand
Deß lacht der herzog von Brunschwig
Den schlug er auf seine wang.

Der uns das lied von neuem sang
Von neuem gesungen hat
Er darf sich auch nit nennen
Von wegen seines stats.
Er ist darbei gewesen
Von adel ist er geborn
Und wär er nit entrunnen
Man hätt ihn auch geschorn.



Kaiser Napoleon empfängt zu Courcelles seine Gemahlin
Maria Louise von Oesterreich 1810.

Empfang der Erzherzogin Maria Louise durch Napoleon 1810.

Die Vermählung des Kaisers Napoleon mit der Erzherzogin Maria Louise, wie behauptet wird, schon in einem geheimen Artikel des Wiener Friedens angebahnt, wurde nach Napoleon's Rückkehr nach Paris eifrig betrieben. Den 15. December 1809 erklärte er in einer Familienversammlung, das Glück seiner Völker begehre, daß er seinem Throne Kinder hinterlasse und da seine langjährige Ehe mit der Kaiserin Josephine kinderlos sei, er dieselbe auflöse. Am folgenden Tage erklärte sich der Senat für diese Scheidung, die denn Anfangs Jänner 1810 vor dem geistlichen Officialate vor sich ging. Bereits den 7. Februar wurde durch den Minister Champagny und dem österreichischen Botschafter Fürsten von Schwarzenberg das Eheverlöbniß in Paris unterzeichnet.

Den 4. März traf der Marschall Berthier als Großbotschafter in Wien ein und stieg in der Reichskanzlei ab. Der feierliche Einzug geschah Tags darauf vom fürstlich Schwarzenberg'schen Palast aus und nun folgten prachtvolle Hoffeste bis zum 8., wo die feierliche Anwerbung statt fand. Kaiser Franz erwiederte die Ansprache des Botschafters mit den Worten: „Ich betrachte die Werbung um die Hand meiner Tochter als ein Pfand der Gesinnungen des Kaisers der Franzosen, die ich zu schätzen weiß. Meine Wünsche für das Glück der künftigen Gatten können nicht mit zu großer Innigkeit ausgedrückt werden, denn dasselbe wird das meinige sein. Ich werde in der Freundschaft des Fürsten, den Sie repräsentiren, die besten Trostgründe für die Trennung von meinem Kinde finden und meine Völker in ihr das sichere Pfand ihres gegenseitigen Wohlbefindens erblicken. Ich gewähre die Hand meiner Tochter dem Kaiser der Franzosen."

Den nächsten Tag legte die kaiserliche Braut den üblichen Entsagungseid auf die Ansprüche bezüglich der österreichischen Lande ab und am 11. März erfolgte die feierliche Vermählung durch Procuration bei den Augustinern durch den Erzbischof, wobei der Erzherzog Karl, auf Napoleon's eigenes Ansuchen, die Stelle des kaiserlichen Bräutigams vertrat. Denselben Abend war in allen Theatern freier Eintritt und die Stadt wie die Vorstädte waren herrlich beleuchtet. Am 12. März reiste der Großbotschafter nach dem Uebergabsorte Braunau, und am 13. erfolgte die Abreise der neuvermählten Kaiserin. Erzherzog Karl führte sie an den Wagen, an dessen Schlag der Stadtkommandant Fürst Johann Liechtenstein mit gezogenem Degen ritt. Ihre Obersthofmeisterin, Gräfin Lazansky und eine zahlreiche Dienerschaft begleitete sie. Von dem in großer Menge versammelten Volke wurde die hohe Neuvermählte mit Liebe zum Abschiede begrüßt und sie dankte mit Thränen der Rührung.

In Braunau übernahmen der Marschall Berthier und die Königin von Neapel die Kaiserin von dem Fürsten Trautmannsdorf und die Reise ging über München und Straßburg nach Compiegne, wo Napoleon seine junge Gemahlin empfangen sollte. Er reiste derselben aber, nur vom Könige von Neapel begleitet, noch fünfzehn Stunden entgegen und kam in Corcelles an, als eben die Couriere eintrafen, um die Pferde für die Reisewagen beizustellen.

Napoleon verließ seinen Wagen und harrte, da eben Regenwetter eingetreten war, unter dem Portal der Kirche, bis der Reisewagen Maria Louisen's eintraf, worauf er den Wagenschlag öffnete, sich an ihrer Seite niederließ und so die Formen der Hofetiquette, auf die er sonst auf's Strengste hielt, durch diesen einfachen Empfang beseitigte.

Die Sage von der Gründung der Stadt Tauß.

Ein ärgerlicher Saul hat sich mit diesem Bilde unter die Propheten Geiger's eingeschlichen, indem der Künstler sich verleiten ließ, eine ganz grundlose und schon von älteren Historikern nur mit Lächeln abgefertigte Fabel zu illustriren.

Nach dieser hätte Kaiser Otto I. ums Jahr 938 einen Kriegszug gegen den Herzog Boleslaw I. von Böhmen unternommen, nachdem dieser einer Vorladung an den Kaiserhof, um sich über den Mord seines Bruders Wenzel des Heiligen zu rechtfertigen, nicht nachgekommen war. In der That wüthete in jener Zeit, von Beginn der Regierung Boleslaw's 936 bis zum Frieden vor Prag 950 der Gränzkrieg zwischen Böhmen und Deutschen unausgesetzt und mit wechselndem Glücke. Die Sage erzählt aber, daß der Herzog sich zum Widerstande zu schwach gefühlt und unterworfen habe. Da hätte nun der Kaiser unter den Friedensbedingungen auch diese gesetzt, daß der Böhmerherzog einen Kessel über das Feuer halten müsse, während des Kaisers Leibkoch ein Gericht bereitete. Müde, wollte sich Boleslaw setzen, der Kaiser aber habe ihm zugerufen: Tu sta! — und dieß sei im Namen der an gleicher Stelle gegründeten Stadt Tauß, lateinisch Tusta, bewahrt geblieben!

Wahrlich eine läppische Sage, welche selbst der sonst wenig kritische Chronist Hayek fabulosa nennt. Die Stadt Tauß (alt Togast, und lateinisch Tusta vom böhmischen Worte Tuhost, welches Festigkeit bedeutet) war schon in grauer Vorzeit ein festes Bollwerk Böhmen's gegen feindliche Anfälle von Westen und deckte den hier durch das waldreiche Gebirge in's Innere führenden Paß. Wie wichtig diese Befestigung war, zeigen die Kämpfe, welche hier an der Gränze Böhmen's mehrmals statt hatten. Schon in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, als der gewaltige Samo sein mächtiges Slavenreich gründete, erzählt die Chronik von der mörderischen dreitägigen Schlacht am Böhmerwald bei Wogastisburg, und da eine solche Oertlichkeit nirgends zu finden, so liegt die Vermuthung nahe, daß dieß Togastisburg, die Stadt Tauß gewesen sei und die Franken auf dem Gebirgspasse bei dieser Stadt einzubrechen suchten. Damit aber wäre das Bestehen der Stadt schon 200 Jahre früher, als die erzählte Fabel annimmt, erwiesen. Auch in den Jahren 1039 und 1431 kam es bei Tauß und dem nahen Riesenberg zu gewaltigen Kämpfen zwischen den Böhmen und Deutschen und eine Befestigung der Landesgränze an dieser Stelle erschien also schon in sehr früher Zeit dringend geboten.

Die Entstehung der Sage selbst fällt aber in jene Periode, wo es leidige Sucht wurde, aus dem Klange der Namen, aus Orts-Eigenthümlichkeiten, Wappenschildern u. dgl. kühn historische Anekdoten abzuleiten. Bei Tauß gab neben der lateinischen Benennung noch der Umstand Anlaß, daß an einer seiner Kirchen eine kesselähnliche Figur ausgehauen war, eine Kufe, auf den sehr schwunghaften Salzhandel hindeutend. Viel Unheil hat diese Sucht nach Erklärungen gebracht und konnte bis in unsere Tage nicht völlig beseitiget werden, da die poetisch ausgeschmückten Sagen die Masse befingen. So spuken ja, um nur Naheliegendes zu erwähnen, die erst im 15. Jahrhundert auftauchenden Mährchen über die Gründung von Sievering und Heiligenstadt durch den heiligen Severin, ebenso der Ort Salmansdorf als eine Schöpfung des Türkenkaisers Soliman, wiewohl schon 300 Jahre vor diesem urkundlich erscheinend, Otakrin als eine Mahnung an den Heruler Odoaker u. dgl. noch heutzutage.

Geiger's Zeichnung aber hat nur die billige Pietät gegen seine geniale Arbeit und der Wunsch, die von ihm gelieferte Bilderzahl nicht zu verstümmeln, keineswegs aber der Werth der Sage wieder zur Veröffentlichung gebracht.



Die Sage von der Gründung der Stadt Tauss.

XXX.



Bonaparte empfängt die Deputirten der Stadt Judenburg 1797.

Die Judenburger Deputirten vor Bonaparte 1797.

Am 2. Februar 1797 hatte der tapfere General Wurmser die durch Hunger und Krankheit der Truppen auf's Aeußerste geschwächte Festung Mantua durch Capitulation an den Obergeneral der französischen Republik, Napoleon Bonaparte übergeben müssen und dieser drang durch die Alpen gegen Wien vor. Erzherzog Karl mit seiner kleinen Armee mußte sich nach Kärnthen zurückziehen, die Franzosen siegten am 16. März bei Valvassone, am 23. bei Tarvis und besetzten am 7. April die Kreisstadt Judenburg in Steiermark, welche durch Plünderung und starke Requisitionen die Drangsale des Krieges erfahren mußte.

Als daher Napoleon in der Stadt eintraf, begab sich der verdiente Kreishauptmann Pucher mit einer Deputation der Bürger zu ihm, um die erschöpfte Lage der Stadt darzustellen. Der Ober-Commandant der Franzosen, in welchen die Bürger zu ihrem Erstaunen einen schlanken, schlichten jungen Mann anstatt des erwarteten Eisenfressers fanden, empfing die Abgeordneten in Beisein des General Berthier und von dieser Szene hat uns Geiger ein äußerst charakteristisches Bild bewahrt.

Napoleon versprach auf die Beschwerden des der französischen Sprache mächtigen Wortführers für die von seinen Truppen verübten Plünderungen vollen Schadenersatz und lenkte hierauf das Gespräch auf die Gesinnung der Bewohner, worauf ihm die Deputirten mit vielem Freimuthe antworteten, daß in dem kalten Alpenlande kein Boden für die französischen Ideen sich finde und die Steiermärker mit ganzer Seele an dem angestammten Fürstenhause hingen. Napoleon's weitere Frage nach Neuigkeiten aus Oesterreich und Ungern wurde mit der Abgeschlossenheit der Stadt vom Weltverkehre entschuldigt und hierauf entließ der Befehlshaber die Abgeordneten nach wiederholter Versicherung seines Schutzes mit großem Anstande.

Napoleon nahm sein Hauptquartier im nahen Schlosse Schrattenberg, verweilte aber nur fünf Tage daselbst, da inzwischen seine Lage durch die Insurrection Ungern's und Kroatien's, durch das Landwehr-Aufgebot in Oesterreich und die Vorgänge in Tirol und Italien eine gefährdete geworden war und er daher gerne die Hand zum Waffenstillstande von Leoben bot, aus welchem am 17. October desselben Jahres der Friede von Campo Formio hervorging und die innerösterreichischen Lande für dießmal vom Feinde befreite.

Gefangennehmung Herzog Johann's von Sachsen 1564.

Die Katastrophe Herzog Johann Friedrich's von Sachsen-Weimar, welche uns der Künstler im Bilde vorführt, wurde durch die sogenannten Grumbach'schen Händel hervorgerufen, ein eben so trauriger als interessanter Abschnitt der deutschen Geschichte, der letzte ernstliche Versuch des Reichs-Adels, der Fürstengewalt entgegenzutreten.

Der fränkische Reichsritter Wilhelm von Grumbach, Schirmvogt des Bisthums Würzburg, hatte schon vordem mit diesem Bisthum in Hader gelegen und wurde als Feldhauptmann des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg in dessen Schicksale verflochten, so daß er durch den Angriff und Raubzug des Markgrafen gegen die fränkischen Stifte auch Würzburg zum Abschlusse eines ihm sehr günstigen Vergleiches zwang, welcher vom Kaiser anfangs verworfen, später aber als man Albrecht's Hilfe gegen die Franzosen bedurfte, neuerdings bestätiget wurde.

Die Bischöfe legten Verwahrung ein und so begann der sogenannte markgräfliche Krieg, in dem Albrecht das Land seiner Gegner sengend durchzog, endlich aber, mehrmals geschlagen und als Landfriedenbrecher in die Acht erklärt, als Flüchtiger starb (1557).

Durch diesen Ausgang war auch Grumbach's Schicksal entschieden und da auch ein ihm günstiges Restitutionsedikt des Reichskammergerichtes an der Verwahrung der fränkischen Stände scheiterte, so faßte der rachedürstende Mann den Entschluß, seine Güter durch Gewalt zu erringen. Als seine Leute aus einem Hinterhalte den mit schwachem Gefolge auf die Jagd reitenden Bischof Melchior von Würzburg überfielen, ward derselbe, gegen Grumbach's Willen, im Getümmel erschlagen. Grumbach entfloh nach Frankreich und griff, als auch des Bischofs Nachfolger sich nicht bereit finden ließ, die Ansprüche des Ritters zu befriedigen, zur Selbsthilfe. Er verband sich 1559 mit mehren fränkischen Rittern und dem schwachen Herzoge Johann Friedrich, dem er, im Vereine mit dessen Kanzler Brück, die Wiedererlangung der von des Herzogs Vater verlornen Kurwürde, ja durch fingirte Erscheinungen sogar die Erringung der Kaiserwürde in Aussicht stellte.

Mit des Herzogs Unterstützung zwang Grumbach den Bischof von Würzburg zur Unterzeichnung eines Entschädigungsvertrages, wurde aber von Kaiser Ferdinand I. in die Acht erklärt. Der Herzog wies den Auftrag zur Auslieferung Grumbach's zurück und setzte dem Exekutionsheere selbst hinter den festen Mauern Gotha's noch Trotz entgegen, als die Reichsacht auch über ihn verhängt worden war.

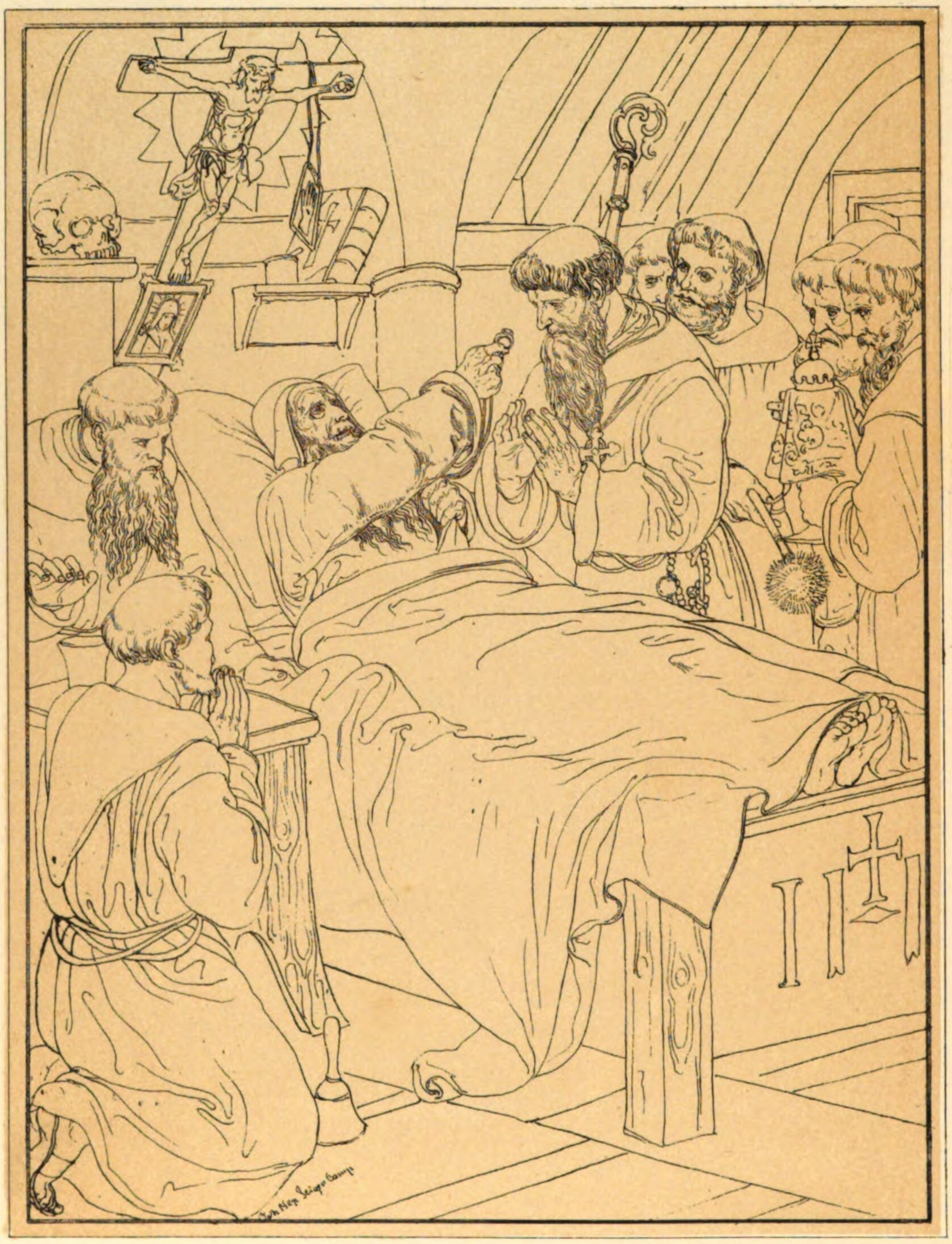
Mehre Monate dauerte die Belagerung der Stadt und des festen Schlosses Grimmenstein, bis endlich die Bürger und Söldner, welche keinen Sold mehr erhielten, sich empörten, den Herzog mit seinem Kanzler und Grumbach gefangen setzten und die Stadt am 14. April 1564 übergaben. Ueber Grumbach und Brück erging ein schauerliches Strafgericht, nach ausgestandener Folter wurde ihnen das Herz aus den lebendigen Leibern geschnitten und diese geviertheilt.

Herzog Johann Friedrich aber wurde dem inzwischen zur Regierung gelangten Kaiser Maximilian II. ausgeliefert, welcher den Gefangenen auf offenem Wagen mit einem Strohhute auf dem Kopfe und mit einer Tafel an der Brust, auf der seine Vergehen angegeben waren, von Bewaffneten begleitet nach Wiener-Neustadt bringen ließ, von wo er später, der Türkengefahr wegen, nach Stadt Steyer geführt wurde und dort 1595, im 31. Jahre seiner Haft, starb. Umsonst verwendeten sich wiederholt die Reichsfürsten beim Kaiser um seine Befreiung und mit Mühe nur konnte seine musterhafte Gemahlin Elisabeth es erlangen, seine Leidensgefährtin zu sein.



Herzog Johann von Sachsen, wird in die Gefangenschaft abgeführt. 1564.

XXXII.



Tod des Königs Boleslaw von Polen
als Laienbruder zu Ossiach
1081.

Der stumme Mönch zu Ossiach.

Zu Ossiach in der Abtei
Ein stummer Münich weilt,
Der weder Erdenlust noch Leid
Mit andern Mönchen theilt.

Der strengsten Buße ist allein
Sein Leben nur geweiht,
Doch scheint es, daß ihm Linderung
Die Buße nicht verleiht.

Acht Jahre sind's, als er zur Nacht
Am Thor der Glocke zog,
Und stummen Mundes vor dem Abt
Das Knie in Demuth bog.

Um Aufnahm' in das Kloster bat
Er mit beredtem Blick,
Und mitleidvollen Herzens wies
Der Abt ihn nicht zurück.

Nicht gab er Kunde, wer er sei,
Und nicht, woher er kam,
Doch sprach die Bläsfe seiner Wang'
Von einem tiefen Gram.

Seitdem als wie ein Schatten wankt
Der Mönch, mit stummem Mund,
Durch Klostergang und Kirchenraum,
Und liegt das Knie sich wund.

Doch immer mehr verfällt sein Leib,
Erstirbt in ihm die Kraft,
Schon bettet's ihn auf jenem Pfühl
Dem keiner sich entrafft.

Und als die Stunde nun genaht,
Die oft von ihm ersehnt,
Und schon zum Scheiden, schaurig dumpf,
Vom Thurm die Glocke dröhnt;

Da läßt berufen er den Abt,
Im Aug' der Sühnung Strahl,
Und — „Wunder! Wunder!“ ruft es rings,
Und — spricht zum erstenmal.

„Nicht war ich stumm, wie Ihr geglaubt,
Dieweil's Euch schien erprobt,
Doch hatt' ich Schweigen bis zum Grab
Mir selber angelobt."

„Zu sühnen eine schwere Schuld
War dieser Buße Grund,
Der Tod allein nur löset jetzt
Das Siegel mir vom Mund."

„Solch' Buße ward noch nicht erhört!"
Der Abt mit Staunen spricht,
„Acht Jahre stumm! Welch' Schreckliches
Hat Dir's gemacht zur Pflicht?"

„Wohl Schreckliches," spricht Jener d'rauf,
„Hab' ich verübt fürwahr,
Denn einen Diener unser's Herrn
Erschlug ich am Altar."

„Der Erzbischof von Krakau war's,
Der fromme Stanislaus,
Deß' Blut im Jähzorn ich vergoß
Im gottgeweihten Haus."

Wohl fährt ein namenloser Schreck
Durch Alle da im Nu,
„Und wer" — so fragt hierauf der Abt,
„Und wer — wer warest Du?"

Da reicht ihm einen Siegelring
Der Sterbende noch dar,
Und an dem Reife hängt der Blick
Des Abtes lang und starr.

„Um Gott! So bist Du" — ruft der Greis,
Den's wie ein Blitz jetzt traf,
Doch jener lallt — und — senkt das Haupt:
„Der König — Boleslaw."

„Requiescat in pace" spricht
Hierauf der Mönche Schaar
Und kniet zum Todten, der aus Reu
Solch' strenger Büßer war.

Dr. Johann Nep. Vogl.



Abschied Herzogs Wilhelm von seiner Braut
Hedwig von Polen. 1384.

Herzog Wilhelm und Hedwig von Polen 1384.

Eine so herrliche, von Glück und Ruhm bekränzte Laufbahn auch dem Erzhause Habsburg in der Geschichte alter und neuer Zeit zugewiesen ist; so hat es unter seinen Gliedern doch nicht an Gestalten gefehlt, welche einem düsteren Mißgeschicke verfallen zu sein schienen, so daß blühende Hoffnungen und wohlberechnete Plane ins unerwartete Gegentheil umschlugen.

Eine solche Gestalt tritt uns in dem ältesten Sohne des bei Sempach gefallenen ritterlichen Leopold des III., in Herzog Wilhelm dem Höflichen entgegen. 1370 geboren, hatte der schöne und feurige Knabe die Zuneigung des Königs von Ungern, Ludwig des Großen, gewonnen, welcher ihn mit sich an seinen Hofstaat nahm und ihn frühzeitig mit seiner jüngeren Tochter Hedwig verlobte. Die Prinzessin wird als ein Muster von Schönheit gepriesen, ihre spätere Wirksamkeit als Königin von Polen gibt gleich glänzende Beweise ihrer Sanftmuth und Klugheit, und so konnte es nicht fehlen, daß bald zwischen Wilhelm und Hedwig die innigste Neigung entbrannt war, welcher beide trotz einstürmender Ereignisse bis zum Tode getreu blieben.

König Ludwig war 1382 gestorben und hinterließ die ränkevolle Witwe Elisabeth mit den beiden Prinzessinen Marie und Hedwig, von welchen die erstere dem Markgrafen Sigmund von Brandenburg verlobt und zur Erbin Polens bestimmt war, das ihr Bräutigam in ihrem Namen, aber mit wenig Geschick verwaltete, und sich den Haß der gesammten Nation zuzog. Es trat daher ein Landtag zusammen und Boten wurden an Elisabeth abgeordnet, eine ihrer Töchter zu bestimmen und zu entsenden, um Polen zu beherrschen, und die wenn gleich unbestimmte Antwort der Königin wurde von den Polen mit Jubel begrüßt, während der verhaßte und von der Königin verlassene Sigmund beschämt das Land verließ.

Ausbrechende Unruhen in dem herrenlosen Polen aber veranlaßten neue Botschaften an die Königin, sofort eine der Prinzessinen als Regentin zu senden, bis Elisabeth durch eine feierliche Gesandtschaft eröffnen ließ, daß sie die jüngere Tochter Hedwig zur Königin von Polen bestimme und diese auf Ostern 1383 mit ihrem Bräutigam Wilhelm erscheinen werde, mit dem Vorbehalte, daß Hedwig gekrönt, aber sodann noch auf drei Jahre der Mutter zurückgesendet werden solle, denn noch sei Hedwig zu jung, ein Reich wie Polen zu regieren.

Ostern kam, aber Hedwig nicht, neue Abgeordnete brachten nur bedingte Zusagen der listigen Königin, und erst als die Flamme des Unmuths hell auszubrechen drohte, erschien Hedwig mit reichen Schätzen und glänzendem Geleite edler Ungern in Krakau, wo am 15. October 1384 die Krönung mit großer Pracht vollzogen wurde.

Der beredte polnische Chronist Dlugoß sagt von der jungen Königin am Tage der Krönung, daß ihre Schönheit durch ihre Tugenden, ihr Glanz, ihr Reichthum und ihre Macht durch ihre Milde verdunkelt wurden. Der Ruf der jungfräulichen Königin drang in alle Länder, und im nächsten Jahre erschien eine feierliche Gesandtschaft des Herzogs Jagello von Lithauen, um Hedwig's Hand zu werben. Die beredten Wortführer schilderten, daß Jagello nicht durch so vieler Fürsten Drängen, nicht durch den Krieg mit dem deutschen Orden bewogen wurde, Christ zu werden, jetzt aber sei er hierzu bereit, werde alle Christensklaven im Lande freigeben und an Herzog Wilhelm das bedungene Reugeld von 200.000 Goldgulden zahlen, im Falle ihm Hedwig ihre Hand zusage.

Während die Polen jubelten und Königin Elisabeth in zweideutiger Antwort den Plan zu unterstützen schien, traf der Antrag Hedwig und den Herzog Wilhelm als unvorhergesehener

Donnerstreich. Kaum von einem Krankenlager erstanden, eilte er mit wenigen Getreuen nach Krakau, wo ihm aber der Eintritt ins Königsschloß verwehrt wurde. Hedwig's Angst wuchs mit jedem Tage, sie sprach Wilhelm mehrmals im Franziskanerkloster, wo sie dem Lieblinge ihres Herzens Festlichkeiten bereitete und als die Ankunft Jagello's nahe bevorstand, beschloß man, daß Wilhelm Nachts ins Schloß kommen und mit Hedwig getraut werden sollte.

Aber auch dieser Anschlag wurde den polnischen Großen verrathen, Wilhelm erfuhr durch Gewaffnete Widerstand und die Thore des Königspalastes wurden verrammelt, wiewohl die empörte Hedwig selbst das Beil geführt haben soll, als die Ihrigen das Thor sprengen wollten.

Um den Nachstellungen nach seinem Leben zu entgehen, mußte Wilhelm aus Krakau nach schmerzlichem Abschiede, wie ihn unser Künstler dargestellt, fliehen, ein nochmaliger Versuch, da Wilhelm 1386 als Kaufmann verkleidet in Krakau erschien, hatte nicht mehr Erfolg und im gleichen Jahre wurde Jagello getauft und Hedwig's Gatte. So zerriß das Geschick hier das Band zweier Herzen, die mit seltener Neigung an einander gehangen.

Mit musterhafter Ergebung suchte Hedwig ihren Gemahl zu fesseln, der sie auch hochschätzte. Doch bereitete der allzugroße Unterschied an Alter und Gewohnheiten ihr oft bittere Stunden, und sie starb, nach eifrigem Wirken für Polen's Wohlfahrt, 1399 bei der Geburt ihres ersten Kindes.

Herzog Wilhelm aber stürzte sich verzweifelnd in die Gefahren und Mühseligkeiten einer Kreuzfahrt ins gelobte Land, wo er einen Löwen so zähmte, daß dieser sich bei des Herzogs Tod an dem Sarge zu Tode hungerte. Wilhelm blieb unvermählt bis nach Hedwig's Tode, führte sodann mit Johanna von Neapel-Anjou eine freud- und kinderlose Ehe und starb, nach weisem Wirken als Regent Oesterreich's und Vormund des minderjährigen Herzogs Albrecht des V., schon im 36. Jahre, sieben Jahre nach seiner unvergeßlichen Verlobten.



Graf Tilly im Todtengräberhause zu Leipzig.

1631.

Tilli im Todtengräberhause bei Leipzig.

Mit seinen Eisenrotten der grimme Tilli kam,
Mit Blut und Glut bezeichnend die Wege, die er nahm,
Er kam vom großen Feste, vom Magdeburger Brand,
Wo er in Blut getauchet die überblut'ge Hand.

Er kam vom großen Feste, wo er geschwelgt sich satt,
Wo Mord und Plünd'rung führten den Reigen durch die Stadt,
Und weit voraus ihm pflogen die Furien Raub und Brand,
Gleich einer Riesenschlange, vernichtend Volk und Land.

So kam auf Leipzig's Flächen er hin, allwo verheert
Schon Alles von den Seinen, wohin der Blick sich kehrt,
Verkohlt stand Haus und Hütte, die Giebel fielen ein —
Das Beinhaus ist geblieben nur unversehrt allein.

Das Beinhaus nur am Friedhof — in schneidend bitt'rem Hohn,
Als wollt' dem Schlächter spenden der Tod den schuld'gen Lohn,
Als wollt' der Tod ihm künden: „Nur noch bis da hinein,
Von dieser Stelle aber bist du hinfüro mein."

Und in das Beinhaus lenkte der Tilli seinen Schritt,
Und nahm das Herz, das fels'ge, wie aller Orten mit;
Doch als d'rin angelanget der stahlbeschirmte Mann,
Da steht er wie gefesselt von einem Zauberbann.

Sein Auge stiert wie gläsern und seine Wang' erblaßt,
Des Todes Schauer hat ihn zum erstenmal erfaßt,
Denn auf den Gast von Eisen in vollster Blöße schaut
Der größ're Würger nieder voll Grauen, ohne Laut.

Die kahlen Schädel grinsen, es fletscht von Sims und Schrein,
Und wie zum Willkomm' rasselt im Luftzug das Gebein,
Die Knochenhände winken, das Grabscheit klirrt dazu,
Ein Sarg klafft ihm entgegen: „Wie lang' noch zögerst du?"

Und was kein Blutgemetzel, die Gräuel nicht der Schlacht,
Das hat die Ruh des Todes empfinden ihm gemacht,
Und als er, leisen Fröstelns, verließ das Spukgemach,
Da war ihm so, als zöge ein Grabgespenst ihm nach.

Von Stund' an war gebrochen sein eh' so harter Sinn,
Das Glück, das seiner Ferse gefolgt, es war dahin,
So kämpfte sieglos weiter von nun der blut'ge Graf,
Bis eine Schwedenkugel bei Ingolstadt ihn traf.

Dr. Johann Nep. Vogl.



Das Frühlingsfest in der Orangerie zu Schönnbrunn.

1837.

Das Frühlingsfest am Kaiserhofe 1837.

Die poetische und liebliche Sitte des Veilchenfestes, wie dasselbe von den früheren Landesherrn Oesterreichs so sinnig gefeiert wurde, fehlt als anziehende Sitte der alten Zeit in keinem Geschichtsbuche. Wahrscheinlich uralten Ursprungs und an die Feste anschließend, welche schon von den heidnischen Deutschen zur Zeit der Frühlings-Sonnenwende begangen wurden, sehen wir dieses Fest von den glücklichen Tagen des glorreichen Babenbergers Leopold an bis über die Zeit Herzog Otto des Fröhlichen oder Rosenbekränzten von Jung und Alt, Arm und Reich gefeiert. Wer immerhin im Frühlinge auf freiem Felde das erste Veilchen fand, zeigte dieß sogleich dem Herzoge an, der sich dann, von seinem Hofstaate und den Wienern begleitet, an den Ort hin begab, um dieses erste Kind des Frühlings zu begrüßen. Dann hielt die Jugend um dasselbe einen muntern Reihentanz, man sang ein Maienlied und das sittsamste Mädchen der Umgebung durfte sich das Blümchen abpflücken. Bekannt ist nicht minder, wie aus Anlaß eines solchen Festes des Herzogs Otto lustiger Rath Nithart zu seinem Beinamen Bauernfeind gelangte. Es begab sich nämlich, daß er eines Tages das erste Veilchen fand. Er bedeckte es mit seinem Hute und lief voller Freude in die Burg, um seiner Herrin zu sagen, „daß er den Frühling gefunden habe.“ Ein Bauer, der ihn belauscht hatte, nahm aber inzwischen das Veilchen weg, beschmutzte die Stelle und deckte den Hut wieder darüber. Mit großem Gefolge von Hofleuten, Pfeifern und Fiedlern geleitete indeß Nithart die Herzogin an den bezeichneten Ort. Sie hob den Hut auf, um mit ihrer reinen Hand das Veilchen zu pflücken, und brach in laute Verwünschung aus über die ihr geschehene Schmach. Wüthend über den Possen, den man ihm gespielt hatte, floh Nithart von dannen, erreichte ein Dorf und siehe da — die Bauern sprangen eben gar lustig um das Veilchen. Da war er seiner nicht mehr mächtig, stürzte unter sie und schlug mehre todt. [1])

In dieser Form ist nun wohl das Fest seit Jahrhunderten verschollen, die Erinnerung daran aber hat sich erhalten, ja es wird, der Hofordnung angepaßt, noch jetzt jährlich im Frühlinge begangen. Es findet nämlich mit dem Eintritte der schönen Jahreszeit noch immer ein prachtvolles Hoffest, das Rosenfest statt, bei welchem der hoffähige Adel und die hohen Würdenträger in dem mit Blumen geschmückten Sale des Burggartens, oder in der prachtvollen Orangerie zu Schönbrunn empfangen und zu der inmitten eines Blumengartens placirten Hoftafel gezogen werden. Ein solches Fest, im März des Jahres 1837 in der Orangerie in Schönbrunn gefeiert, an welchem auch der eben damals in Wien weilende Großfürst Alexander, dermal Kaiser von Rußland, mit seiner Begleitung theilnahm, hat unser Künstler mit geistreichem Griffel skizzirt.

---

[1]) Mehre alte Chronisten erzählen diesen Vorfall und Hans Sachs hat denselben zum Gegenstand eines Fastnachtsspieles: „Der Neydhard mit dem Feihel“ gemacht.

Andreas Budiács.

„Das Verderben von Mohács" war vorüber. Mancher reiche Bischof und der Kern des stolzen ungrischen Adels war mit dem letzten Jagellonen, dem Jünglinge Ludwig gefallen und die Osmanen zogen unter dem siegreichen Sultan Suleiman auf das wehrlose Ofen zu, schon darüber weg die Augen auf die Kaiserstadt gerichtet, die auch nur vier Jahre später das, zum Glücke Deutschland's erfolglose Anstürmen des Erbfeindes erleben sollte.

Während aber in diesen Trauertagen die Landesgeschichte Ungern's zu trostlosem Jammer verfällt, erglänzen zahlreiche Episoden herrlicher Großthaten an Edelsinn und Tapferkeit Einzelner. Wie schön ist das Bild des edlen Ungers, der sein bestes Gut, die reizende Ehefrau, auf schnellem Rosse flüchtend, von den Feinden ereilt wird und als keine Möglichkeit zur Rettung erübrigt, von der jungen Frau angefleht, ihr den Säbel ins Herz stößt, auf daß sie nicht Sklavin werde, dann aber gegen die Verfolger stürmend den schönen Heldentod stirbt.

Solche Episoden können gar viele erzählt werden, und eine hat unser Zeichner im Bilde bewahrt.

Unter den Flüchtlingen aus der Schlacht bei Mohács hatte sich auch der an Polen's Gränze begüterte Emerich von Löwenstein gerettet, war aber, ohne Ziel herumirrend, von einem Haufen Feinde wieder ereilt und nach heldenmüthiger Gegenwehr sammt seinem Diener Andreas Budiács gefangen worden.

Den Uebertritt zum Islam trotzig weigernd, wurden beide an Eine schwere Kette geschmiedet und von dem Pascha von Ofen zu harter Arbeit verwendet. Emerich weinte umsonst seiner Hausfrau, seinen Kindern nach, denn es erschien keine Möglichkeit zur Flucht gegeben.

Budiács aber, sein Leben dem Herrn weihend, hatte, als die Beaufsichtigung nach einiger Zeit weniger strenge wurde, ein Beil bei ihrer Schlafstätte verborgen und hieb sich, bevor der Herr es wehren konnte, den Fuß mit der Fessel ab!

Emerich wollte ihm beispringen, aber der edle Diener mahnte strenge zur schnellen Flucht, damit seine Aufopferung nicht vergebens sei, der Ritter entfloh und gelangte glücklich zu den Seinen.

Budiács blieb ohnmächtig und im Blute bis zum nächsten Morgen, wo ihn der Wächter entdeckte und eilig das Geschehene dem Pascha mittheilte. Und der rauhe Türke war sichtbar von dem Edelmuthe des Dieners erschüttert. Er befahl, den Entflohenen nicht zu verfolgen, den Verstümmelten aber aufs Sorgsamste zu pflegen, und als derselbe endlich geheilt war, entließ ihn der Pascha freundlich und schenkte ihm Geld, Kleider und ein gutes Roß. Unter sicherem Geleite gelangte er an die Gränze Polen's und erregte auf Löwenstein durch seine wundergleiche Rettung gränzenlose Freude. Sein dankerfüllter Herr aber gab ihm nicht nur ansehnliche Gründe als freies Eigen, sondern eilte an den Hof, die Adelung dieses so Edlen zu bewirken, was ihm auch gewährt wurde. Budiács erhielt als Wappen den Löwen und im untern Felde — den abgehauenen Fuß mit der Kette. Seine Nachkommen blühen noch und haben im verhängnißvollen Jahre 1809 durch edlen Eifer für die Insurrektion der Gespanschaft gegen die Franzosen bewiesen, daß auch der treue Sinn des Ahn's nicht erstorben ist.



Der treue Andreas Budiács befreit seinen Herrn aus der Gefangenschaft.

XXXVII.



Das Haus Wršowec wird auf Herzog Swatopluk's Befehl ausgerottet. 1108.

Untergang des Hauses Wršowec 1108.

Das Ende des 11. Jahrhunderts war für Böhmen eine Zeit arger Wirren und Unruhen. Herzog Břetislaw II. hatte mit Umgehung des alten Landesgesetzes, nach welchem in Ermanglung unmittelbarer Leibeserben der Aelteste des Stammes Přemysl in der Regierung folgen sollte, seinen Bruder Bořiwoy II. zum Nachfolger bestimmt. Hierdurch war jedoch der rechtmäßige Thronerbe Ulrich, Herzog von Brünn, aufs Tiefste erbittert, Kämpfe und Unsicherheit im Lande traten an die Stelle der Ruhe, und die Adelsgeschlechter waren einem für sie wie für das Land unheilvollen Schwanken zwischen den um ihre Gunst buhlenden Kronprätendenten preisgegeben.

Unter den Großen Böhmen's nahm damals das uralte Haus der Wršowece durch Macht und Reichthum den ersten Rang ein. Zwar waren die Häupter desselben, Mutina und Božey, wegen angeblichem Einverständnisse mit den feindlichen Polen 1096 aus dem Lande verbannt worden, und als Břetislaw II. vier Jahre später durch Meuchlerhand fiel, wurde diese That den vertriebenen Wršowecen zugeschrieben; aber Herzog Bořiwoy rief sie wieder ins Land und gab ihnen die entzogenen Kastellanstellen zurück, wofür sich die Brüder auch dankbar und treu ergeben bewiesen.

Im Jahre 1107 aber drang ein neuer Kronprätendent, der kriegerische Herzog Swatopluk von Mähren, in Böhmen ein, der schon zwei Jahre vorher einen vergeblichen Zug bis vor Prag unternommen hatte. Damals hatten die Wršowece für Bořiwoy gekämpft, seitdem aber aufs Empfindlichste von ihm gereizt, neigten sie sich Swatopluk zu, welcher sich sofort auf den böhmischen Thron schwang und trotz des Einspruches von Seite Kaiser Heinrich des V. auch behauptete. Im nächsten Jahre bereitete sich der Herzog zum Kriegszuge nach Ungern, da aber dem eigenen Lande ein Einfall der Polen drohte, wurde Mutina von Wršowec und Graf Wacek zur Vertheidigung zurückgelassen. Diese wurde jedoch lässig geführt, die Böhmen erlitten eine Niederlage und die Polen verwüsteten das Land eine Zeit lang mit Feuer und Schwert.

Graf Wacek aber wußte alle Schuld auf Mutina zu laden, sandte geheime Boten an Swatopluk und wußte diesen so zu erbittern, daß er dem ganzen Geschlechte der Wršowece Tod und Verderben schwor. Mutina empfing den Herzog an der Landesgränze und ließ im Gefühle der Unschuld die Warnungen der Freunde unbeachtet. Am 11. October jedoch versammelte der Herzog die Großen in dem Saale der Burg Wratislaw, warf in racheglühender Rede dem anwesenden Mutina all' seine und seines Geschlechtes angeblich begangene Verbrechen vor und sprach dessen Vernichtung aus.

Des Herzogs Weggang war das Zeichen zum Morde, Mutina's Haupt fiel auf den dritten Streich und in demselben Saale wurden seine beiden Söhne und zwei Verwandte ermordet.

Indessen warfen sich mehre Ritter aufs Pferd und eilten nach Libic, wo Božey mit Gemahlin und Sohn beim Mittagsmahle saß. Der Burgwächter meldete, daß ein Haufe Berittener ordnungslos durch die Ebene heranrenne. „Laßt sie herein" sagte Božey, „sie kommen vom ungrischen Feldzuge zurück, mögen sie mit Gottes Segen eintreten." Da riß der Ritter Krasa die Thür des Speisesaales auf und trat lästernd mit gezücktem Schwerte auf sie ein. „Seid doch still", rief der Sohn, „habt ihr den Auftrag, uns zu verhaften, so kann es mit Ruhe geschehen —" und sank durchbohrt zu Boden. Das vom Blute des Sohnes geröthete Schwert tauchte der Mörder sogleich in des wehrlosen Vaters Brust.

Sowie die beiden Familienhäupter, fiel die Mehrzahl der übrigen Wršowece, nach der Angabe eines gleichzeitigen deutschen Chronisten an 3000 Personen, in dem durch den Herzog freigegebenen Gemetzel, Frauen und Kinder wurden auf die Stadtmärkte geführt und enthauptet und das Geschlecht verschwindet aus der böhmischen Geschichte.

Nur einmal ist noch von demselben die Rede, am 21. September 1109, wo der auf dem Kriegszuge in Schlesien weilende Swatopluk durch den wuchtigen Speerstoß eines unbekannten Ritters getroffen, todt vom Pferde sank. Den Mörder rettete seine Geistesgegenwart und die Schnelligkeit seines Pferdes, es soll aber derselbe ein von den flüchtigen Wršowecen Abgesandter oder ein Glied der Familie gewesen sein, der hier die Blutrache für die Hingemordeten nahm.

Die dem gefallenen Geschlechte angedichteten Verbrechen sind nicht mit voller Sicherheit erwiesen worden. Doch muß in dem Greuel auf Libic das furchtbare Auftreten der rächenden Nemesis erkannt werden, denn diese Burg war ein Jahrhundert früher in gleich gewaltsamer Art an die Wršowece gekommen. Es war im Jahre 996, als dieses Adelsgeschlecht seine alte Fehde mit den Verwandten des heil. Adalbert, den Nachkommen Slawnik's, durch die Erstürmung von Libic beendete, dabei aber alle Bewohner derselben, Männer, Frauen und Kinder, welche sich in die Kirche geflüchtet hatten, aus derselben lockte und dann treulos mordete.



Kaiser Friedrich Barbarossa adelt den Knecht Schaf-Gosch,
der ihn aus den Händen der Sarazenen rettete.

Der Schafgotsche Wappenschild.

Nach dem gelobten Land zu wallen,
Das rothe Kreuz auf Brust und Wehr,
Zog Kaiser Friedrich mit dem Heer;
Und Ritter zogen, und Vasallen,
Fern aus den heimatlichen Hallen,
Fern von den Liebsten, fern der Habe,
Zu des Erlösers heil'gem Grabe.

Und Kaiser Friedrich vor dem Heere
Der edle Ritter, hoch zu Roß,
Und vor der Knecht' endlosem Troß,
Sprengt vor mit eingelegtem Speere,
Umleuchtet von der gold'nen Wehre,
Stracks in des Feind's gedrängte Glieder —
Und rennet ihren Fürsten nieder.

Darob ergrimmt, in wilder Menge
Stürzt eine Saracenen Schar.
Sich auf den Starken, und er war
Schnell in der furchtbar dichten Enge
Umringt; im mordenden Gedränge
Erliegt sein Gaul, vom Todesstoße
Dahingestrecket, dem Geschoße.

Da ringt ein unerschrock'ner Degen
Mit Mühe sich zu ihm heran,
Gewaltig bricht der Tapf're Bahn;
Bezwungen sinken, die entgegen
Ihm kämpfen, seinen kräft'gen Schlägen,
Todt auf den blut'gen Sand gebettet —
Doch seinen Herrn — hat er gerettet.

D'rauf ruft des Kaisers Mund zur Stelle:
„Ihr Edlen meiner Krone, sprecht,
Der mich gerettet im Gefecht,
Wo ist der wackere Geselle,
Daß ich ihm meinen Dank bestelle?
Denn ohne ihn, traun, war mein Leben
In meiner Feinde Hand gegeben."

Wie wenn zum Felsengrund vom Raube
Ein berggewohnter Leue kehrt,
Der sich vom wilden Mord genährt:
So trat, mit Blut bedeckt und Staube,
Kaum, daß man seinen Augen glaube,
Von schönem Wuchs, und edler Weise
Ein Knecht her, aus der Knappen Kreise.

Und alle ihn erstaunet sehen,
Doch Friedrich fragt: „Wer bist du, sprich,
Welch' glücklich Land erzeugte dich?"
„O Herr, auf der Sudeten Höhen
Ein Paar verwaiste Hütten stehen,
Dort weidet' ich die kleine Heerde
Und Schaf-Gotsch ich genennet werde."

„Dich bin zu lohnen ich verbunden,"
Versetzt der Herr, „so sage an,
Wie dir dein Kaiser danken kann?
Denn in der Noth bedrängten Stunden,
Hab ich dich treu bewährt gefunden.
D'rum Gott mit dir, reich mir die Rechte,
Die mich geschützt in dem Gefechte."

Und mit bescheidenem Verneigen
Zum Kaiser er erwidernd spricht:
„Voll Blut, reich' ich die Hand dir nicht!
Willst du die Ehre mir erzeugen,
Laß mich sie erst am Panzer treugen." *)
Und wie er wischt am blanken Eisen,
Fünf blut'ge Streifen d'rauf sich weisen.

Dann gibt, weil's so dem Herrn gefallen,
Er folgsam ihm die tapf're Hand,
Der spricht: „Knie her, mein junger Fant",
Und schlägt zum Ritter ihn vor allen
Erlauchten Herrn und Kronvasallen.
„Lagst du als Knecht auf deinen Knieen,
Magst du als Graf von dannen ziehen!"

„Der Finger blut'ge Spuren zogen
Fünf Streifen auf dem Panzer hier,
Nimm sie zu deines Wappens Zier;
Laß sie auf dunklem Schildesbogen
Ein Zeichen deines Ruhmes wogen. —
Nun zieht, mein Graf, und Glück und Segen
Geleite euch auf euren Wegen."

Joh. Chr. Freiherr v. Zedlitz.

*) Alte, jetzt nicht mehr gebrauchte Form für: trocknen.



König Alboin zwingt seine Gattin Rosamunde aus dem Schädelbecher ihres Vaters zu trinken.

Die Langobarden in Italien.

Nach fünfzehn Jahren treuer, durch viele Siege verherrlichter Dienstjahre war der Feldherr Narses von dem mißtrauischen griechischen Kaiser Justin II. und seiner ränkevollen Gattin Sophia von der Statthalterschaft in Italien mit Hohn abberufen worden und soll nun aus Rache den streitfertigen deutschen Stamm der Langobarden oder Langbärte eingeladen haben, das reiche Italien zu erobern. Kriegslustig zog ihr tapferer König Alboin aus Pannonien dahin, rückte 568 in Ober-Italien ein, wo er die Städte Treviso, Vicenza, Mantua, Verona und Brescia ohne Mühe, Mailand durch Sturm und Pavia nach dreijähriger Belagerung durch Hunger gewann und letztere Stadt zum Sitze seiner neuen Herrschaft erkor. Ober-Italien wurde in kleine Ducate oder Herzogthümer getheilt, die Alboin seinen Tapfersten zu Lehen gab. Seine weitern Eroberungsversuche stellte indeß sein früher, gewaltsamer Tod ein, der durch seine Gattin Rosamunda, die Tochter des von ihm besiegten und erschlagenen Königs der Gepiden Kunimund herbeigeführt ward.

Alboin, ein wohl tapferer, aber roher und wenig edelmüthiger Mann, hatte sich aus dem Schädel des gefallenen Königs ein Trinkgefäß verfertigen lassen, um daraus bei Festmahlen sich und die Seinigen zu neuen Heldenthaten zu begeistern, und zwang nun beim Siegesmahl in Verona die Gattin im trunkenen Uebermuthe, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Dafür gelobte sie, nach der rauhen Sitte der Zeit, Blutrache im Herzen, gewann zwei Langobarden zum Morde und führte sie in das Gemach, wo ihr Gatte Mittagsruhe hielt.

Durch das Geräusch aufgeschreckt, wollte Alboin zu seinem Schwerte greifen, aber die Königin hatte es früher festgebunden, so daß es seinen Dienst versagte, er ergriff daher einen Fußschemel und vertheidigte sich, bis er überwältigt und erschlagen wurde, worauf man ihn unter der Treppe des Palastes begrub.

Nicht lange aber genoßen die Königin und ihr neuer Gemahl Helmichis, einer der Mörder, welchen sie durch das Versprechen ihrer Hand zur That gewonnen, die Früchte derselben. Die Langobarden ertrugen ihre Herrschaft nicht und zwangen sie, nach Ravenna zum griechischen Statthalter Longinus zu fliehen und dieser, nach den mitgebrachten Schätzen begierig, trug sich Rosamunden zum Gatten an. Das schandbare Weib, von Ehrgeiz gestachelt, ging auf den Vorschlag ein und reichte ihrem Manne Gift; doch Helmichis, den Tod verspürend und die in Rosamundens Antlitz leuchtende Freude zu früh entdeckend, zwang sie mit gezücktem Schwerte, den Rest des Getränkes auszuleeren, so daß beide den verdienten Sündenlohn empfingen.

Die Herrschaft der Langobarden aber währte noch volle zweihundert Jahre, doch war von dem ursprünglich deutschen Stamme bald nur mehr der Name übrig geblieben und die Sieger hatten Sprache, Sitte und Gewohnheit, Religion und bis auf wenige Reste auch die Rechtspflege des unterjochten, aber an Cultur weit überlegenen Volkes angenommen. Erst der Zug des fränkischen Königs Pipin 754 erschütterte, jener Karls des Großen 773 zertrümmerte das Langobardenreich, an welches hinfort nur der Name der Lombardie eine Erinnerung blieb.

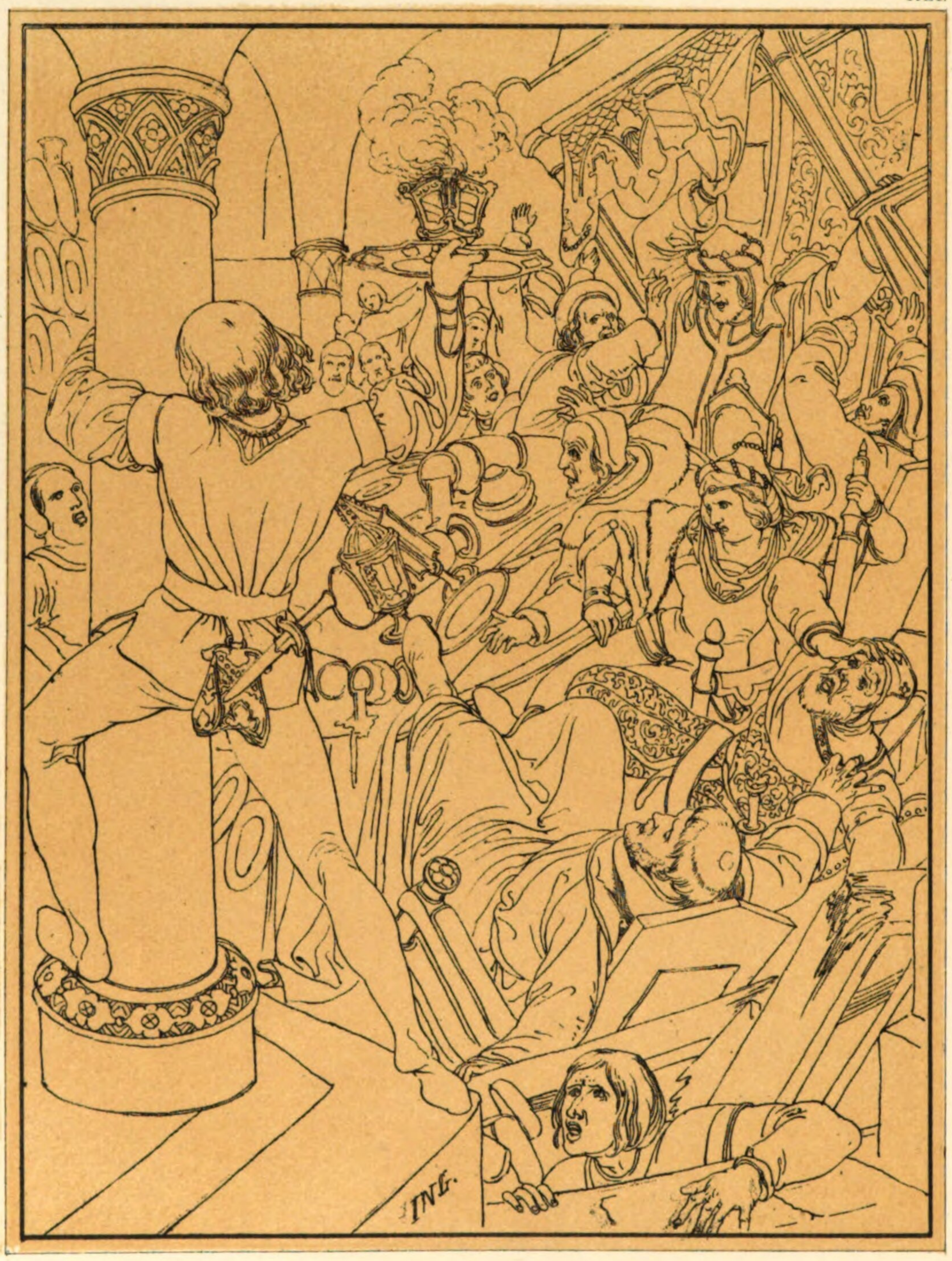
Der heilige Florian.

Die ältere Kirchengeschichte hat die Verbreitung des Christenthums im Lande ob der Enns bis in die Zeiten der Apostel zurückgeführt, die heiligen Marcus und Lucas als Prediger des Glaubenslichtes daselbst wirken und von ihnen ein Bisthum zu Laureacum (Lorch bei Enns) gründen lassen. Die neuere, mit genauer Kritik vorgehende Forschung aber hat viele Belege, welche vordem für unumstößlich galten, als falsch erwiesen und somit können die ersten bestimmteren Nachrichten über die Schicksale des Christenthums in Oberösterreich erst vom Anfange des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt gewonnen werden, wo in der großen, vom Kaiser Diocletian verfügten Christen-Verfolgung auch eines Blutzeugen im jetzigen Lande ob der Enns Erwähnung geschieht.

Zu Nicomedien in seiner Residenz hatte der römische Kaiser, besonders auf Anstiften seines Mitregenten, des grausamen Galerius, am 23. Februar 303 das Decret erlassen, nach welchem alle christlichen Kirchen niedergerissen und die heiligen Bücher verbrannt werden sollten, und am folgenden Tage wurde in einer neuen Verordnung über alle Christen Leib- und Lebensstrafe verfügt. Zur Ausführung dieser Befehle stellte Aquilinus, der römische Befehlshaber in Ufernoricum, zu Laureacum eine genaue Untersuchung an, und entdeckte daselbst 40 Christen, welche gefangen und in einen unterirdischen Kerker geworfen wurden. Als dieß Florian, ein Soldat höhern Ranges (eine Lebensbeschreibung nennt ihn Tribun) erfuhr, eilte er vom Lande unter der Enns, wo er sich aufhielt (nach einer Sage in Zeiselmauer), nach Laureacum, um sich öffentlich als Christ zu bekennen, die andern im Glauben zu stärken und durch sein Beispiel zu ermuntern. Aquilinus suchte ihn zwar durch Verheißungen und angedrohte Qualen von seinem Glauben abzubringen und zu bewegen, den Göttern zu opfern, allein fruchtlos. Da befahl er, denselben mit einem schweren Stein am Hals von der Brücke in den Fluß Enns zu stürzen und zu ertränken. Nach der Erzählung stürzte ihn ein fanatischer Jüngling in die Fluthen und ward durch augenblickliche Blindheit gestraft, die Wogen erhoben sich und legten den Leichnam Florian's auf einen hervorragenden Felsen, ein Adler flog hinzu und beschützte ihn schwebend mit seinen ausgebreiteten Flügeln. Florian erschien einer Matrone, Namens Valeria im Traume und zeigte ihr den Ort an, wo seine Hülle ruhte, sie ließ dann Stiere an einen Wagen spannen und zog zum Flusse hin, dieselbe aufzunehmen und an einem tauglichen Orte zu begraben. Die Thiere wurden aber auf ihrem Zuge mit dem Leichnam so müde, daß sie nicht mehr weiter konnten, da betete Valeria zu Gott und es entsprang eine liebliche Quelle zur Stärkung und Erfrischung derselben, welche dann weiter zogen und endlich an der Stelle stehen blieben, wo nun das schöne Stift St. Florian emporragt und wo lange die Ueberreste jenes Martyrers ruhten. Ueber sein Grab, um das sich die Christen andächtig sammelten, erhob sich bald ein Altar und eine Kapelle und kurz nach des heiligen Severin's Zeit (um 500) ein Kloster. Dasselbe wurde wohl durch die Avaren 737 und die Ungern 899 zerstört und verwüstet, so daß die Stelle, wo Florian's Gebeine ruhen, schon im 13. Jahrhunderte nicht mehr gefunden wurde, aber das Stift erstand immer wieder und besteht noch zur Stunde als eines der angesehensten im Lande.



Der heil. Florian zeigt einer Matrone im Traum
die Stelle, wo sein Leichnam ruht.



Einsturz des Sales zu Persenbeug während der Anwesenheit des Kaisers Heinrich des III.

1045.

Kaiser Heinrich III. in Persenbeug 1045*).

Es schiffte der Kaiser durch Donner und Sturm,
Vorüber am grauen, unheimlichen Thurm.

Er blickte so ruhig, er blickte so frei,
Als klänge nur eben der Hirten Schallmei.

Von Würzburg aber, der geistliche Herr,
Verlor seine Farbe und athmete schwer.

„Und seht ihr, Herr Kaiser, im Felsenspalt,
Die dräuende, riesige, schwarze Gestalt?"

„„Ich sehe, Herr Bischof, nur Moos und Stein,
Erhellt von des Blitzes zuckendem Schein!""

„Und hört ihr es rauschen, das falt'ge Gewand —
Ausstreckt das Gespenst seine Knochenhand!"

„„Ihr sprecht wohl im Fieber, daß Gott erbarm!
So stützt euch, Hochwürden, auf meinen Arm!""

„Der schwarze Münich — er weichet zurück,
Doch tödtliche Rache funkelt im Blick!"

Der Kaiser kräftig, der Bischof bleich,
Sie kamen gefahren nach Persenbeug.

Es rauschen die Harfen, es klang der Pokal,
Im festlich erleuchteten Rittersaal.

Da fuhr der Bischof vom Neuen empor:
„Und seht hier den Münich im Korridor?

---

*) Das Abenteuer Kaiser Heinrich des III. im Schlosse Persenbeug wird von den alten Chronisten ausführlich erzählt. Der Kaiser fuhr mit seinem Heere die Donau herab, um dem Könige Peter von Ungern gegen die Kumanen Hilfe zu bringen. In seinem Gefolge befand sich Bischof Bruno von Würzburg, welcher den festlichen Empfang auf Persenbeug zu benützen gedachte, das Testament des eben verstorbenen Schloßherrn umzustoßen und den Besitz für die Witwe Richlind zu sichern. Auf der Fahrt dahin aber soll eine gespenstige Erscheinung den Bischof geschreckt und seinen Tod vorhergesagt haben. Dennoch betrieb er in Persenbeug bei festlichem Mahle die Angelegenheit, und eben hatte der Kaiser seine Zusage gegeben, als der morsche Boden des Speisesaales einbrach. Der Kaiser erhielt sich an der schützenden Deckung des Fensterbogens, der größte Theil der Versammelten aber stürzte ins untere Gelaß, wobei Bruno und Richlind tödtliche Verletzungen davon trugen. — Mehrfach wurde dieser Vorfall auch dichterisch bearbeitet, wie von A. Schurz, J. Vogl u. a. Für unser Album wurde die obige Ballade eines jüngeren vaterländischen Dichters auserwählt.

Von Grauen durchbebt ergriff er die Flucht,
Da krachte der Bau unter seiner Wucht.

Und Erker und Bischof stürzten hinab
Ins felsenumgürtete Wogengrab.

Am Fenster jedoch, so starr und kalt,
Da schwebte vorbei eines Mönchs Gestalt.

Und grinst, umflackert vom Blitzesschein,
Ins stolze Gelaß der Freunde hinein.

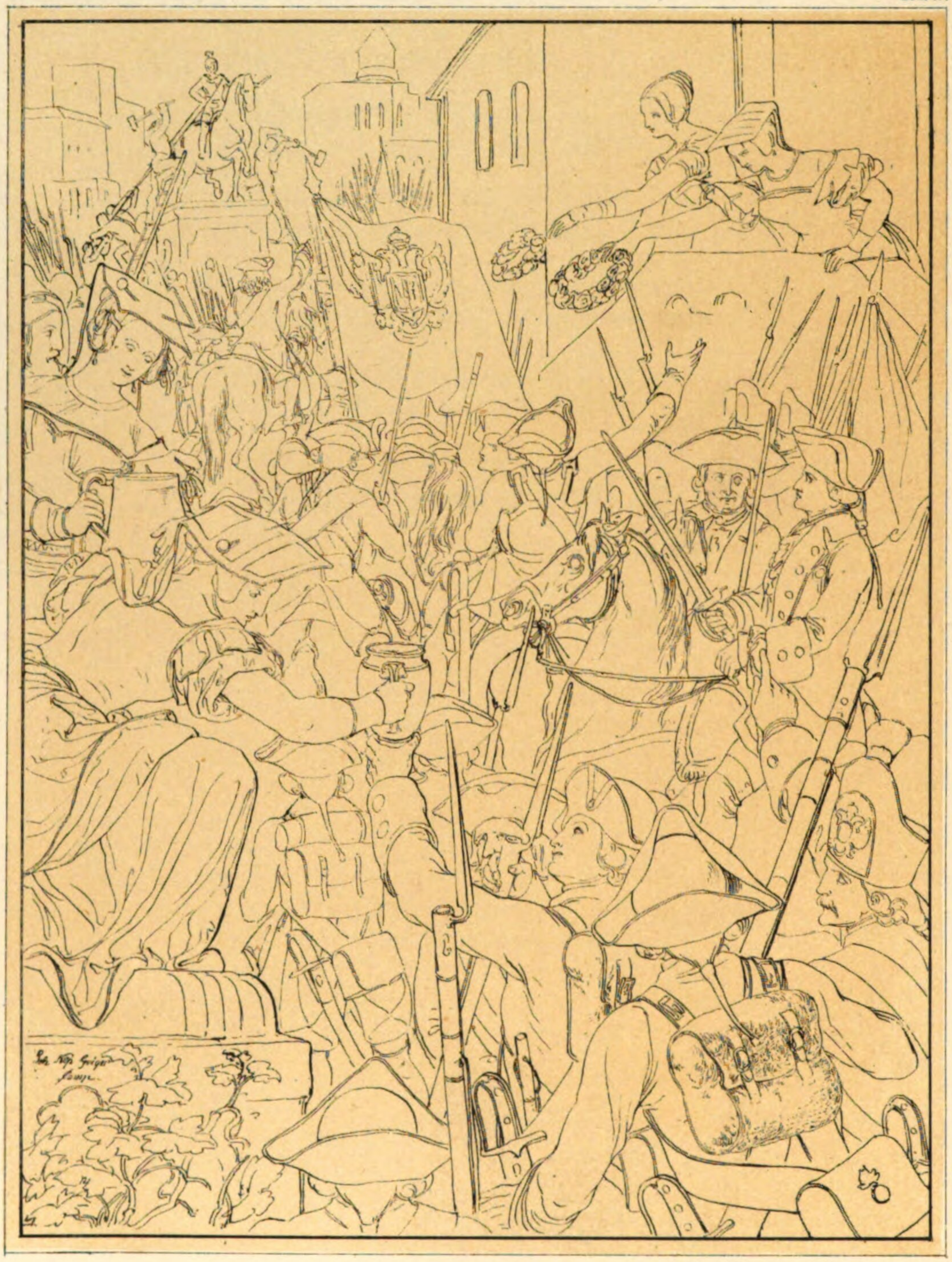
„Wer frevelnd die Pfade des Heiles verließ,
Der sträubt sich vergebens — ich faß' ihn gewiß."

Zerschellt war die jubelnde Tafelrund,
Kein Laut erklang vom zitternden Mund.

Der Kaiser alleine blieb ruhig steh'n —
Er hatte nur Wolken und Blitz geseh'n.

Ludwig Bowitsch.

XLII.



Einzug des Grafen Daun mit den Oesterreichern
in Neapel 1707.

Der Einzug der Oesterreicher in Neapel 1707.

Nachdem der spanische Successionskrieg in Italien durch 6 Jahre ohne entscheidenden Erfolg angedauert hatte, waren die Franzosen durch den glänzenden Sieg Prinz Eugen's bei Turin am 7. September 1706 zur Räumung ganz Italien's gezwungen. Der Feldherr entwarf nun den doppelten Plan, den Feind im eigenen Lande anzugreifen und auch die südlichen Landstriche Italien's für den König (nachmals Kaiser) Karl zu erobern. Das erstere Unternehmen, zunächst auf die Belagerung Toulon's abzielend, wurde von Eugen selbst ins Werk gesetzt. Der Zug gegen Neapel erfuhr wohl Anfangs großen Widerspruch von Seiten der Seemächte, aber Eugen ließ sich auch hierin nicht beirren, um so mehr, als es der feste Wille des Kaisers Joseph des I. war, der dem Hause Oesterreich getreuen Partei in Neapel, welche schon Schritte zur Unterstützung gethan hatte, Hilfe zu bringen.

Zehntausend Mann auserlesener Truppen wurden zum Zuge nach Unter-Italien bestimmt und der Oberbefehl dem erfahrenen Feldzeugmeister Grafen Wirich von Daun übertragen. Unbehindert durch des Papstes Einspruch, welcher sich in einem Schreiben beim Kaiser beklagte, marschirte Daun durch den Kirchenstaat, ging am 26. Juni über den Garigliano und betrat das Königreich Neapel. Der Vicekönig Philipp des V., Herzog von Eskalona hatte nur wenig Truppen, und ergriff, da Frankreich durch Eugen's Unternehmung gegen Toulon verhindert war, Verstärkungen nach Neapel zu senden, das unkluge Mittel, das Volk, welches größtentheils österreichisch gesinnt war, zu bewaffnen. In Capua verlangten die Einwohner von dem Kommandanten, daß er die Stadt übergebe, in welche der österreichische General Vaubonne an der Spitze der Reiterei eindrang und die Spanier ins Kastell trieb. Dieses ergab sich nach wenigen Kanonenschüssen und Daun rückte unter dem Jubel des herbeiströmenden Volkes nach Caserta vor.

Am 7. Juli zogen die Deutschen in Neapel ein, wo ihnen von der großen, nun hervortretenden österreichischen Partei festlicher Empfang bereitet wurde. Die Häuser waren mit Teppichen geschmückt, aus Fenstern und von den Balkonen herab warfen die Frauen den Soldaten Blumenkränze zu und brachten Wein und Erfrischungen herbei, während ein Volkshaufe die 1702 am Jesuitenplatze errichtete Reiterstatue Philipp des V. vom Sockel warf und zertrümmerte, und der Janhagel die Häuser der französischen Kaufleute plünderte.

Daun, als kaiserlicher Vicekönig, fand nur vor Gaëta, wohin sich der spanische Vicekönig geflüchtet hatte, Widerstand, und auch diese Festung ergab sich nach neunundreißigtägiger Belagerung am 30. September.

Stiftung des Jesuitenordens 1534.

Inigo Lopez de Recalde, ein spanischer Edelmann, war 1491 auf dem Schlosse Loyola, von welchem er allgemein benannt wird, geboren, verlebte seine Jugend als Page an dem Hofe Ferdinand's des Katholischen und diente bis in sein 30. Jahr als Soldat. Bei der Belagerung von Pampelona durch die Franzosen 1521 an beiden Beinen schwer verwundet, ließ er, nachdem die Heilung schon vollendet, aus Eitelkeit den einen Fuß, welcher nicht gerade geworden war, noch einmal brechen. Während der zweiten Heilung wurde durch Lesen einer Lebensbeschreibung Christi und anderer Heiligenlegenden aus dem Weltmann ein Heiliger. Sobald er hergestellt war, vertheilte er seine Güter an die Armen, pilgerte in einem schlechten Gewande nach dem Montserrat, wo er dem Marienbilde seine Waffen weihte, sich zum Ritter der heiligen Jungfrau erklärte und sich endlich im Hospitale des kleinen Ortes Manresa einquartierte. Theils hier, theils in einer nahen Felsenhöhle marterte er seinen Leib dermaßen ab, daß man ihn eines Tages bewußtlos fand. Zehn Monate später schiffte er sich nach Palästina ein. Doch sein Plan, sich hier der Bekehrung der Mohamedaner zu widmen, wurde von dem Wächter des heiligen Grabes, dem Provinzial der Franziskaner, gemißbilligt, er kehrte daher 1524 über Venedig nach Barcellona zurück und begann nun die lateinische Grammatik zu studiren. Nach zweijährigem Aufenthalte daselbst ging er auf die hohe Schule zu Complutum, wo er anfing, Andere zu geistlichen Uebungen anzuleiten und dem Volke Religionsunterricht zu ertheilen. Die Inquisition ließ ihn aber, seines seltsamen Benehmens wegen, als der Zauberei verdächtig festnehmen und gab ihn erst 1528 wieder frei, worauf er nach Paris ging, um Theologie zu studiren. Hier wurde er mit mehren Landsleuten und Franzosen, wie Layez, Bobadilla, Rodriguez, Pierre Lefévre u. A. bekannt, die mit ihm 1534 den Plan entwarfen, einen Orden zur Verherrlichung des katholischen Glaubens zu gründen. Am 15. August dieses Jahres verbanden sich sechs dieser Männer mit Loyola in einer Höhle des Montmartre von Paris durch einen Eidschwur zu solchem Zwecke. Da indeß einige derselben ihre Studien noch nicht vollendet hatten, so begab sich Loyola bis zu diesem Zeitpuncte wieder nach Spanien. Im Jahre 1537 trafen sie aufs Neue in Venedig zusammen, und gingen von hier nach Rom, wo sie von Papst Paul III. 1540 die vorläufige und 1543 die unbedingte Bestätigung des Ordens erhielten und das vierfache Gelübde ablegten. Loyola wurde 1541 zum ersten Ordensgeneral ernannt, und auch als solcher verrichtete er im Ordenshause zu Rom die niedrigsten Dienste, unterrichtete, obwohl der italienischen Sprache nur sehr wenig mächtig, Kinder und sammelte Almosen zur Versorgung Armer und Kranker. Er starb am 31. Juli 1556 und wurde 66 Jahre später heilig gesprochen.

Der von ihm gestiftete Orden aber ist jener welthistorische der Jesuiten, der durch sein vielfach wohlthätiges Wirken für Wissenschaft, Kunst und Jugendunterricht, durch die Missionsthätigkeit und kluge Staatskunst seiner Glieder so rasche Verbreitung fand, sich in den Religionswirren der Reformation als die festeste Stütze des katholischen Kultus erwies, und das 100jährige Jubiläum im Jahre 1640 mit 15.000, in 32 Provinzen vertheilten Gliedern feiern konnte. 1773 aufgehoben, 1814 aber wieder hergestellt, wird es dem Orden bei veränderter Weltlage und Geistesrichtung wohl kaum mehr gelingen, den Glanz und die Macht seiner Vorfahren zu erneuern.



Ignaz von Loyola gründet am Montmartre bei Paris
den Jesuitenorden 1534.



Friedrich der Schöne ergibt sich nach Verlust der Schlacht bei Mühldorf dem Burggrafen von Nürnberg

1322.

Die Schlacht bei Mühldorf 1322.

Als Kaiser Heinrich VII. in Italien, wo er für die Hoheit des deutschen Kaiserthums kämpfte, am 24. August 1313 gestorben war, herrschte unter den deutschen Fürsten eine große Bewegung, und mehr als ein mächtiges Haus machte sich Hoffnung, die höchste Würde des Reiches zu erlangen. Hauptsächlich schieden sich zwei Parteien, die österreichische, welche den Herzog Friedrich den Schönen auf den Thron zu heben versuchte, und die luxemburgisch-böhmische. Da aber dieser der Sohn des verstorbenen Kaisers, der 17jährige König Johann von Böhmen, die Festigkeit und Erfahrung zu einer so wichtigen Aufgabe noch nicht zu haben schien, so ersah sie den Jugendfreund aber späteren Gegner Friedrich's, den Herzog Ludwig von Oberbaiern zum Throncandidaten.

Am 18. October 1314, denn 14 Monate waren in den Unterhandlungen und Schachzügen beider Parteien vergangen, versammelten sich die Wähler in den Vorstädten Frankfurt's, denn die Stadt hatte nach ihren alten Privilegien die Thore geschlossen, um sie nur dem mit Stimmenmehrheit gewählten Reichsoberhaupte zu öffnen. Die Wahl geschah von der österreichischen Partei am 18., die Ludwig's am 19. October und da Ludwig wenigstens drei unbestrittene Wahlstimmen für sich hatte, Friedrich aber nur zwei, so öffneten ihm die Frankfurter die Thore, er wurde auf den Bartholomäus-Altar gehoben und dem Volke gezeigt. Ebenso gelang es ihm, seinem Gegner in der Krönungsstadt Aachen zuvorzukommen, wo er vom Erzbischofe von Mainz, aber nicht mit den echten Reichsinsignien gekrönt wurde. Friedrich dagegen ließ sich von dem Erzbischofe von Köln, dem die Kaiserkrönung nach dem Reichsgesetz zustand, und mit den echten Insignien zu Bonn krönen.

So war eine im engsten Sinne zwiespältige Wahl vor sich gegangen und nur das Schwert konnte hier entscheiden. Beide Parteien stärkten sich durch Bündnisse und suchten Hilfsvölker zu sammeln. Friedrich's mächtigster Bundesgenosse war sein Bruder Herzog Leopold, die Blume der Ritterschaft genannt, und neben diesem vortrefflichen Kämpen waren der dritte Bruder Heinrich, der Ungerkönig Karl und der Herzog Heinrich von Kärnthen zu thätiger Hilfe bereit. Dagegen hatte der Baierherzog die meisten Reichsstädte und den unversöhnlichen Gegner Oesterreich's, den Erzbischof Peter von Mainz auf seiner Seite. 9 Jahre waren in unentschiedenen Fehden vergangen, da rüsteten sich beide Theile zum entscheidenden Feldzuge. Friedrich, an der Spitze eines Heeres von 30.000 Oesterreichern, Ungern und Kumanen, brach über Salzburg in Baiern ein, und auch Herzog Leopold warb am Lech zahlreiche Schaaren. Aber auch Ludwig hatte ein gutes Heer gesammelt, zu welchem auch der kriegslustige König von Böhmen stieß, so daß es jenem Friedrich's überlegen war. Umsonst riethen diesem die erfahrenen Feldhauptleute, die Schlacht wenigstens so lange zu vermeiden, bis Herzog Leopold herangezogen wäre. Friedrich erwiederte: „er hätte so viele Witwen und Waisen gemacht, und so viele Unbilden an der Christenheit begangen, daß er nicht länger den Streit aufschieben wolle, wie es auch erginge."

Am Morgen des 28. Septembers 1322 standen sich die Heere an der Isar, unweit des Fleckens Mühldorf gegenüber und es entbrannte der Entscheidungskampf. Friedrich's Streiter waren in vier Abtheilungen geordnet, die zweite führte er selbst, den Reichsadler auf dem Helme, in glänzender Rüstung, die Reichsfahne an seiner Seite. Ludwig aber hatte die Führung seiner Truppen dem erfahrenen Feldhauptmann der Stadt Nürnberg, Seyfried Schweppermann überlassen und focht in unscheinbarer Rüstung, denn er wußte, daß der österreichische Adel es auf ihn

persönlich abgesehen hatte. Der klugen Leitung Schweppermann's, obwohl der unscheinbare Alte von den jungen Rittern Ludwig's Anfangs mit scheelen Augen angesehen wurde, verdankte dieser doch den Gewinn der Schlacht. Schon vor Beginn derselben hatte er den Burggrafen von Nürnberg mit 400 auserlesenen Reitern hinter die Anhöhen des Isenflusses den Oesterreichern in den Rücken geschickt und ließ sie, diese zu täuschen, österreichische Farben und Feldzeichen tragen. Durch geschickte Wendungen wußte er ferner den Feinden den Wind abzugewinnen, so daß ihnen der Staub die Augen verwirrte.

Der König Johann mit seinen Böhmen begann die Schlacht und bald verbreitete sich der heiße Kampf über das ganze Feld. König Friedrich stritt so ritterlich, daß man ihm den Preis gab, nie hätte ein Ritter besser gefochten. Wohl fünfhundert der besten böhmischen Reiter wurden zu Boden gestürzt, König Johann selbst fiel von seinem Rosse und wurde von einem österreichischen Ritter aufgehoben, der ihn aber absichtlich oder im Getümmel der Schlacht entkommen ließ. Nun drang aber die ganze Masse der baierischen Schlachthaufen vor, Friedrich mußte der Uebermacht weichen, und als auch der Burggraf von Nürnberg mit seinen Reitern erschien, Anfangs von den Oesterreichern freudig begrüßt, weil sie die Schaar für eine Abtheilung Herzog Leopold's hielten, sahen sich die Oesterreicher rings von Feinden eingeschlossen und das Geschick des Tages war entschieden. Der größte Theil derselben mußte sich gefangen geben, Friedrich selbst stürzte nach tapferer Gegenwehr mit dem Rosse und kam in die Gewalt des Ritters Albrecht Rindsmaul, der einen bairischen Heerhaufen geführt hatte und den König zu seinem Lehensherrn, dem Burggrafen führte. Diesem übergab Friedrich sein Schwert und wurde zu König Ludwig geführt, der seinem Gefangenen bei seiner Treue versicherte, „daß er in allen Dingen liebes und gutes von ihm solle versichert sein." Er wurde hierauf nach der Feste Trausnitz, oberhalb Regensburg, an der Hab geführt, bei deren Nennung Friedrich in die Worte ausbrach: „Es heißt billig Trausnitz, weil ich sein nit enttraut hätte, daß ich in solcher Weis sollte hergeführt werden."



Eroberung des türkischen Admiralschiffes in der Seeschlacht
bei Lepanto.
1571.

Die Seeschlacht bei Lepanto 1571.

In den Jahren 1570 und 1571 hatten die Osmanen den Venezianern die Insel Cypern entrissen, dabei über 20.000 Christen niedergemetzelt oder in die Sklaverei geführt und die Galeeren des Erbfeindes bedrohten auch die übrigen Besitzungen der Venezianer, besonders die jonischen Inseln und die dalmatinische Küste.

Die Größe der Gefahr brachte aber die christlichen Seemächte zur Einigkeit und am 25. Mai 1571 wurde das heilige Schutz- und Trutzbündniß zwischen dem Papste, dem König von Spanien und dem Dogen von Venedig unterzeichnet. Die Flotten dieser drei Mächte, zu welchen auch die Galeeren des Malteserordens stießen, sammelten sich im Hafen von Messina, und stachen Ende September, im Ganzen über 200 Segel stark, in die See, um die türkische Flotte aufzusuchen, welche gegen 300 Schiffe unter dem tapferen Kapudanpascha Ali zählte.

Nach mehrtägigem Kreuzen kam der Feind am 7. October den Christen bei der Seestadt Lepanto im jonischen Meerbusen in Sicht und der kriegserprobte Generalissimus Juan d'Austria, der natürliche Sohn Kaiser Karl des V., befahl am Admiralsschiffe die viereckige grüne Flagge, das Signal zur Schlacht, aufzuziehen.

In der vorher genau festgestellten Schlachtordnung, in der Mitte die Admiralschiffe, und von ihnen ab in weitem Bogen die übrigen Fahrzeuge, betrachteten sich eine Weile die beiden Flotten mit gegenseitiger Bewunderung. Den Türken blitzten die im hellen Sonnenschein funkelnden Helme, Panzer und Schilde von polirtem Stahl entgegen, die Verbündeten bestaunten die vielfachen und lebhaften Farben der Schiffe, die purpurnen Fahnen mit goldenen und silbernen Inschriften und die Flaggen mit dem zweischneidigen Schwerte, Sonne und Mond.

Der türkische Admiral unterbrach endlich die stille Bewunderung durch einen Schuß ohne Kugel, als Gruß und Aufforderung, daß sich der Befehlshaber der verbündeten Flotte ihm auf gleiche Weise zu erkennen geben möge. Vom Borde Don Juan's erwiederte demselben eine zischende Kugel. Hierauf wurde der Kampf allgemein, Geschoße aller Art kreuzten sich und einzelne Schiffe wurden handgemein. Um 4 Uhr nach Mittag segelte Ali, der Kapudanpascha, auf Don Juan's Admiralschiff los, um sich mit demselben Bord an Bord und Mann an Mann zu messen. Er gerieth zwischen dieses Schiff und das Admiralsschiff der Venezianer, an welches sich wieder ein türkisches unter Pascha Petrew legte. Dreihundert Janitscharen und hundert Bogenschützen des türkischen Admiralschiffes kämpften tapfer wider vierhundert sardinische Scharfschützen am Bord Don Juan's, und eine Stunde wogte der Kampf, bis der Kapudanpascha von einer Kugel getroffen fiel und die spanischen Soldaten Herrn des Schiffes wurden, wo die türkische Admiralsflagge abgerissen, und die Fahne mit dem Kreuze aufgezogen wurde. Dem gefallenen feindlichen Admiral hieb ein spanischer Soldat den Kopf ab und pflanzte denselben gegen Don Juan's Willen auf eine Lanze.

Die Türken hatten aufs wackerste gefochten und mehre Schiffe, darunter das Flaggenschiff des Comthurs der Malteser genommen und diesen selbst erlegt. Dessenungeachtet blieb den Christen der vollständige Sieg und nur vierzig Galeeren konnte der tapfere Renegat Uludsch Ali aus der Niederlage retten, vier und neunzig andere waren versenkt und verbrannt worden, hundert und dreißig fielen in die Hände der Sieger, welche auf denselben zweihundert sechs und fünfzig Kanonen, eine reiche Anzahl von Fahnen, Roßschweifen, Waffen und Kostbarkeiten erbeuteten, über 3000 Gefangene machten und 5000 Christen aus der Sklaverei befreiten. Der Gesammtverlust der Türken ward

auf 30.000 Mann geschätzt, die Verbündeten hatten einen Verlust von fünfzehn Galeeren und 8000 tapferen Seeleuten und Soldaten zu beklagen.

Groß war die Freude der ganzen Christenheit über diesen Sieg; Rom, Venedig und Spanien ehrten ihre Admirale durch Auszeichnungen, Statuen und Festlichkeiten und ganz Europa glaubte das Ende der Türkenherrschaft nahe. Aber die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Verbündeten machten die Früchte des Sieges zunichte; während der rastlose Großvezier und der neuernannte Kapudanpascha Uludsch-Ali in Konstantinopel so rastlos thätig waren, daß im Juni nächsten Jahres schon wieder eine türkische Flotte von 250 Segeln die Anker lichten konnte. Das Jahr 1572 verstrich mit erfolglosen Kreuz- und Querfahrten der Flotten und im nächsten März sah sich Venedig zum Abschlusse des Friedens gezwungen, in welchem es die Eroberungen in Dalmatien herausgab, für die Inseln im Jonischen Meer Tribut zusicherte, Cypern aber den Türken überließ, nicht anders, als wären diese in der großen Seeschlacht Sieger geblieben.

XLVI.



Die Burgfrau von Schönberg wird vom Blitze getödtet.

Die Burgfrau von Schönberg.

Frau Mrazek war ein schönes Weib
Von üpp'gem Gliederbau,
Die Haare waren goldiggelb,
Die Augen groß und blau.

Allein ihr Herz war taub und starr
So wie des Berg's Gestein,
Und kannte keinen andern Drang
Als den nach Gold allein.

D'rum war auch eitel auf Gewinn
Sie immerdar erpicht,
Und gönnte ihren Dienern selbst
Die Ruh' am Sonntag nicht.

Zur Frohne trieb mit eigner Hand
Sie Mann und Weib und Kind,
Und zwang, bis es zum Tod erschöpft,
Zur Arbeit ihr Gesind.

Da sprach ein reicher Freiersmann
Im Schlosse Schönberg ein,
Es konnte bald ein reich'rer nicht
Dahin gekommen sein.

Frau Mrazek säumte auch nicht lang
Und reichte ihm die Hand,
Und nah und ferne sprach man nur
Vom reichsten Paar im Land.

Wie prangte da am Hochzeitstag
In Pracht und Glanz das Schloß,
Fast zaub'risch über Tanz und Mahl
Sich Duft und Licht ergoß.

Wie ging Frau Mrazek selbst so stolz
Am Arm des Bräutigams,
Indeß sich's drängte um's Portal
Mit Zügen bleichen Gram's.

Durch's Spiegelglas sah sie den Troß,
So arm und ohne Putz
Und rief: „Was will das Bettelpack,
Was soll beim Glanz der Schmutz?“

„Holt Feuerbrände Euch vom Herd,
Doch schnell, es braucht der Hast,
Und brennt mir das Geziefer aus,
Eh' Ekel uns erfaßt.“

Doch kaum vom Mund ihr kam das Wort,
So schleudert schon der Herr
Vom Himmel einen Feuerbrand,
Obgleich er wolkenleer.

Der schlug durch's Fenster in den Saal,
Mit Schmettern und Gekrach,
Daß über Braut und Bräutigam
Das Schloß zusammenbrach.

Da blieb Getrümmer nur allein,
Gestürzet Schicht auf Schicht —
So mit Frau Mrazek ging der Herr
Zu Schönberg in's Gericht.

Dr. Johann Nep. Vogl.



Krönung Ludwig's von Aquitanien zum deutschen Könige in Achen 813.

Die Krönung Ludwig des Frommen 813.

Der große Frankenkaiser Karl war 71 Jahre alt geworden und mehr als die rastlose Thätigkeit seines vielbewegten Lebens hatte ihn der schnell aufeinander folgende Tod zweier seiner Söhne, Pipin und Karl, gebeugt. Seine eigene, sonst so starke Gesundheit fing zu wanken an und er ward bedacht, die Frucht seiner langen Bemühungen dem einzigen überlebenden Sohne zu sichern. Zu diesem Behufe berief er im Jahre 813 Ludwig, dem er schon die Verwaltung von Aquitanien übertragen hatte, zu sich nach Aachen. Die Großen des Reiches waren versammelt und Karl legte ihnen die Frage vor, ob er diesen seinen letzten Sohn zum Reichsgehilfen ernennen und ihm den Kaisertitel beilegen solle. Alle Anwesenden stimmten zu mit den Worten: „Es ist Gottes Wille!"

Am nächsten Sonntage (16. November) legte Karl den kaiserlichen Schmuck an, setzte die Krone auf sein Haupt und begab sich, auf den Arm seines Sohnes gestützt, nach dem Münster Unser Lieben Frauen. Hier ließ er eine andere Krone auf den Hochaltar legen, kniete in andächtigem Gebete mit seinem Sohne nieder und ermahnte ihn hierauf mit lauter Stimme zu allen Pflichten eines frommen und gerechten Herrschers: „daß er vor allem Gott liebe und fürchte, seinen Geboten gehorche, die Kirche Gottes regiere und gegen Ruchlose schirme, sein Volk liebe wie Kinder, ein Tröster der Armen sei, treue und gottesfürchtige Diener anstelle, die das Unrecht haßten, keinen ohne Urtheil seiner Würde entsetze und selbst vor Gott und allem Volke unsträflich wandele." Auf seine Frage, ob er dem nachleben wolle, antwortete Ludwig: „Mit Gottes Hilfe will ich alles mit Freuden vollbringen, was mir geboten ist." Da hieß ihn der Kaiser die Krone mit eigenen Händen vom Altare nehmen und auf sein Haupt setzen. — Nach geendigtem Gottesdienste ging der feierliche Zug in die kaiserliche Pfalz zurück und wenige Tage darauf entließ der greise Vater den Sohn in sein Reich; sie umarmten sich unter vielen Thränen und hatten sich zum letztenmale gesehen.

Nur zwei Monate später am 28. Jänner 814 schied Karl der Große aus dem Leben, im 72. Jahre seines Lebens und im 46. seiner Regierung. Leider aber sollte des deutschen Reiches Wohl und Größe, dem er seine ganze Lebenszeit hindurch nachgestrebt und das er mit jener Krönung des Sohnes neu gefestigt zu haben vermeinte, durch diesen selbst bald wieder aufs Tiefste erschüttert werden. Karl, wie sein Enkel, der Geschichtsschreiber Nithard sagt: „an Weisheit und Tugend jedem Zeitgenossen überlegen, allen gleich liebenswürdig und schrecklich, allen gleich bewundernswürdig", hatte den Bau deutscher Kaisergewalt mit riesenkräftiger Hand vollführt. Die Schultern des Sohnes aber zeigten sich zu schwach, die Last zu tragen; und Ludwigen ist wohl der Titel des Frommen geblieben, ob seiner blinden Unterwürfigkeit gegen die Kirche und der Klosterstiftungen, deren in Aquitanien allein 26 von ihm herrühren — in die Schöpfungen seines großen Vaters aber hat sein Mangel an fester Thatkraft und staatsmännischem Scharfblick auf Jahrhunderte nachwirkendes Unheil gebracht und mit der Theilung des Reiches unter seine drei Söhne 817 sehen wir die unseligen Fehden zwischen Vater und Söhnen, einen der traurigsten Abschnitte der deutschen Geschichte, beginnen.

Ehescheidung König Otakar des I. 1198.

Přemysl Otakar, Herzog und seit 1198 als erster dieses Namens König von Böhmen, hatte sich in zarter Jugend und ohne Vorwissen und Beistimmung der beiderseitigen Verwandten, so wie ohne Ehepakten mit Adele, der Tochter des Markgrafen Otto von Meißen vermählt und mit ihr mehre Söhne und Töchter erzeugt. Der Widerspruch des päpstlichen Stuhles, da die Gatten im vierten Verwandtschaftsgrade standen, blieb dabei unbeachtet.

Als aber der König nach zwanzigjähriger Ehe der alternden Gemahlin überdrüssig wurde, gewannen diese Skrupel mit einemmale Gewicht und Otakar ließ 1198 den Scheidungsprozeß gegen sie eröffnen. Derselbe wurde mit Nachdruck und nicht ohne Härte gegen die unglückliche Königin fortgeführt. Nachdem sieben Reichsbarone das Vorhandensein des vierten Grades der Verwandtschaft zwischen Otakar und Adele beschworen hatten, sprach Bischof Daniel im Stifte Strahow im Beisein mehrer Prälaten, Großen und des Königs die Scheidung gerichtlich aus. Die Königin hatte während des Prozesses mehrmals versucht, in den Gerichtssaal zu gelangen und ihre Sache selbst zu vertheidigen, es wurde ihr aber immer von bewaffneten Wächtern der Eintritt verwehrt.

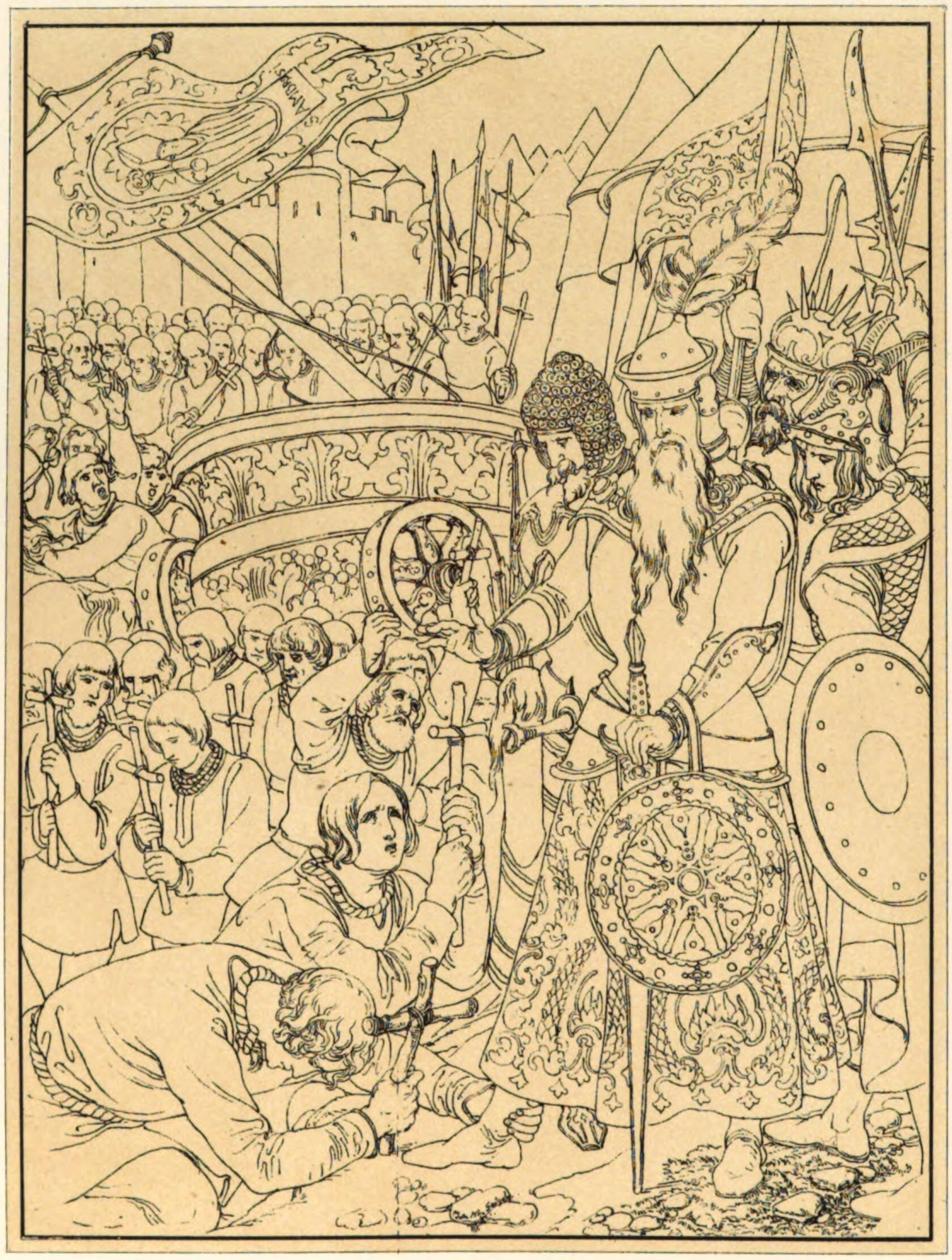
Vergebens rief die unglückliche Frau den Urtheilsspruch des Papstes an, um die Ehre ihrer Kinder zu retten. Sie erlebte den Ausgang des bei der römischen Curie anhängig gemachten Prozesses nicht und verlebte den Rest ihrer Tage in dem von ihr mitgestifteten Kreuzkloster bei Meißen, wo sie am 1. Februar 1211 starb.

König Otakar aber, obwohl er noch im Jahre der Ehescheidung zu einer neuen Vermählung mit Konstanze, der Schwester der Könige Emerich und Andreas des II. von Ungern schritt, konnte die der ersten Gemahlin zugefügte Unbill nicht vergessen, um so mehr, als Konstanze selbst Anstand nahm, seine Hand anzunehmen und erst einwilligte, als mehre Prälaten Ungern's sie über die kanonische Rechtmäßigkeit der vorausgegangenen Scheidung beruhigt hatten.

Als in den deutschen Wirren während der Minderjährigkeit Kaiser Friedrich des II. böse Tage für Böhmen hereinbrachen, Otakar im Jahre 1204 zum eiligen Rückzuge aus Thüringen gezwungen war und im Lande selbst sich ein gefährlicher Aufstand erhob, erkannte der König darin die Strafe des Himmels für das Adelen zugefügte Unrecht, und war schon, als sein einziger männlicher Sproße von Konstanzen, Wratislaw, mit Tod abging, zur Zurückberufung der verstoßenen Königin bereit. Die Entbindung Konstanzens von einem neuen Sohne ließ Otakar aber diesen Entschluß im nächsten Jahre aufgeben und der Neugeborne folgte ihm im Jahre 1230 als König Wenzel I. auf dem Throne.



König Otakar I. von Böhmen lässt sich von seiner
Gemahlin Agnes scheiden 1198.



Strafurtheil Kaiser Friedrich des I. über die aufständischen Mailänder. 1162.

Kaiser Friedrich I. vor Mailand 1162.

Kaiser Friedrich der Rothbart — jener kräftige und einsichtsvolle Herrscher Deutschland's, dessen zum Heil abzielende Plane seinem Volke so unvergeßlich sind, daß es ihn nicht sterben, sondern im Kyffhäuser schlafen läßt, von wo er hervorbrechen wird, der Deutschen goldene Zeit zu erneuern — dieser mächtige Gewalthaber zeigt in seiner ganzen Regierung das deutliche Streben, seinem vorleuchtenden Musterbilde, Kaiser Karl dem Großen, nahezukommen. Wie dieser, hatte er eine hohe Idee vom Kaiserthum, die er durch seine Regierung zu verwirklichen strebte: das römische Kaiserthum als eine rein weltliche Macht im Gegensatze gegen die Allgewalt des Papstes nach der Weise jenes ersten, großen Kaisers wieder herzustellen. Aus diesem Grunde setzte er, wiewohl aufrichtiger Anhänger der Religion und ein Freund der Geistlichen und Kirche, doch der unberechtigten Anmaßung sich kräftig entgegen und war bemüht, durch die Unterwerfung Italien's sich und seinem Hause hier eine unumschränkte Königsmacht zu gründen, deren Errichtung in Deutschland unter den obwaltenden Verhältnissen bereits eine Unmöglichkeit schien.

Dieses Ziel im Auge, schlichtete er, nachdem er 1152 seinem Oheim Konrad dem III. auf dem Throne gefolgt war, schnell die deutschen Angelegenheiten und sammelte ein mächtiges Heer, mit welchem er 1154 das erstemal die Alpen überstieg. In Ober-Italien hatten sich die lombardischen Städte vom Reiche nach und nach immer unabhängiger gemacht, waren aber in wilde Kämpfe unter einander zerfallen und theilweise der Ansicht zugethan worden, daß eine Unterordnung unter das Kaiserthum der wilden Freiheit, die sie jetzt genossen, vorzuziehen sei. So schien eine Unterwerfung derselben leichter als jene der trotzigen Vasallenwelt Deutschland's. Die Unterwerfung des Anfangs stolzen Mailand's und die Krönung in Rom beendeten im nächsten Jahre den ersten Römerzug. Doch schon drei Jahre rief die Empörung der meisten lombardischen Städte, insbesondere Mailand's, Friedrich das zweitemal dahin, durch Hunger zwang er die Stadt zur Uebergabe und ließ hierauf durch Rechtsgelehrte die Rechte der Städte wie seine eigenen untersuchen, worauf die Einkünfte und Zölle festgestellt und die Städte einem vom Kaiser ernannten Statthalter (Podestà) untergeordnet wurden. Solchen harten Schlüssen wollten sich viele Städte nicht unterwerfen und zeigten hartnäckigen Widerstand, aber sie wurden mit den Waffen bezwungen, am letzten darunter Mailand. Zu dessen Belagerung hatte Friedrich ein neues Heer in Deutschland sammeln lassen, das 100.000 Mann stark im Frühsommer 1161 die Alpen überschritt und die Belagerung der Stadt begann, über deren stete Widersetzlichkeit erbittert der Kaiser geschworen hatte, die Krone nicht aufzusetzen, bis er Mailand bezwungen habe. Nachdem das Jahr mit immer engerer Einschließung der Stadt und zunehmender Noth in derselben vergangen war, im Winter aber zwei Drittheile derselben durch eine Feuersbrunst eingeäschert waren, wurden die Stimmen Jener, welche Uebergabe verlangten, immer lauter. Der Erzbischof, der noch auf Widerstand drang, wurde aus der Stadt getrieben und am 1. März 1162 ergab sich dieselbe auf Gnade und Ungnade, nachdem Friedrich die früheren Versuche zur Unterhandlung zurückgewiesen hatte. Drei Tage später erschienen die Consuln der Stadt mit 300 Edlen und übergaben die Schlüssel der Thore und 36 Fahnen der Stadt, endlich am 6. März kam die Masse des Volkes, in hundert Schaaren abgetheilt, mit Stricken um den Hals, Kreuzen in den Händen und Asche auf dem Haupte mit dem Hauptbanner der Stadt, dem auf einem reichgezierten Wagen geführten ungeheuren Baume mit dem Bilde Christi und des heiligen Ambrosius, dem sogenannten Carrocio. Vor dem Kaiser wurden die Fahnen noch einmal

geschwenkt und die Posaunen geblasen, gleichsam als werde die Freiheit Mailand's zu Grabe getragen, dann wurde das Hauptbanner vor dem Kaiser niedergelassen, so daß Fürsten und Bischöfe erschrocken vor dem mächtigen Baum aufsprangen, Friedrich aber riß den Saum der Fahne herunter. Im herben Schmerz fiel das Volk auf das Angesicht und bat um Gnade, einer der Consuln hielt eine Rede, welche alle Hörer zu Thränen rührte und selbst des Kaisers getreuer Begleiter, der Graf von Blandrate, bat für seine früheren Mitbürger; aber der Kaiser blieb unbewegt, ließ die Akte der unbedingten Unterwerfung neuerdings verlesen und vom Volke bestätigen, worauf er der Bewohnerschaft das verwirkte Leben zusicherte, das Schicksal der Stadt so zu bestimmen sich vorbehielt, daß es ihren Einwohnern unmöglich sein sollte, künftig ähnlichen Widerstand zu leisten.

In einer zu Pavia gehaltenen Versammlung der Fürsten, Bischöfe und Bürgermeister der lombardischen Städte erging endlich das Urtheil: „Mailand soll wüst und leer gemacht werden, binnen acht Tagen sollen alle Bürger die Stadt verlassen und sich in vier Flecken auf dem Gebiete derselben anbauen, die immer zwei Meilen von einander entfernt sein müssen.“ Am 26. März zog der Kaiser mit seinem Heere durch die an mehren Stellen niedergerissene Stadtmauer in Mailand ein. Die Befestigungen der Stadt wurden geschleift, doch ging die Straffentenz sonst nicht in ihrer vollen Schärfe in Erfüllung, namentlich die Kirchen und wohl auch die meisten Bürgerhäuser blieben unversehrt. So endete der zweite Zug Friedrich's mit der völligen Unterwerfung Italien's, denn auch die mit Mailand verbündeten Städte öffneten, durch dessen Schicksal geschreckt, die Thore, zahlten Bußgelder und nahmen kaiserliche Podestà's an. Doch war diese Zeit des Triumphes leider nur vorübergehend und viermal noch mußte der Kaiser den Zug nach Italien antreten, darunter jener von 1166, der vierte, und 1174, der fünfte, durch Verrath und Treulosigkeit dieß- und jenseits der Alpen mit traurigem Erfolge für die kaiserlichen Waffen. Des Kaisers neunundbreißigjähriges Wirken, die Heldenkraft und Ausdauer, welche er beim Kampfe für sein Lebensziel entwickelte, sollten endlich ohne Erfolg bleiben, weil er bei allen leuchtenden Eigenschaften seines Geistes doch den Charakter seiner für die Alleinherrschaft späterer Perioden noch nicht geeigneten Zeit verkannte.



Cimburge von Masovien wird auf der Jagd durch Herzog Ernst den Eisernen gerettet 1410.

Jagdabenteuer der Herzogin Cimburg von Massovien 1410.

Herzog Ernst von Steiermark, Kärnthen und Krain, der dritte Sohn Herzog Leopold's des Frommen, nimmt in der österreichischen Regentengeschichte eine hervorragende Stellung ein. Sein Wirken als Vormünder und in dem Bruderzwiste während der Minderjährigkeit Albrecht des V., sein Eingreifen in die durch die Vorgänge am Basler Concile entstandenen Wirren, sein Zug nach Palästina und der entscheidende Sieg über die in Steiermark eindringenden Türken bei Radkersburg 1418 — die erste den Osmanen durch österreichische Waffen beigebrachte Niederlage — sichern ihm den Ruhm eines thatkräftigen Herrschers und lassen den von seinen Zeitgenossen ihm beigelegten Beinamen des Eisernen gerechtfertigt erscheinen.

Aber auch die schöne Kunst hat ein Ereigniß aus dem Leben dieses Fürsten in Bild und Wort verewigt, um so lieblicher, als sich hier zarter Sinn und romantisches Abenteuer neben der sonst rauhen Kälte des starken Mannes darstellen.

Der Herzog, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Margaretha von Pommern, 1410, im kräftigsten Mannesalter von 33 Jahren stehend, war auf eine neue Vermählung bedacht, und hatte so viel von den Vorzügen der Prinzessin Cimburg, Tochter des Herzogs Ziamovit von Massovien, vernommen, daß eine Gesandtschaft zur Brautwerbung abgesandt wurde, welcher sich Ernst selbst in der Verhüllung eines Edelknechtes anschloß.

Bei der feierlichen Audienz soll Cimburgen der edle Anstand des unbekannten Ritters aufgefallen sein und tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben. Während die Verhandlungen noch der Entscheidung zugeführt wurden, veranstaltete man zu Ehren der österreichischen Abgeordneten Festlichkeiten, namentlich Jagden in den nahen an Wild reichen Forsten, an welchen die mannbare Cimburg lebhaften Antheil nahm und bei einer derselben tritt der Herzog Ernst auf romantische Weise als Retter der Prinzessin auf.

Zerstreut ist ihr Gefolg im weiten Hain
Und sie bemerkts und freut sich deß im Stillen;
Der Rasen lädt sie hier zur Ruhe ein —
Soll sie die stumme Bitte nicht erfüllen?
Sie springt vom Pferd herunter, das im Frey'n
Sich bäumt und tanzt gleich einem zarten Füllen,
Dann setzt sie sich gedankenvoll ins Grün
Und läßt vor sich des Fremdlings Bild erblüh'n.

Da stürzt, verscheucht von seiner fernen Stätte
Aus dem Gestrüpp ein ungeheurer Bär;
Cimburge siehts, springt auf vom Rasenbette,
Und fliehet bald, bald setzt sie sich zur Wehr;
Und schleudert ihres Spießes ehr'ne Glätte
Aufs Unthier ab, und athmet bang und schwer,
Und schreit voll Angst, als grimmig ob der Wunde
Das Ungeheuer naht mit offnem Schlunde.

Und eines Sprungs ist's schon zu ihr heran,
Und droht die zarten Glieder zu verschlingen,
Da stürmt aus dem Gebüsch ein junger Mann
Herbei im Jägerkleid, mit raschen Sprüngen
Und wagt es, ohne Furcht vor Klau und Zahn,
Geschmeidig mit dem Ungethüm zu ringen,
Er faßt den Speer, treibt ihn mit kühner Kraft
Tief in des Unthiers Leib bis an den Schaft.

Der Retter entschwand schnell den Augen der Prinzessin, trat aber bei der Schlußverhandlung über die Brautwerbung zu allgemeiner und besonders Cimburg's Freude unter seinem wirklichen Charakter auf.

Und in der That war die Ehe der beiden an starkem Sinn wie kräftigem Körper gleichen Gatten eine gesegnete. Sieben Kinder entsproßen derselben, der erstgeborne Sohn Friedrich bestieg später als der III. dieses Namens den deutschen Kaiserthron, vereinigte sämmtliche habsburgische Lande unter seinem Szepter, und so wurde Cimburg die Ahnfrau des noch erblühenden Kaiserhauses, welches auch sein charakteristisches Merkmal, die vielgenannte Habsburger Lippe, dieser Ältermutter verdanken soll.

LI.



König Sigmund wird durch Helene von Gara aus dem Gefängnisse befreit 1401.

König Sigmund's Befreiung 1407.

Am 28. September 1396 hatte die Schlacht bei Nikopolis mit einer vollständigen Niederlage des ungrisch-französischen Heeres geendet, König Sigmund selbst war nur mit wenig Begleitern in genauer Noth an die Donau entkommen, und kehrte erst im nächsten Jahre in seine Staaten zurück.

Dort aber herrschten arge Wirrnisse. Auf ein Gerücht, der König selbst sei gefallen, waren der Wojwode Stephan Laczk von Siebenbürgen und andre Große aufgestanden und hatten Ungern's Krone dem Könige Ladislaus von Neapel angetragen, welcher dieselbe zwar nicht unbedingt annahm, aber mit den Parteihäuptern in Verbindung blieb und Statthalter ernannte. Bei der Ankunft Sigmund's in Ofen hatte die Empörung und allgemeine Unzufriedenheit schon so sehr überhand genommen, daß sich der König zum Abschlusse eines Bündnisses mit Laczk gezwungen sah. Sigmund bereiste hierauf das Land, um die Gemüther zu beschwichtigen. Am 26. Februar 1398 wurde endlich ein Landtag, nachdem zwei frühere vergebens angesetzt waren, nach Körös-Udvárhely in Siebenbürgen ausgeschrieben, die Wirren des Landes auszugleichen. Viele Große erschienen daselbst, auch Stephan Laczk mit großem Gefolge; wurde jedoch auf des Königs Befehl in einer Sitzung ergriffen und sogleich enthauptet. Diese Hinrichtung verbreitete zwar Schrecken, diente aber nicht dazu, die von Sigmund abgewendeten Gemüther zu gewinnen und das Land glich einem glühenden Kohlenhaufen mit trügerischer Asche bedeckt. Dennoch wagte Sigmund das Land zu verlassen und ging nach Polen, wo er mit Pracht empfangen und durch große Festlichkeiten unterhalten wurde. Aber während er ein volles Jahr aus dem Lande blieb, griff die Empörung im Innern immer weiter um sich. Seine willkürliche Regierung, die Auszeichnungen, welche er mit Zurücksetzung der Ungern Ausländern zu Theil werden ließ, der mißlungene türkische Feldzug, und endlich auch eine den strengen ungrischen Sitten widerstreitende Leichtfertigkeit hatten ihm auch viele seiner früheren Anhänger entfremdet.

Heimkehrend wollte Sigmund einen Heereszug nach Bosnien unternehmen, sammelte Söldner und suchte durch Verpfändung von Krongütern Geld zu erwerben. Da erschienen am 28. April 1401 viele Prälaten, Reichsbarone und Dynasten zu Ofen in der Königsburg. Eine Berathung gab den Vorwand, die Verschwornen waren jedoch sämmtlich bewaffnet. Als der König in ihrer Mitte erschien, warfen ihm der Prior Emerich von Vrana und der Erzbischof Johann von Gran seine schlechte Regierung vor und forderten ihn auf, sich zu ergeben. Da zog Sigmund sein Schwert und forderte die Aufrührer einzeln zum Kampfe heraus; als er jedoch sah, daß von seinen Getreuen Niemand zur Vertheidigung vortrat, ergab er sich in sein Schicksal. Er wurde zuerst nach Vissegrad gebracht, sodann nach Siklos den Gebrüdern Johann und Niklas Gara übergeben, und dort in enger Haft verhalten.

Das Bewußtsein, daß seine mächtigen Feinde des festen Entschlusses waren, ihm die Krone zu entreißen und das Gefühl der Ohnmacht so wie der Gedanke, diese Noth nicht ohne eigenes Verschulden zu erleiden; sollen den Gefangenen kleinmüthig gemacht und öfters zu lauten Wehklagen gebracht haben.

Um so überwältigenderen Eindruck machte es daher auf Sigmund, als nach 18 wöchentlicher Haft die Mutter seiner Wächter, Helene von Gara, in das Gemach des Gefangenen trat und ihm die Freiheit ankündigte, wenn er einen Eid ablegen wolle, daß er sich nie an den Veranlassern vergessen werde. Tief gerührt umfaßte er die Knie der Frau, und soll ausgerufen haben: „Möge ich in noch größere Noth versinken als gegenwärtig, wenn ich deiner oder deiner Kinder je vergesse; ich schwöre dir, daß ich dich zur Mutter und deine Söhne zu Brüdern annehme.“

Die Fortschritte, welche Sigmund's Anhänger im Lande errungen hatten, waren die Ursache dieser Wendung im Schicksale des Königes gewesen und er belohnte nach wieder errungener Freiheit glänzend seine Anhänger.

Kaiser Heinrich der Vogelsteller 919.

Als König Konrad I. von Franken nach kurzer Regierung zu Limburg an der Lahn erkrankte und sich seinem Ende nahe fühlte, erkannte er, daß Deutschland nur durch ein Oberhaupt von starker Hausmacht und großer Klugheit vor dem Verfalle bewahrt werden könne, bewog, edelmüthig das gemeine Beste über den Glanz seines Hauses setzend, seinen Bruder Eberhard zur Verzichtleistung auf die Nachfolge, und empfahl seinen früheren Gegner, den Herzog Heinrich von Sachsen zur Wahl.

Gerührt von diesem Edelsinne versprachen die um ihn versammelten fränkischen Großen, seinen Willen zu erfüllen, und Eberhard begab sich nach des Bruders Tode und der zu Fritzlar vorgenommenen Königswahl selbst mit den Reichskleinodien im Jahre 919 nach dem Harz, um sie sammt seiner Huldigung dem neuen Könige zu überbringen. So ging das Königthum vom Stamme der Franken auf den Stamm der Sachsen über.

Herzog Heinrich war der Sage nach gerade mit dem Vogelfang beschäftigt, als er die Botschaft von seiner Wahl empfing, daher ihm spätere Chronisten den Beinamen „der Vogelsteller oder Finkler" (Henricus auceps) gaben, während ihn bezeichnender der Beiname „der Große" schmücken sollte.

Denn des edlen Konrad's Voraussicht sollte nicht getäuscht werden und die Regierung Heinrich des I. gehört unter die Glanzpunkte der deutschen Geschichte. Höher als alle seine Siege stehen die Verdienste, welche er sich um die innere Verfassung Deutschland's erwarb, an welcher seit Karl dem Großen nichts gethan worden war. Zunächst rettete Heinrich durch Kraft und Klugheit die Einheit Deutschland's, welche durch das Streben nach Unabhängigkeit einzelner Fürsten zu zerfallen drohte. Sein Hauptziel war, den Raubzügen der Magyaren Einhalt zu thun, welche 922 und wieder 924 Sachsen durchstürmten und ein königliches Heer bei Wurzen schlugen.

Zum Glücke war bei einem Ausfalle ein vornehmer magyarischer Anführer in Heinrich's Hände gefallen, den die Ungern durch Bewilligung eines neunjährigen Waffenstillstandes und gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs lösten. Diese Waffenruhe benützte der König, seine Krieger für den Dienst zu Pferde einzuüben, offene Städte zu befestigen, neue anzulegen und die Slaven zu bändigen. Er besiegte dieselben, und gründete die Mark Meissen. Zugleich beförderte er Gewerbe und Handel, legte Märkte in den Städten an und vermittelte so das Entstehen und Aufblühen des Bürgerstandes.

So stand Deutschland unter seinem rüstigen Könige in erneuter Volkskraft da und konnte nach Ablauf des Waffenstillstandes den Kampf mit Zuversicht aufnehmen. Auf die in feierlicher Versammlung von Heinrich gestellte Anfrage, ob man ferner schimpflichen Frieden erkaufen solle, gelobte das Volk einstimmig, zum Streit auszuziehen und als die Gesandten der Magyaren kamen, wurden sie mit Hohn zurückgewiesen.

Nicht lange, so brachen die Feinde in zwei großen Heerhaufen in die deutschen Gaue ein. Der eine Schwarm, welcher Thüringen bis zur Weser verheerte, wurde bei Sondershausen von einem sächsischen Heere geschlagen und auf der Flucht durch Schwert, Hunger und Kälte aufgerieben. Gegen den größern Schwarm, der noch in den Ostlanden stand und dort eine Stadt belagerte, zog Heinrich selbst heran und schlug ihn in der Schlacht bei Merseburg 933 so nachdrücklich, daß die Ungern nach Verlust ihres Lagers und aller Beute auf der Flucht größtentheils niedergemacht wurden und ihre Stammesbrüder bei Heinrich's Lebzeiten keinen weiteren Einfall wagten.

Nachdem der Kaiser noch den in Sachsen eingedrungenen Dänen seine Macht gezeigt und die Markgrafschaft Schleswig hergestellt hatte, beschloß er seine ruhmvolle Laufbahn, von ganz Deutschland betrauert, im 60. Jahre seines Lebens am 2. Juli 936.



Heinrich von Sachsen empfängt am Vogelherde
seine Berufung auf den deutschen Kaiserthron.

919.



Herzog Albrecht III. begrüsst, vom Feldzuge heimgekehrt, seinen neugebornen Sohn. 1377.

Vaterfreude.

Als Sieger kehrt Herr Albrecht*) heim,
Aus fernem Preußenland,
Wo er für Christi Glaubenslehr
Die Ritterfahrt bestand.

Das Fähnlein fliegt, die Feder wallt,
Trompeten schmettern drein,
So fröhlich Helm und Panzer blinkt
Ins weite Land hinein.

Wie schwillt dem Herzog da das Herz,
Wie preist er sein Geschick,
„Was geht auf Gottes weiter Welt
Wohl über Siegesglück!"

Da kommt ein Bote angesprengt
In höchster Eil', wie's schien,
D'rob wird dem Herzog bang um's Herz:
„Was bringst du mir aus Wien?"

„Ein Freud'ges! — Frau Beatrix hat
Ein Söhnlein Euch geschenkt."
Und — hui — fliegt Jener schon voraus
Dem Heer, das er gelenkt.

Er fliegt voraus und hält nicht an,
Sein Haar im Winde weht,
Und spornt das Roß, bis er am Thor
Vor seiner Hofburg steht.

Rasch ist er aus dem Sattel da,
Nie sprang er so geschwind,
Und stürmt hinein, o Seligkeit!
Hinein zu Weib und Kind.

---

*) Herzog Albrecht III. mit dem Zopfe. Diesen Beinamen führt er von der zu Ehren seiner Gemahlin gestifteten Rittergesellschaft, deren Glieder eine goldene Kette in Gestalt eines Frauenzopfes mit einem daran hängenden Schwane um den Hals trugen. Herzog Albrecht aber trug das Symbol an einem wirklichen Zopfe von den schönblonden Haaren seiner Gemahlin Beatrix, den diese sich abgeschnitten und ihm geschenkt hatte. Derselbe wurde noch im 16. Jahrhunderte in Laxemburg gezeigt.

Das ist ein Jubel! Ha, wie preßt
Die hohe Wöchnerin
Den Panzermann ans Herz, und reicht
Den munt'ren Sproß' ihm hin.

Da drückt er diesen an die Brust
Und ruft mit trunknem Blick:
„So hoch ein Siegesglück, es reicht
Doch nicht an Vaterglück!"

Dr. Johann Nep. Vogl.



Die Sage vom Ursprunge des Hauses Metternich.

Das Haus Metternich.

Schon einmal konnte Anlaß genommen werden, der vielen Irrthümer zu gedenken, welche sich in der Geschichte durch das Streben früherer Zeit eingeschlichen haben, an Namen, Wappen und sonstige Aeußerlichkeiten anekdotenhafte Histörchen zu knüpfen.

Die neuere Forschung streicht derlei Erzählungen wieder schonungslos hinweg, früher aber wurden sie nicht in Mährchenbüchern allein, sondern auch in Geschichtsbüchern ganz ernsthaft erzählt und Dichter und Maler entnahmen aus solchen, in gutem Glauben an die Reinheit der Quelle, ihre Stoffe. Hierher gehört auch die Handlung des vorliegenden Bildes, das Geiger einer vom Historiker Hormayr vorgeführten alten Aufzeichnung entnahm. Es lautet diese:

„Es hatte der Kaiser Heinrich (II. der Heilige) einen, an Geschlecht und Tapferkeit gar fürnehmen Hauptmann der Leibwache, Metter geheißen, und hielt auf ihn in allen Stücken, maßen dieser gar ein tugendlicher Mann war. Es beneidete ihn aber Männiglich um Kaisers Lieb und Gunst, und ließen einige Hofherrn, denen der Metter gar zuwider, einen Brief voll höllischer Lügen und verrätherischer Anschläge also künstlich schreiben, daß er schien von Metters eigener Hand, und den Brief spielten sie Herrn Heinrich zu; voll Arglist, wie durch einen bloßen Zufall. Es war aber des Herrn Zutrauen fester, wie Eisen, also daß er, vor Aller Augen den Brief bei Seite legte und ausrief: „Oh Metter nicht!“ und ging die Mähr davon sogleich von Mund zu Mund und wie Metter eintrat, riefen die Leute auf den ersten Anblick ihm Jenes: „Metter nicht!“ entgegen, als sein bestes Lob. Auf sothane Weise ist es ein Zunahmen verblieben für ihn und seine Nachkommen.“

Bedürfte es noch eines Beweises für die Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung, so läge sie selbst im Wörtchen nicht. Abgesehen, daß diesem der wichtige charakteristische Buchstabe t im Namen des Dynastenhauses wieder abhanden gekommen wäre, so wurde das Verneinungswort selbst in der mittelhochdeutschen Sprache, die zu Heinrich des II. Zeit (1002 bis 1024) erst ihrer Ausbildung entgegenschritt, keineswegs wie jetzt nicht, sondern **nicht, niht** und **nit** geschrieben und gesprochen. Es kann also wohl das Histörchen in die Reihe jener gestellt werden, wie der Name der alt-österreichischen Herrn von Kuenring, die da einmal eine Burg bauten und nicht wußten, wie sie zu nennen, bis es dem Landesherrn einfiel, daß ja hier seine Kühnen im Ring stünden, und daher das Schloß Kühnenring heißen solle! — und was dergleichen Mährchen mehr sind.

Für das in Oesterreich's Geschichte so hell strahlende Fürstenhaus der Metternich bedarf es aber um desto weniger eines solchen Histörchens. Aus uraltem Geschlechte der Vögte von Bonn entstammend und in der Nähe dieser Stadt begütert, erbaute ein Zweig des Hauses, die Herren von Hemmberg, zu Anfang des 15. Jahrhunderts einen festen Sitz bei dem ihm gehörigen Dorfe Metternich, dessen Name auf das Schloß und die Familie überging und hiermit ist die einfache und wahre Ableitung des Namens gegeben.

Der heilige Ruprecht.

Gegen Ende des 7. Jahrhunderts wurde Bayern von Herzog Theodo beherrscht. Dieser war ein Mann von lebhaftem Geiste und beflissen, sein Volk in politischer und kirchlicher Hinsicht zu heben. Obwohl noch Heide, sah er die Wohlthat ein, welche durch Einführung des Christenthums dem Lande erblühen mußte und lud den Bischof Ruprecht von Worms, aus dem merovingischen Königshause stammend und im Rufe hoher Frömmigkeit und Thatkraft, zu sich an den Hof. Als sich Ruprecht hierzu bereit erklärte, zog ihm der Herzog mit großem Gefolge entgegen, führte ihn in feierlichem Geleite nach der Hauptstadt Regensburg und empfing mit seinen Großen von dem Bischofe Unterricht in den Lehren des Heiles und die Taufe.

Bischof Ruprecht aber sah in seinem Feuereifer hiemit seinen Beruf nicht abgeschlossen, sondern zog weiter im Lande, um mit herzoglicher Genehmigung überall, wo er es für gut fände, bleibende Wohnungen, Kirchen und Kapellen zu errichten und sein Missionswerk fortzusetzen. Frühere Sagen lassen den Heiligen bei seinem frommen Werke bis in die Gegend des heutigen Wien vordringen, gesichert ist aber nur, daß er in den wilden Alpenregionen des bayrischen Hochlandes herumzog und endlich an den Ufern des Wallersee's sich niederließ, eine Kirche erbaute und dem heiligen Petrus weihte. Noch während diese Colonie im Entstehen war, erfuhr er von den Werkleuten, daß sich an der Salza ein Ort befinde, der mit altem Namen Juvavum genannt sei, wo nämlich in alter Zeit viele Gebäude wunderbar errichtet gewesen, der aber jetzt fast zerfallen und mit Wäldern bedeckt sei.

Der Heilige beschloß, den Ort selbst zu besuchen, und fand die Stätte der altrömischen Colonie in so hohem Grade passend, daß er sofort die Ruinen herstellen und reinigen ließ und eine Kirche zu Ehren des Apostelfürsten Petrus, des Schutzheiligen von Worms, erbaute, wozu er selbst den Grundstein gelegt haben soll. So wurde Ruprecht der zweite Gründer Salzburg's, Wiedererbauer der alten Römerstadt, welcher hinfort als Sitz eines Erzbischofes und Reichsfürsten eine der wichtigsten Rollen in der deutschen Geschichte vorbehalten war und die noch jetzt als eine der kostbarsten Perlen in der Krone Oesterreich's glänzt.

Von dem Herzoge mit allen Ländereien auf zwei Meilen im Umkreise der alten Stadt und mit allen darauf befindlichen Leibeigenen, Salzquellen und Salzpfannen beschenkt, sah der Heilige seine Schöpfung begründet und eilte nach Worms, um von dort mit zwölf Geistlichen und seiner Nichte Arindrud zurückzukehren, die er an die Spitze des in Salzburg gegründeten Nonnenklosters stellte. Es ist dieß das noch bestehende Frauenstift am Nonnberg.

Nachdem die neue Ansiedlung fest begründet und durch Theodo's wie seines Nachfolgers Theodebert frommen Eifer und Freigebigkeit mit ausreichenden Einkünften versehen war, zog Ruprecht noch längere Zeit predigend und bekehrend umher, weihte Priester und kehrte endlich nach zehnjähriger Wirksamkeit nach Worms zurück, wo er am 27. März, wahrscheinlich im Jahre 717, starb. Sein prächtiges Grabmal befindet sich in der Peterskirche zu Salzburg, er wurde unter die Zahl der Heiligen versetzt und die Christenheit, insbesondere aber Bayern, welches den glaubenseifrigen Mann als seinen Apostel verehrt, begeht an seinem Todestage feierlich das Erinnerungsfest.



Der heil. Ruprecht legt den Grundstein zum Neubau
der alten Stadt Salzburg.



Rückeroberung der Stadt Raab durch die Oesterreicher.

1598.

Eroberung von Raab 1598.

Als nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács der größte Theil des Königreiches Ungern von den Türken erobert und in ein Sandschakat verwandelt worden war, bildete die in österreichischem Besitze verbliebene Festung Raab einen wichtigen Gränzpunkt und wurde stark befestigt. Man sah es daher als ein unermeßliches Unglück an, als die Festung im Jahre 1594 von dem Großvezier Sinan angegriffen wurde und nach zwanzigtägiger Belagerung durch Kapitulation überging. Der Kommandant Graf Hardegg und viele seiner Offiziere büßten die Übergabe, zu welcher noch nicht die äußerste Noth vorgelegen hatte, in Wien mit dem Tode, öffentliche Betstunden wurden angestellt und man rüstete unablässig zur Wiedereroberung des wichtigen Gränzortes.

Im Frühling 1598 sollte das wichtige Unternehmen ins Werk gesetzt werden und mit der Führung wurden zwei erprobte Kriegsobristen, Schwarzemberg und Palffy betraut. Da die Festung bereits einmal vergeblich belagert und von den Türken mit zahlreichen Vertheidigungsmitteln versehen worden war, so sollte dieselbe durch nächtlichen Ueberfall gewonnen werden und die Führer brachen mit 2000 Reitern und 3000 Fußsoldaten in größter Stille von Komorn auf. Am 27. März näherte sich die Kriegsschaar der Festung, hielt sich aber den Tag über in den Wäldern von Némethy verborgen und als die Entscheidungsnacht herangebrochen war, wurde der Zug geordnet und jedem Rottenführer der Platz bestimmt, den er in Raab erringen sollte. Eilig und still, aber vertrauend und hoffnungsvoll zog der auserlesene Heerhaufe gegen die Festung, und es wurde als Zeichen angesehen, daß der Himmel das Unternehmen begünstige, als der Mond, der vordem klar geschienen, sich in dem Moment in Wolken hüllte, als die Christen aus den Wäldern traten, und hierdurch bis an die Außenwerke vorrücken konnten. Fünf Husaren, der türkischen Sprache mächtig, gingen voran. Beim ersten Thor war ein einziger Janitschar nüchtern und wach, sie riefen ihm zu: sie brächten Mundvorrath und kämen des Nachts, denn die Christen wären nahe. Sie wurden eingelassen und lautlos fiel die türkische Wache. Wie die Späher es verkündet hatten, war es auch, die Türken lagen in sorgloser Ruhe, die Posten bis zu den Thoren waren unbesetzt und die Zugbrücke herabgelassen. Das äußere Thor, verschlossen aber nicht verrammelt, öffnete sich ohne Gewalt, das innere wurde von einer Petarde, welche zwei geschützkundige Franzosen anbrachten, mit großem Lärm aus den Fugen gerissen und das christliche Heer strömte ein und eilte den angewiesenen Punkten zu. Das Sprengen des Thors weckte die Türken, die in den Gassen verzweifelt fochten und dreimal einzelne Schaaren zum Weichen brachten, bis Palffy, der mit den Reitern vor der Festung hielt, diese absitzen ließ und als sie sich weigerten, die Pferde zu verlassen, sie durch sein eigenes Beispiel hierzu bewog. Nun war die Niederlage der Türken entschieden, der Pascha selbst fiel tapfer kämpfend am Wasserthore, die Osmanen wurden von den Wällen verdrängt und ein Theil warf sich ins Schloß, während andere, da keine Rettung übrig blieb, die Pulverkammer in die Luft sprengten und sich mit einer Zahl der Feinde dem Untergange weihten.

Die aufgehende Sonne begrüßte die Christen als Sieger, nur das Schloß hielt sich noch, wurde aber vom Aga auch übergeben, als Kanonen auffuhren. So groß war jedoch die Wuth der Türken, daß sich viele lieber vom Walle in die Gräben und in die Donau stürzten, als sich den Christen ergaben, es wurden nur 300 Gefangene gemacht, die übrigen waren gefallen. In der Festung wurden 188 Kanonen und viele Kriegsvorräthe erobert und viele der Soldaten bereicherten sich aus der sonstigen ihnen überlassenen Beute.

Der Jubel über diese glückliche Waffenthat war ein allgemeiner, Schwarzemberg erhielt von seinem dankerfüllten Monarchen den Raben ins Wappen und ein Gut in Mähren, Palffy von den Oesterreichern einen goldenen Becher, den er annahm, jede andere Belohnung magyarisch-stolz mit den Worten ablehnend: „Was er gethan, sei er dem Vaterlande schuldig gewesen und habe es ohne Anspruch auf Lohn geleistet.“

Eine Erinnerung an diese Siegesnacht sind auch noch heutzutage die Denksäulen, welche in allen österreichischen Landen auf kaiserlichen Befehl gesetzt wurden. Eine solche steht noch in Wien beim sogenannten Bäckenhäusel in der Währingergasse, eine andre beim Orte Maria Enzersdorf und die jetzt schon schwer zu lesende Inschrift auf der letzteren lautet:

Sag Gott dem Herrn Lob und Dank
Daß Raab wieder kommen in Christenhand
O Christ wenn du dieß Creutz siehst an
So sag Gott Dank in dem Fürgang
Wegen der edlen Festung Raab
Die uns der Türk hat drungen ab
Im September 94
Aber in 98
Im Martii wieder einnehmen lahn
Sey Lob, Ehr und Preyß im höchsten Thron.



Tod des Wojwoden Stibor.

Wojwod Stibor's Ende.

1.

Auf Betzko saß Herr Stibor, bei festlich großem Mahl,
Um ihn die Gäste stattlich, im langen Marmorsaal,
Die goldnen Becher klangen, Trompeten schmettern drein,
In Lebehoch für Stibor stimmt aller Jauchzen ein.

Doch was erhebt sich plötzlich für heulendes Geschrei,
Und stört der Zecher Jubel? Stets näher kommts herbei,
Die Gäste stutzen, still wirds im Saale wie im Grab,
Den angestoßnen Humpen setzt mancher wieder ab.

Und durch die Flügelthüre mit blut'ger Fährte hinkt
Herein zu Stibor's Stuhle, wo er zu Boden sinkt,
Sein Lieblingshund; er hatte der Beine nur noch drei,
Das vierte, so er schleppte, das schlug ihm wer entzwei.

Kein Strohdach lohet schneller, getroffen von dem Blitz
Als Stibor wuthentflammet auffährt von seinem Sitz,
Wie grimmig rollt sein Auge, er schwört in blinder Wuth
Die Frevelthat zu sühnen mit des Verbrechers Blut.

„Auf spähet auf der Stelle mir aus den Jammersohn
Und bringt ihn her, ihm werde die ärgste Pein zum Lohn!“
Bald ist das arme Opfer der Rache aufgespürt;
Ein Greis mit Silberhaaren wird in den Saal geführt.

„Vergib, o Herr,“ so fleht er, „voll Tücken ist das Thier,
Es fiel mich an so grimmig, mit solcher Wolfesgier,
Als ich des Holzes Bürde nach deiner Küche trug,
Daß ich, in Angst erblindet, das Bein entzwei ihm schlug.“

„Du sollst, verwegner Kahlkopf, es büßen mit dem Blut“
Brüllt Stibor ihm entgegen, und kocht in heißer Wuth,
„Mit hundert Streichen schlaget die Knochen ihm zu Brei
Und daß nicht einer fehle, so bin ich selbst dabei.“

Wie auch der Greis um Gnade die Hände flehend rang,
Und schluchzend um die Füße des rauhen Herren schlang,
Umsonst; der stößt ihn von sich; der Schergen Hand ergreift
Den Alten und zur Thüre wird er hinausgeschleift.

Da tönt Dobrochna's Stimme gebietrisch durch den Saal —
Ihr glaubt wohl zu besänft'gen den wüthenden Gemahl
Wie es geziemet hätte so blüh'n'der Schönheit Macht? —
O Gräuel! Nein, sie hatte noch ärgeres erdacht.

„Zu lange stört solch' Strafen," so knirscht die Tigerin,
„Die Fröhlichkeit des Mahles; ich hege andern Sinn,
Wo steil die Felswand nieder sich senket in die Waag,
Stürzt n'unter ihn, daß ganz ihm kein Knochen bleiben mag.

Und wie sie es gewillt war, hieß an dem alten Mann
Die Gräuelthat vollziehen der schäumende Tyrann.
Heran auf seinen Knieen kroch noch einmal der Greis,
Zerraufend in Verzweiflung sein Haar wie Schnee so weiß.

Und als verstockt geblieben des Wütherichs Herz,
Da rief der alte Knecht aus in seinem höchsten Schmerz:
„So fühlt denn seine Rache, die Mordthat muß gescheh'n,
Bald werd' ich ja im Himmel vor anderm Richter stehn."

„Dich blutbefleckter Henker ruft früher Tod auch ab,
Wie wirst du blaß erzittern, bricht man dir dort den Stab!
Und horch es flüstert leise der Strafegeist mir zu,
Wie du mich grausam tödtest, so stirbst auch, Mörder, du!"

2.

Und wieder war auf Beţko bereit ein köstlich Mahl,
Von Gold und Silber glänzten so Schüssel als Pokal;
Was Luft und Wald und Wasser zu leckerem Gericht
Darbieten, d'ran gebrach es auf Stibor's Tafel nicht.

Aus mehr denn hundert edlen magyar'schen Weinen ward
Gewählt und blos getrunken von süßer, bester Art;
Die mundeten den Gästen, wie heute noch, gar sehr,
Sie blieben auch der Sinne nicht lange Meister mehr.

Und als das Mahl vorüber, von dem so mancher Gast
Hinweggetragen wurde, ob schweren Rausches Last,
Da wankt der Graf ins Freie, durchglüht vom geist'gen Wein,
Im Garten lud ein Plätzchen zur Mittagsruh ihn ein.

Bald drückt das Aug' ihm bleiern die Hand des Schlafes zu —
Der Rache Stunde nahet, s'ist seine letzte Ruh'.
Sieh! eine Schlange wälzet aufringelnd sich heran,
Sie zischt mit offnem Rachen und bleckt den scharfen Zahn.

Mit wenig Bogensprüngen war sie dem Schläfer nah,
Ha, wie mit glüh'nden Blicken sie ihren Feind besah!
Und in sein Auge hacket den spitzen Zahn sie ein,
Aufschreit alsbald Herr Stibor, geweckt von Höllenpein.

Und als er taumelnd hebet, noch weinbetäubt, das Haupt,
Hat ihn ein zweiter Biß auch des andern Aug's beraubt;
Um seinen stolzen Nacken, um seine Arme flocht
Das Scheusal Ringe, die er zu sprengen nicht vermocht.

Er reißt sich, halb von Sinnen, empor und tappt umher,
Er brüllet laut um Hilfe, wie ein getroffner Bär,
Entwindet sich der Ranke, die gräulich ihn umflicht,
Und rast von Qual und Schmerzen, hin war das Augenlicht.

Sein Angstgebrülle weckte mit Schreck das ganze Schloß,
Es stürzen Ritter, Knappen herbei und Dienertroß,
Dobrochna an der Spitze, ha, wie sie blaß erschrickt,
Da sie den Gatten rasend in solcher Noth erblickt.

Und immer wächst des Schmerzes unsäglich wilde Gluth;
Da faßt den Herrn der Wahnsinn, er tobt in grimmer Wuth —
Und er entreißt sich plötzlich dem drängenden Gewühl,
Ihn treibt die Furiengeißel an das verdiente Ziel.

Das war der grause Zinken, so hoch, so steil, so schroff,
Der vom unschuld'gen Blute des alten Knechtes troff;
Dobrochna sieht's erstarrend, ihr Blut gerinnt zu Eis,
Mit seinen Wunden schwebet vor ihr der arme Greis.

Mit Wehgeheule fliegt sie heran und streckt die Hand
Schon aus nach dem Gemahle; schon faßt sie sein Gewand —
Zu spät! — Er war versunken; der blut'ge Leichnam hängt
Am spitzen Felsenzacken, den er mit Purpur tränkt.

Das folternde Gewissen jagt sie dem Gatten nach,
Hinunter will sie stürzen den hohen Felsen jach;
Doch schnell ward sie ergriffen und in die Burg gebracht,
Wo jeder ihre Qualen zu lindern war bedacht.

Allein umsonst beschworen sie ihrer Seele Sturm,
Zu peinlich nagt an ihr verübter Sünde Wurm;
Eh' den geschwung'nen Dolch man aus ihren Händen rang,
Taucht' in die Brust sie tief ihn, daß er das Herz durchdrang.

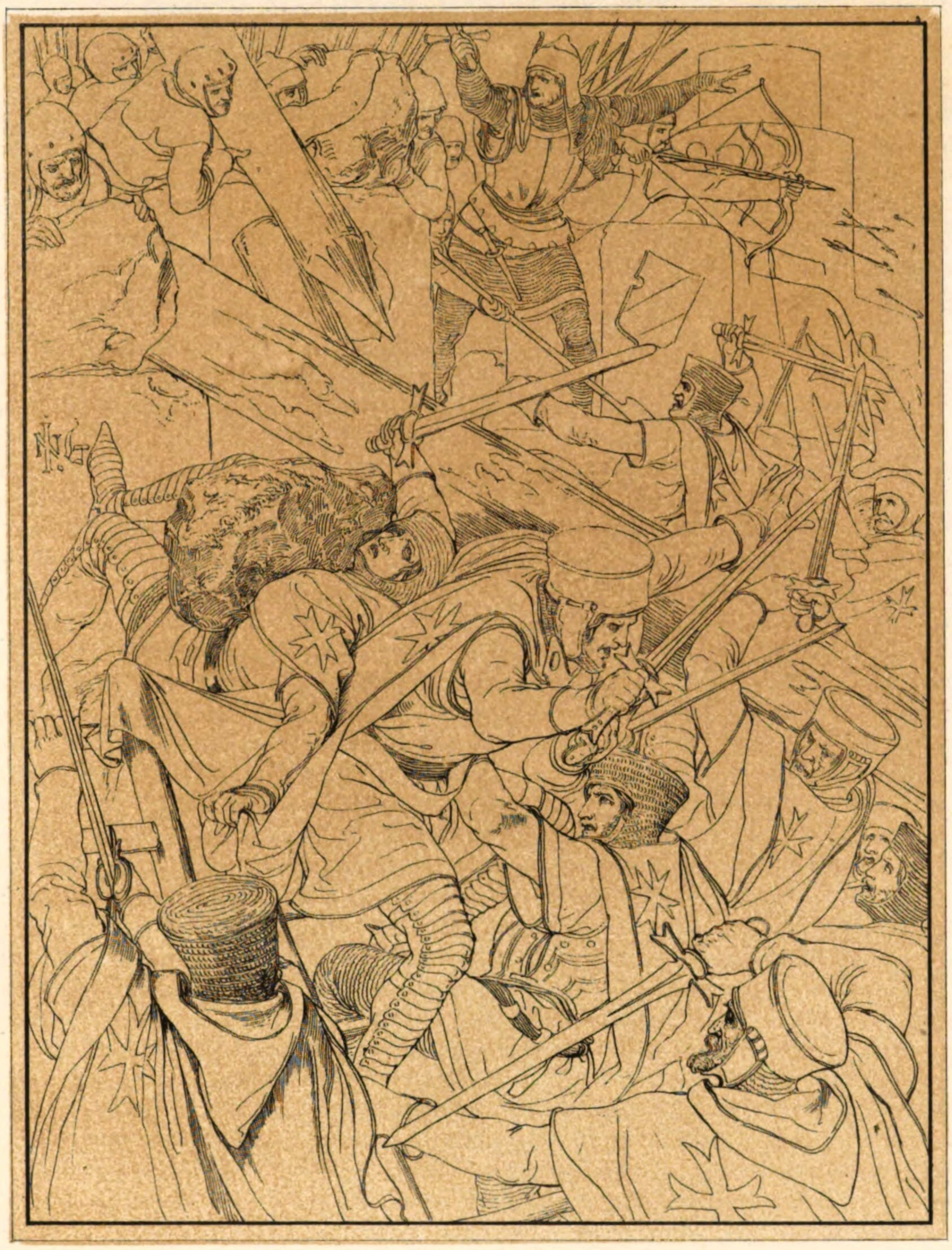
Die Gäste flohen eilig das fluchbelad'ne Haus —
Wo eben wilder Taumel, da herrscht jetzt Tod und Graus —
Und was dereinst verkündet in Todesnoth der Knecht,
Es kam: — Mit ihm erloschen war Stibor's alt' Geschlecht.

Köffinger.

Die Templer vor Eichhorn.

Eine alte, im Jahre 1747 aufgefundene und in mehren Geschichtsbüchern benützte Handschrift, deren Echtheit oder wenigstens Glaubwürdigkeit aber in neuerer Zeit mit guten Gründen stark angefochten wird, erzählt die Schicksale der Burg Eichhorn und berichtet auch von einer vergeblichen Bestürmung derselben durch die Templer, nachdem der in den Orden getretene Wratislaw von Bernstein demselben die Burg sammt andern Gütern testirt hatte. Da auch Geiger's Darstellung die erwähnte Relation zu Grunde liegt, so soll der bezügliche Abschnitt in ursprünglicher Fassung als Erläuterung dienen.

„Wrazen von Bernstein ist bei König Wenzel in großen Gnaden gestanden, nachmahlen aber in Ungnad gefallen, wodurch er seines Amts und Diensts entsetzet und auf Schloß Zwikow ins Gefängnuß geführet worden. Er hat aber Mittel gefunden, durch List und Hülf eines Weibsbild aus der Gefängniß herauß zu kommen und sich durch Bayern und das römische Reich nach Frangreich zu salviren, allwo er im Jahre 1252 in den Orden der Tempelherren eingetretten, und unter andern seine mährischen Herrschaften und Gütern, auch die Burg Eichhorn mit ihrem Gebieth diesem Orden zugebracht hat. Sobald nun sein Bruder Herr Burian von Bernstein die Nachricht aus Frankreich bekommen, hat er allsogleich die Burg und das Dorf Eichhorn in Besitz genommen und befohlen, keinen andern zum Herrn zu erkennen und den Orden der Tempelherren, da selbte etwan des Schloß Eichhorn sich bemächtigen wollten, mit aller Gewalt sich zu widersetzen. Da nun die Tempelherren von dieser Gewalttsamkeit Nachricht bekommen, hat sich der ganze Orden wieder besagten Herrn Burian beim böhmischen König Wenzl dem dritten beschwert, welche Klag der König an das mährische Landrecht remittiret. Wiewohlen nun das Landrecht das Schloß denen Tempelherren zurückzustellen erkennet hat, so ist doch Herr Burian fest auf seiner Meinung gestanden. Da nun der Orden gesehen, daß selbter das Schloß Eichhorn ohne Gewalt nicht bekommen würde; haben im folgenden Jahr Anno 1253 die Tempelherren Mannschaft von etlichen Tausend bewafnete zusammengezogen und das Schloß Eichhorn mit Kriegsmacht einzunehmen, bei sich beschlossen, worgegen Burian Herr von Bernstein nur allein von seinen zweyen Schlössern und Herrschaften Bernstein und Niemieschț in kurzer Zeit bis 6000 Mann in Waffen gebracht, 900 davon in das Schloß Eichhorn eingeleget, die andern aber um und um in denen nahenden Wäldern postidirt und alle Zugänge zu demselben mit dicken Bäumen, Gräben und Steinern verhindert. Da nun das gesammte Kriegsvolk derer Tempelherren unter Anführung des Pedrzich von Zymburg, so Großprior derer Tempelherren in Böhmen und Mähren gewesen, gegen Eichhorn zumarschiret, ist es zu einem blutigen Treffen gekommen, so etliche Stunden gedauert und länger gewähret hätte, wann nicht die finstere Nacht ins Mittel getreten wäre. Den andern Tag darauf ist zu Begrabung der Todten bederseits ein Stillstand auf drei Tage geschlossen, und inner denselben alldorten auf der Wahlstatt im dicken Wald über 1700 Todte in drei großen Schachten begraben worden, worunter nicht wenig von vornehmen Geschlechtern geblieben sind, unter denen Todtgeschlagenen Tempelherren vornehmlich ihr Großprior Petrzich von Zymburg und viele andere. Nach geendigten dreitägigen Stillstand ist es abermaligen zu den Treffen gekommen, da aber die Bernsteinischen den kürzern gezogen und mit grossen Verlust der ihrigen sich bis hart unter das Schloß Eichhorn remittiren müssen, alsdann ist erst von denen des Herrn Burian von Bernstein eine große Menge grosser Steinern und dicken runden Balken über die Felsen heruntergeworfen und auch mit scharfen Pfeilern dergestalten herunter geschossen worden, daß etliche hundert Mann von denen Soldaten derer Tempelherren und nicht weniger deren Tempelherren selbstens hierdurch auf der Stell getötet, viel aber verwundet und beschädiget worden.“



Der Templerorden bestürmt fruchtlos das Schloss Eichhorn.

1253.



Prinz Eugen und Marschall Villars umarmen sich
nach Abschluſs des Friedens von Rastatt. 1713.

Der Friedensschluß zu Rastatt 1713.

Im Herbste 1710 war während der ganzen Dauer des spanischen Successionskrieges der bedrängteste Moment für Ludwig XIV. gekommen, in welchem er alle seine Plane zusammenstürzen und sich der tiefsten Demüthigung preisgegeben sah.

Durch Eugen's und Marlborough's Siege am Niederrhein und die Fortschritte Prinz Karl's in Spanien aufs äußerste gebracht, war er genöthigt, auf alle Puncte einzugehen, welche er ein Jahr früher im Haag verworfen hatte. Frankreich war bereit, seine Heere aus Spanien, Flandern und Deutschland zurückzuziehen, seine sämmtlichen Nordfestungen an Holland auszuliefern, Straßburg, Luxemburg und Breisach an Deutschland herauszugeben und die seit dem westphälischen Frieden gebauten Festungen zu schleifen. In unerklärlichem Starrsinne gingen jedoch die Bevollmächtigten des Kaisers und seiner Verbündeten nicht auf die Anträge ein und Ludwig brach, als zuletzt die Forderung gestellt wurde, er solle im Falle der Weigerung Philipp des V. von Spanien zu dessen Vertreibung mit Waffengewalt mitwirken, die Verhandlungen ab.

Neuerdings hatten nun die Waffen zu entscheiden und nunmehr wendete sich das Glück wieder dem Könige von Frankreich zu, nachdem überdieß sein entschiedenster Gegner, Kaiser Joseph I., am 17. April 1711 aus dem Leben geschieden war. Während dessen Bruder Karl ebensowohl durch die Gegner gedrängt als wegen der deutschen Kaiserwahl Madrid und Spanien verließ, trat dem durch Marlborough's Sturz der englischen Mithilfe beraubten Prinzen Eugen, der erfahrene Marschall Villars entgegen und wußte durch geniale Kriegführung das drohende Vordringen des Reichsheeres gegen die französische Hauptstadt zu hemmen.

Die Mehrzahl der gegen Frankreich im Kriege stehenden Mächte war aber des Kampfes müde und so kam es endlich nach mühevollen Verhandlungen derselben mit Frankreich am 11. April 1713 zum Utrechter Frieden zwischen dieser Macht, Holland, Spanien, Portugal, Savoyen und Preußen, worauf der Kaiser allein im Kriege mit Frankreich blieb.

Es wurde nun der Kampf am Rheine fortgesetzt, und Spanien von den kaiserlichen Truppen geräumt, doch konnte Eugen durch die saumseligen Truppenzuzüge aus dem Reiche nichts unternehmen und mußte zusehen, wie sich die Franzosen am linken Ufer ausbreiteten, Landau und Freiburg eroberten und in der Pfalz Brandschatzungen erhoben. Aber beide Parteien waren entkräftet und endlich kamen sich auch ihre Wünsche zum Friedensschlusse entgegen, der auf den Wunsch des Königs von Villars auf einer Zusammenkunft mit Eugen zu Rastatt eröffnet wurde. Obwohl Gegner, waren beide Heerführer von der größten Hochachtung für einander erfüllt und wechselten zahlreiche Beweise dieser Gesinnung.

Dieß hinderte aber nicht, daß das Friedensgeschäft selbst sehr langsam fortschritt, denn wiewohl der Kaiser dem Prinzen Eugen die Vollmacht zur Unterhandlung ertheilte; so waren doch die Forderungen des jetzt im Vortheile befindlichen Frankreich so ungemessen, daß die Verhandlungen mehrmals dem Abbruche nahe waren. Ja als endlich der Friedenstractat zu Stande gekommen und nach Wien und Versailles zur Unterschrift geschickt worden war, stellte Ludwig XIV. neue Forderungen, so daß Eugen, über diese Unredlichkeit empört, Rastatt verließ und Villars, selbst gekränkt, da dieser Vorgang ihn in unwürdigem Lichte erscheinen ließ, persönlich nach Paris reiste, um den König durch die eindringlichsten Vorstellungen von seinen Forderungen abzubringen. Ludwig gab nun größtentheils nach; freudig eilte Villars nach Rastatt zurück, wohin auch Eugen auf seine Einladung wieder kam, und beide brachten nun den Friedensvertrag zu Stande, nach dessen glücklicher Beendigung in der Nacht vom 6. auf den 7. März 1714 beide Feldherren einander freudeerfüllt in die Arme fielen.

Ankunft der Erzherzogin Leopoldine in Brasilien 1817.

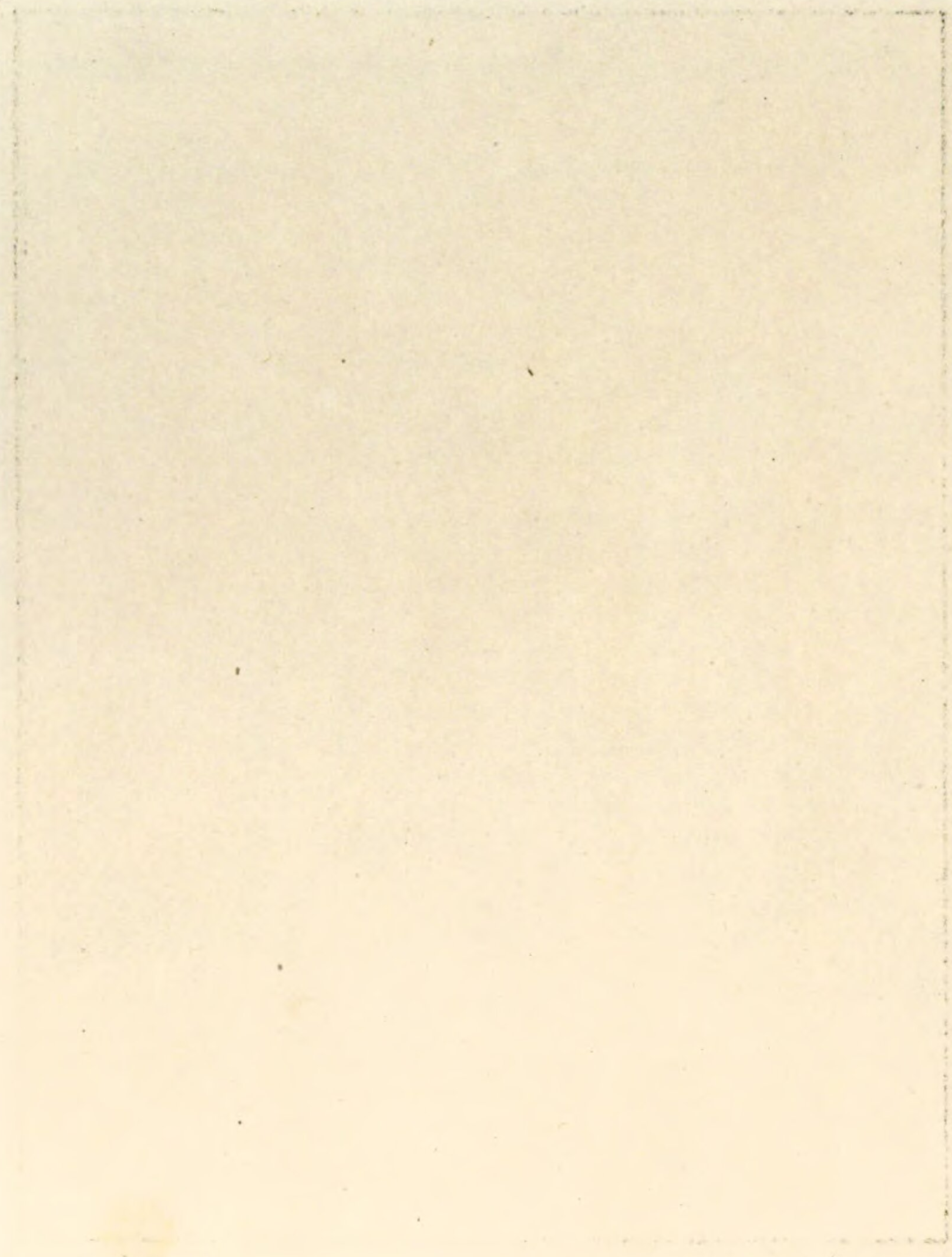
Die Erzherzogin Leopoldine Karoline war die zweite Tochter des Kaisers Franz und seiner zweiten Gemahlin, Maria Theresia, wurde am 8. Juni 1794 zu Schönbrunn geboren, und erhielt, wie alle Sproßen des Kaiserhauses, eine ausgezeichnete Erziehung. Im August des Jahres 1816 fand die Bewerbung um die Hand der Prinzessin für den zweiten Sohn des Königs Leopold von Portugal und Brasilien, Dom Petro de Alkantara, Statt, und am 13. Mai des folgenden Jahres erfolgte in der Augustiner-Hofkirche in Wien die feierliche Vermählung durch Procuration, wobei der Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, die Stelle des Bräutigams vertrat. Glänzende Feste folgten der Vermählungsfeier, worunter sich besonders jenes durch höchste Pracht und Glanz auszeichnete, welches der brasilische Botschafter, Marquis von Marialva, den 1. Juni Abends im Augarten in einem eigens zu diesem Zwecke errichteten Gebäude gab und wobei der ganze Garten auf das prachtvollste erleuchtet war.

Den 3. Juni erfolgte die Abreise der Prinzessin nach Livorno, wo am 12. August ihre feierliche Uebergabe durch den Fürsten Metternich an die königlichen Commissäre stattfand und schon am nächsten Tage stach die Escadre in die See. Die Ueberfahrt währte 82 Tage und am 6. November erfolgte die Ausschiffung der Erzherzogin in Rio-Janeiro, bei welcher sie von ihrem Gemahle, der ganzen königlichen Familie und einem glänzenden Hofstaate empfangen wurde. Das Schauspiel war um so eigenthümlicher, als sich zum Feste neben den portugiesischen Großen auch die Häuptlinge der brasilischen Indianerstämme eingefunden hatten, und somit in bunter Mischung neben den goldgestickten Sammtkleidern der Hofleute der Feder- und Thierfellschmuck der Eingebornen prangte. Einen Tag später erfolgte in der Domkirche die erneute Trauung und Leopoldine wirkte in dem neuen Vaterlande an der Seite ihres Gemahls, des Regenten und seit 1821 Kaisers Pedro I. als wohlthätige Gebieterin und zärtliche Gattin. Sie schenkte demselben vier Kinder, Maria da Gloria, die spätere Königin von Portugal, Januaria, Franziska und Dom Pedro II. Leider aber war ihr kein langes Leben beschieden, eine tückische Krankheit nagte an ihrem Lebenskeime und sie starb an einem durch frühzeitige Niederkunft eingetretenen Gallenfieber am 11. December 1826, im 29. Lebensjahre.

Zur Erinnerung an die Kaiserin wurde im Jahre 1829 zu Wien die Leopoldinenstiftung ins Leben gerufen, ein Verein, welcher sich die Beförderung katholischer Missionen in Amerika zum Ziele gesetzt hat, und der, mit nicht unbeträchtlichen Geldmitteln ausgerüstet, unter der Leitung des Erzbischofes von Wien noch besteht.



Empfang der Erzherzogin Leopoldine bei ihrer Ankunft
in Brasilien 1817.





Kaiserin Karoline Auguste besucht die Nothleidenden in Kronstadt. 1817.

Die Kaiserin Karoline Auguste in Kronstadt 1817.

Beflissen, in seiner Sammlung vaterländischer Skizzen auch das Bild einer allen Oesterreichern theuren Frau zu bewahren, hat der Künstler aus dem Leben der Kaiserin Karoline Auguste, unter dem herzlichen Namen Kaiserin Mutter jedem Kinde bekannt und ehrwürdig, den Moment gewählt, wie sie zu Kronstadt im Jahre 1817 in die Mitte der Kranken und Nothleidenden tritt.

Durch die Mißernte dieses Jahres und die hohen Preise der Lebensmittel war auch in Siebenbürgen die Noth der Armen in unerhörter Weise gestiegen. Scharen halb nackter Hungernder durchzogen die Straßen der Städte und die aufopfernden Bemühungen des Adels und Bürgerstandes konnten dem Elende nur zum Theile abhelfen. So war es auch in Kronstadt; und da Kaiser Franz I. mit seiner Gemahlin Karoline Auguste eben das Land bereiste, so beschloß der Magistrat, die Armen während der Anwesenheit des Kaiserpaares in Kronstadt in einem vor der Stadt gelegenen Hause unterzubringen, und mit dem Nothwendigsten zu versorgen, um den Majestäten den Anblick so vieler Nothleidenden fern zu halten.

Die Kaiserin erhielt aber hiervon Nachricht, begab sich sogleich nach dem Hause, und wurde beim Anblicke so vielen Elendes aufs tiefste erschüttert. Ungesäumt wurde Hilfe gebracht, die Kranken von den Gesunden geschieden und mit Arzneien und ärztlicher Pflege versehen, für die Uebrigen Kleidung und ausreichende Nahrung herbeigeschafft und die Wohlthäterin schied von ihren Schützlingen unter allgemeinen Segnungen, wie sie nur dem Munde des aus tiefster Noth Entrissenen entströmen können. Von dem erhabenen Vorbilde angefeuert, traten auch die Adelsfrauen und die Bürgerinen Kronstadt's zu wohlthätigem Gemeinwirken zusammen und so ward der Noth der Hilflosen durch der Kaiserin leuchtendes Vorbild gründlich abgeholfen.

Es ist dieß aber eben ein Beispiel aus der ununterbrochenen Kette von Edelthaten, welche das Wirken dieser ehrwürdigen Frau verherrlichen. Noch jetzt ein Schutzengel aller Bedrängten, eine Patronin aller mildthätigen Anstalten, hat ihre unausgesetzte Thätigkeit zum Wohle der hilfsbedürftigen Jugend und Armuth schon viele der besten Federn zur begeisterten Schilderung angeregt, wie der gemüthliche Dichter Johann Gabriel Seidl ihr Wirken für die Kinderbewahr-Anstalten, deren oberste Schutzfrau sie ist, mit den Worten preist:

„Nicht wer dem armen bettelnden Kind
Ein Geldstück wirft in die Hand,
Nicht wer ihm ein Tuch gibt wider den Wind,
Und wider den Frost ein Gewand,
Nicht wer es nur labt mit Speis' und Trank,
Hat Alles und Jedes gethan,
Almosen sind's und verdienen Dank,
Und Engel rechnen sie an;

Wer aber den Geist ihm erhebt zu Gott,
Zum Kampf für Tugend es weiht,
Das reine Gemüth ihm bewahrt vor Spott,
Den Anker der Hoffnung ihm leiht,
Wer bildend die Händ' ihm machet zur Kunst,
Zur Arbeit, zum Fleiße gelenk —
Der hat erworben des Himmels Gunst,
Der gab ihm das beste Geschenk."

Die Tiroler Huldigung 1816.

Nichts konnte dem Jubel des treuen Alpenvolkes gleichen, als im Juni 1814 die Nachricht erscholl, daß Tirol und Vorarlberg, ungeachtet der heldenmüthigen Anstrengung der Einwohner seit neun Jahren vom Erzhause Oesterreich abgetrennt, durch den Pariser Frieden wieder mit diesem vereint worden seien. Schon auf die Nachricht, daß der Kaiser dem Bunde Preußen's und Rußland's gegen Frankreich beigetreten sei, hatte in dem Lande große Aufregung hervorgerufen, die bayrischen Wappen wurden abgerissen, und es bedurfte der Abmahnung durch österreichische Kommissäre und die Bischöfe, eine Erhebung des Volks gegen die bayrischen Truppen, als einer nach der Leipziger Schlacht gleichfalls verbündeten Macht, zu hindern.

Und selbst diese genügten nicht; durchziehende österreichische Truppenabtheilungen wurden mit stürmischem Jubel empfangen, am 10. December überfiel eine Bauernschar Innsbruck und verscheuchte das bayrische Militär, und nur mit großer Mühe gelang es, die aufs höchste erregte Bewohnerschaft von weiteren Schritten abzuhalten.

Dafür wurde den Ergebnissen der Verhandlungen, welche nach dem Einzuge der Alliirten in Paris angeknüpft waren, mit fieberhafter Ungeduld entgegengesehen, und als endlich die Nachricht der ersehnten Wiedervereinigung eintraf, kannte der Jubel der Tiroler keine Gränzen. Schon bei der Durchreise der Kaiserin Maria Louise durch Tirol, wobei sie am 12. Mai in Innsbruck eintraf, machten die Landesbewohner ihrer Liebe zu Kaiser Franz so recht nach Herzenslust Luft.

Am 16. August 1814 vernahm eine Deputation der Tiroler, welche dem Kaiser in Persenbeug die vorläufige Huldigung des Landes darbrachte, die trostvollen Worte aus seinem Munde: „Tiroler, sagt bei eurer Rückkehr eueren Landsleuten, daß ihr in mir den Vater wiedergefunden habt, welcher sein treues Tirolervolk mit seiner alten Liebe umfaßt.“

Am 30. Mai 1816 ging endlich diese langersehnte Feier vor sich. Der Kaiser war drei Tage früher in Innsbruck eingezogen und aus dem ganzen Lande strömten Scharen von Leuten herbei, so daß ein großer Theil in der Stadt keine Herberge finden konnte.

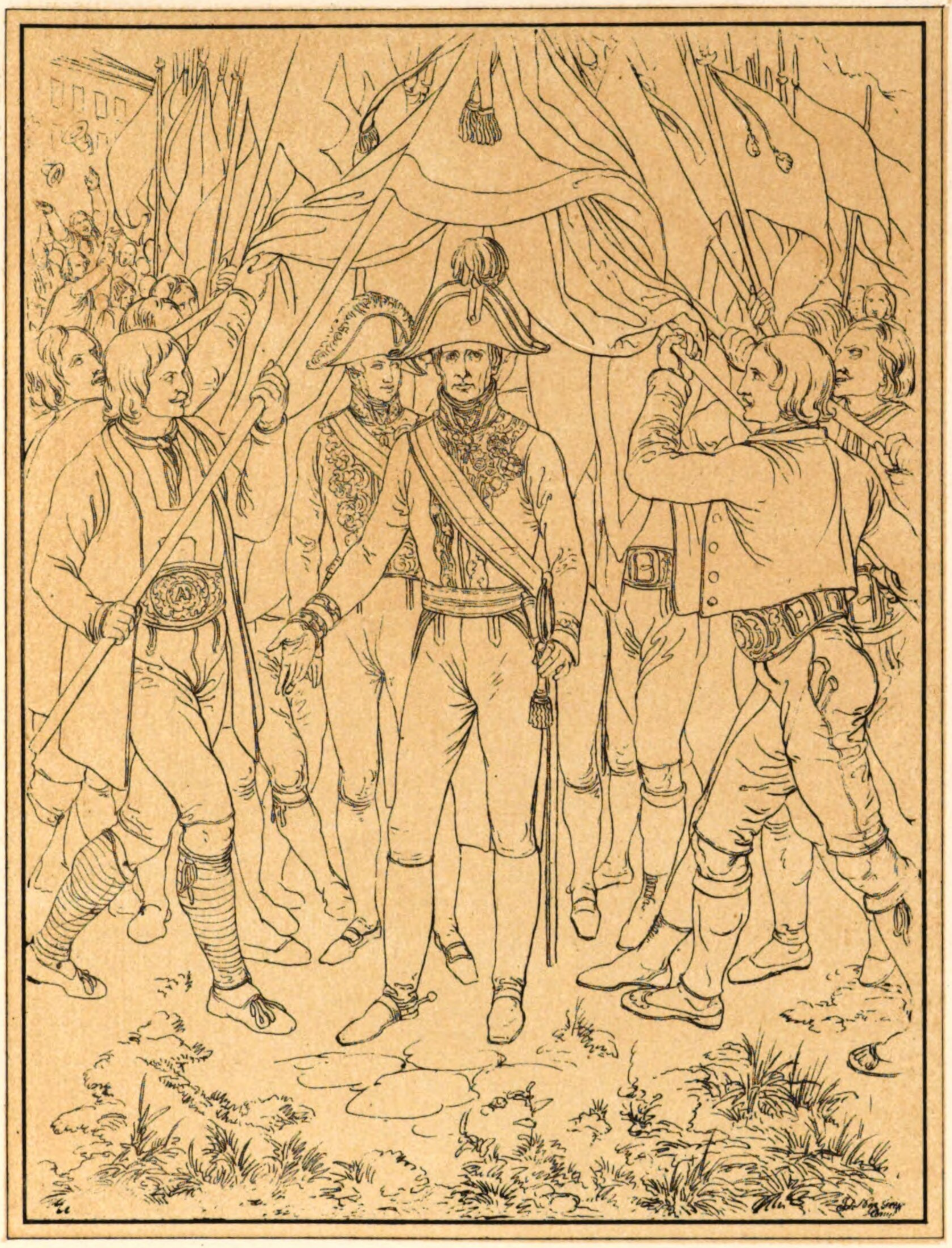
Große Festlichkeiten begannen, und als der Kaiser nach aufgehobener Hoftafel auf dem Rennplatze vor der Burg erschien, um die Landesschützen zu besichtigen, defilirten diese nach ihren Abtheilungen unter den herzerhebensten Freudenlauten, die Träger der Fahnen aber umringten den Kaiser und bildeten mit ihren Bannern ein Dach über dem Landesvater.

Zahlreiche Auszeichnungen an die Männer, welche sich besondere Verdienste erworben hatten, erhöhten noch die frohe Stimmung um so mehr, als der Kaiser mit eigener Hand die Medaillen an die Brust mehrer Tapferen heftete, und an dem nationalen Feste eines am 5. Juni beginnenden Scheibenschießens, mit werthvollen Preisen ausgestattet, nahmen 3678 Schützen Theil, darunter achtzigjährige Greise wie dreizehnjährige Knaben.

Und so wurden mit dem erhebenden Feste die Bande neu gefestigt, welche Tirol durch 436 Jahre schon, in guter und böser Zeit unerschütterlich getreu, an die Dynastie Habsburg geknüpft hatten — Bande, die sich auch in den jüngsten gefahrvollen Tagen nicht gelockert zeigten.

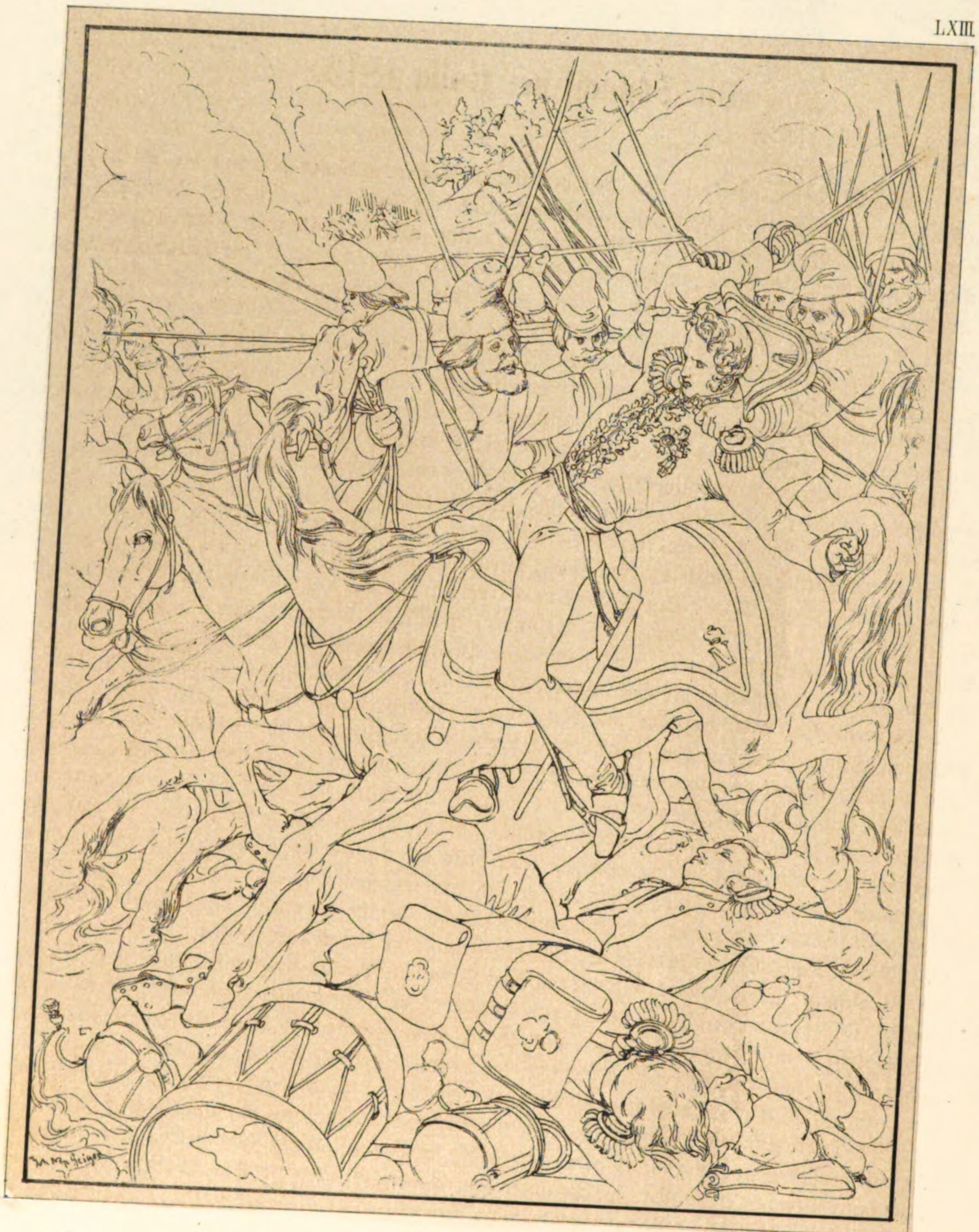
„Du mußt nur auf die Herzen schauen;
Wären wir an Gold so reich
Wie an Lieb' zu Dir, o Oesterreich,
Wir würden Dir ein Marmor-Denkmal bauen!“

So lautete die Inschrift an dem Freudenbaume, den die Gemeinde Wiltau zur Ankunft des Kaisers pflanzte. Und es bedarf wahrlich keiner Monumente, wo des Volkes unerschütterliche Treue sich zu allen Zeiten so herrliche errichtet hat.



Kaiser Franz empfängt die Huldigung der Tiroler 1816.

LXIII



Gefangennehmung des Generals Vandamme durch Kosaken
nach der Schlacht bei Kulm. 1813.

Die Schlacht bei Kulm 1813.

Am 10. August 1813 war der von den vereinigten Russen und Preußen mit Frankreich abgeschlossene Waffenstillstand zu Ende gegangen und auch die Verhandlungen zum Abschlusse eines Friedens, bei welchen Oesterreich fruchtlos den Vermittler abgab, waren an Napoleon's Hartnäckigkeit gescheitert. Es folgte nunmehr der Zutritt Oesterreichs zur Allianz, die Kriegserklärung an Frankreich und die verbündeten Heere brachen unter Fürst Schwarzenberg's Oberbefehl gegen Leipzig auf. Die erste Kriegsthat des österreichischen Heeres, der Sturm auf Dresden, fiel jedoch unglücklich aus. Eine durch die abweichenden Befehle der russischen Hilfsarmee verursachte Zögerung gab Napoleon Zeit, in Dresden bedeutende Streitmassen anzusammeln, und als Schwarzenberg am 26. August zum Sturme auf die Verschanzungen Dresdens schritt, wurden seine Truppen zurückgedrängt und zum eiligen Rückzuge nach den böhmischen Gränzgebirgen gezwungen.

Schon wollte der französische Kaiser in diesem Siege eine Wiederkehr seines Glückssternes erblicken und seine Lobhudler posaunten mit gewohnter Unverschämtheit die Unbesiegbarkeit der fränkischen Adler; aber der Triumph wurde alsbald durch die Nachricht dreier Niederlagen gedämpft, welche Napoleon's Marschälle durch die Feldherren Preußen's und Rußland's erlitten. Die eine derselben wurde dem Marschalle Macdonald an der Katzbach am 26. August beigebracht, wo der greise General Blücher sich den Namen des General Vorwärts errang. Am 23. August ging die Schlacht bei Großbeeren vor sich, von den Preußen gegen Marschall Oudinot gewonnen und am 29. und 30. August die Schlacht bei Kulm, deren Katastrophe unser Bild darstellt.

General Vandamme war auf Napoleon's Befehl nach Ueberschreitung der Elbe in das böhmische Gebirge eingedrungen, um die nach Böhmen zurückgehende österreichische Hauptarmee von ihrer Verbindung mit den übrigen Heeren der Verbündeten abzuschneiden. Da hierdurch sogar Kaiser Franz in seinem Hauptquartiere zu Teplitz gefährdet wurde, so galt es, das Vordringen der Franzosen um jeden Preis zu verhindern. Schon am 26. August wurde Prinz Eugen von Würtemberg mit den Franzosen handgemein und hielt mit seinem Corps den ganzen Tag den nachdringenden Vandamme auf; dann zog er sich am nächsten Tag auf das Corps des russischen Generals Ostermann zurück, der nun, gleichfalls die Gefahr erkennend, zur willigen Aufopferung der russischen Kaiser-Garde bereit war, um den Feind von Teplitz abzuhalten. Zwei Tage, der 28. und 29. August, vergingen in ununterbrochenen Kämpfen, bereits waren Tausende von der Garde gefallen, Ostermann selbst hatte durch eine Kanonenkugel seinen linken Arm verloren; da erschienen endlich größere russische Verstärkungen und thaten dem Vordringen Vandamme's Einhalt. Am nächsten Tage fand der französische General die Truppen der Gegner so vermehrt, daß er, nun zu spät, auf den Rückzug bedacht sein mußte und eben traf er zu diesem durch neue gewaltige Stöße der Infanterie-Colonnen Anstalt; als auch im Rücken der Franzosen Kanonendonner erscholl, diese aber mit großer Bestürzung in den neu auftretenden Streitern statt der zuerst vermutheten französischen Hilfsschaar Preußen erkannten, welche unter dem General-Lieutenant Kleist sogleich in den Gang der Schlacht eingriffen und sie zur Entscheidung brachten.

Die Lage Vandamme's war verzweifelt geworden, aber mit der Geistesgegenwart eines an Gefahren gewöhnten Mannes faßte er den Entschluß, seine Artillerie, welche bis zum letzten Augenblicke das heftigste Feuer gegen die Verbündeten richten sollte, aufzuopfern und sich mit Infanterie und Reiterei durch die Preußen zu schlagen. Diese Rettung gelang aber nur einem kleinen Theile der Franzosen, denn die nachdrängenden Sieger und die Preußen, welche wohl dem ungestümen Anpralle

der französischen Panzerreiter wichen, aber die Fliehenden von zwei Seiten wirksam beschossen, richteten große Verheerungen an. General Vandamme suchte bis zum letzten Augenblicke die Ordnung zu erhalten, wurde aber, als die Kosaken Ostermann's in Windesschnelle hinter den Franzosen anbrausten, in die Flucht mitgerissen und auf dieser von den Feinden erreicht. Ein Kosak, den General an der Uniform erkennend, riß denselben vom Pferde und Vandamme mußte sich gefangen geben. Nebst ihm geriethen noch drei Generale und 10.000 Streiter in die Gewalt der Sieger, 5000 Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, während der Verlust der Verbündeten sich in den vier Schlachtagen auf 8000 Todte und Verwundete belief. Die wichtigste Folge dieser Siege war aber das neu gehobene Vertrauen der Armeen und ihr enges gemeinsames Zusammenwirken gegen den Feind, das endlich in den Octobertagen gleichen Jahres bei Leipzig glorreichen Abschluß fand und den langjährigen verhaßten Dränger — will's die Vorsehung, wohl für immer — von Deutschland's Boden verscheuchte.

LXIV



Johann Kapistran entsetzt die von den Türken bedrängte Festung Belgrad. 1456.

Johann Capistran vor Belgrad 1456.

Kugeln sausen,
Flammen brausen
Um die Stadt in wildem Sturm;
Allah! schallt es,
Grausend hallt es
Dumpf zurück von Wall und Thurm;
Wüthend stürmt das Heer der Türken,
Das Unmögliche zu wirken; —
Denn der Großherr hat geschworen:
Belgrad ist zum Sturz erkohren.

Und schon weichen
Ueber Leichen
Die Vertheid'ger von dem Wall,
Unaufhaltsam
Dringt gewaltsam
Vor der Feinde dichter Schwall;
Kniend fleh'n die bangen Bürger:
Ew'ger, rett' uns vor dem Würger!
Sende, Gott, im Sturmeswetter
Uns vom Himmel den Erretter.

Und der Söhne
Andachtsthräne
Stieg auf Wolken himmelan,
Auserwählet
Und gestählet
Durch den Herrn stürzt Capistran
Mit dem Kreuz in seiner Linken
Auf den Platz, läßt hoch es blinken,
Schwingt ein Schwert in seiner Rechten
Kühn dem Heer voranzufechten.

Weh! da siehet
Er, schon fliehet
Durch die Stadt das Heer hinab;
Von der Wälle
Höchster Stelle
Weht der Roßschweif schon herab. —
Capistran stürzt durch die Flammen,
Ruft die Flüchtigen zusammen,
Ruft begeisternd sie zur Wehre
Für das Kreuz und Gottes Ehre.

Rufet: Brüder!
Kehret wieder,
Seht das Kreuz führt euch zur Schlacht,
Und in Wettern
Wird zerschmettern
Unser Gott die Feindesmacht! —
So führt er zum Wall sie wieder;
Stürzt den stolzen Roßschweif nieder,
Knirschend muß der Türke weichen
Vor des Kreuzes mächt'gem Zeichen.

Und es höret
Hoch empöret
Muhamed dieß Wunder an;
Rache brütend
Führt er wüthend
Selbst sein Heer zur Sturmesbahn.
Wie des Meer's empörte Wogen
Kommt der Sultan angezogen,
Mit Gewalt die Stadt zu zwingen,
Und den Lorbeer zu erringen.

Horch, da stürmen
Von den Thürmen
Alle Glocken, laut und hell;
Muthig drängen
Aus dem engen
Festungsthor, wie Well auf Well
Sich die Christen, gottbegeistert,
Alle Furcht ist nun bemeistert,
Capistran führt sie zum Streite;
Staunend sieht's der stolze Heide.

Rache glühend,
Flammen sprühend
Sprengt das türk'sche Heer sie an;
Tod verachtend,
Feinde schlachtend
Führt die Christen Capistran;
Das Unglaubliche geschiehet,
Und des Sultans Heer entfliehet;
Gott ist mit der Schaar der Christen,
Sie mit Schrecken auszurüsten.

Hymnen singend,
Fahnen schwingend
Kehrt das Heer zur Stadt zurück;
Himmlisch glänzet,
Siegbekränzet,
Capistranus' frommer Blick.
Alle Glockentöne schweigen,
Andachtsvoll und dankend beugen
Sich die Christen vor dem Gotte,
Der zerschlug die Heidenrotte.

Dr. Franz Weidmann.



Zusammenkunft Kaiser Maximilian des I.
mit den Königen von Ungarn und Polen.
1515.

Zusammenkunft Kaiser Maximilian des I. mit den Königen von Ungern und Polen 1515.

Kaiser Maximilian I. war seit langer Zeit bedacht gewesen, zwischen den Kindern seines Sohnes Philipp und jenen des Königes Wladislaw von Ungern ein Ehebündniß zu stiften und so seinem Hause das Anrecht auf das Königreich Ungern, das schon sein Vorfahr Kaiser Albrecht II. erworben, neu zu festigen. Des Kaisers Vertrauter, der Geschichtsschreiber Johann Spießhammer (Cuspinian) war mit der Unterhandlung betraut, fand den Ungerkönig geneigt und brachte die Angelegenheit am 10. Mai 1515 zum Abschlusse. Nun unternahm Wladislaw mit seinen Kindern und seinem Bruder Sigmund, König von Polen, die Reise nach Wien. Maximilian kam ihnen entgegen und beim Schlosse Trautmannsdorf auf freiem Felde erfolgte am 16. die Zusammenkunft. Die Könige trafen zuerst ein. Der sechzigjährige Wladislaw saß in einer Sänfte, die Prinzessin Anna in einem prächtigen, von sechs Schimmeln bespannten Staatswagen. Der Polenkönig, ein stattlicher, lebensfroher Herr und sein junger Neffe Ludwig tummelten rasche Pferde, deren Geschirr von Gold und Edelsteinen strotzte. Die Großen ihrer Reiche, Ungern, Böhmen und Polen in den nationalen Prunkgewändern umgaben sie. Kaum hatte sich die unzählbare Menge unter lauter Musik entschart, da erhob sich auch von dem schattigen Waldhügel des Hards herab helles Trompetengeschmetter und strahlender Glanz von mehr als fünftausend Rüstungen verkündete die Ankunft des Kaisers.

Die Ungern, über das große bewaffnete Gefolge Maximilian's besorgt, wollten zum Rückzuge rathen, aber König Sigmund setzte sich mannhaft dagegen, betheuernd, daß eher die Sonne vom Himmel fallen als Maximilian unedel verfahren könne. So empfingen die Fürsten den Kaiser, welcher, schon den Sechzigen nahe, in einer mit Gold und Purpur geschmückten Sänfte getragen wurde. Die Gesandten von Spanien und England, die Herzoge von Baiern, Würtemberg, Mecklenburg und viele Fürsten des deutschen Reiches verherrlichten seine Gegenwart, während ein Heer Adeliger im glänzendsten Waffenschmucke das Gefolge bildete. Bei den Fürsten angelangt, reichte der Kaiser den beiden Königen und den Kindern die Hand und rief in lateinischer Sprache freudig aus: „Dieß ist ein Tag, den der Herr gesendet, lasset uns freudig und fröhlich sein!"

Wladislaw konnte vor Rührung nicht zu Worten kommen, Sigmund erwiderte den Gruß mit männlicher Herzlichkeit, der Prinz Ludwig, welcher den Kaiser in lateinischer Rede begrüßte und seinen zweiten Vater nannte, und die Prinzessin Anna schmiegten sich kindlich an Maximilian, und drei mächtige Völker, die Deutschen, Slaven und Magyaren ließen zum erstenmale ihren vereinten Jubel erschallen!

Weit über eine Stunde währte die Unterredung, bei welcher der Kardinal von Gurk des Kaisers Wunsch eröffnete, daß die Könige zur Abschließung der wichtigen Eheverlöbnisse mit ihrem ganzen Gefolge nach Wien einziehen möchten, wo bereits alle Voranstalten zu ihrem Empfange getroffen wären. Auf die gerne ertheilte Zustimmung erfolgte am nächsten Tage der Einzug. Aus der Stadt zogen dem Kaiser und den Königen 1500 Bürger und Bürgerssöhne entgegen, alle in Scharlach gekleidet, vor ihnen her ritten sechs mit ritterlicher Würde geschmückte Rathsherren in silbernen Harnischen, um die Fürsten im Namen der Stadt mit Gruß und Geschenken zu bewillkommnen. Nach diesen kamen 500 deutsche Lanzenknechte mit langen Spießen und Handröhren, alle schön und gleich gekleidet. Bis an die steinerne Brücke vor dem Stubenthore gingen sämmtliche

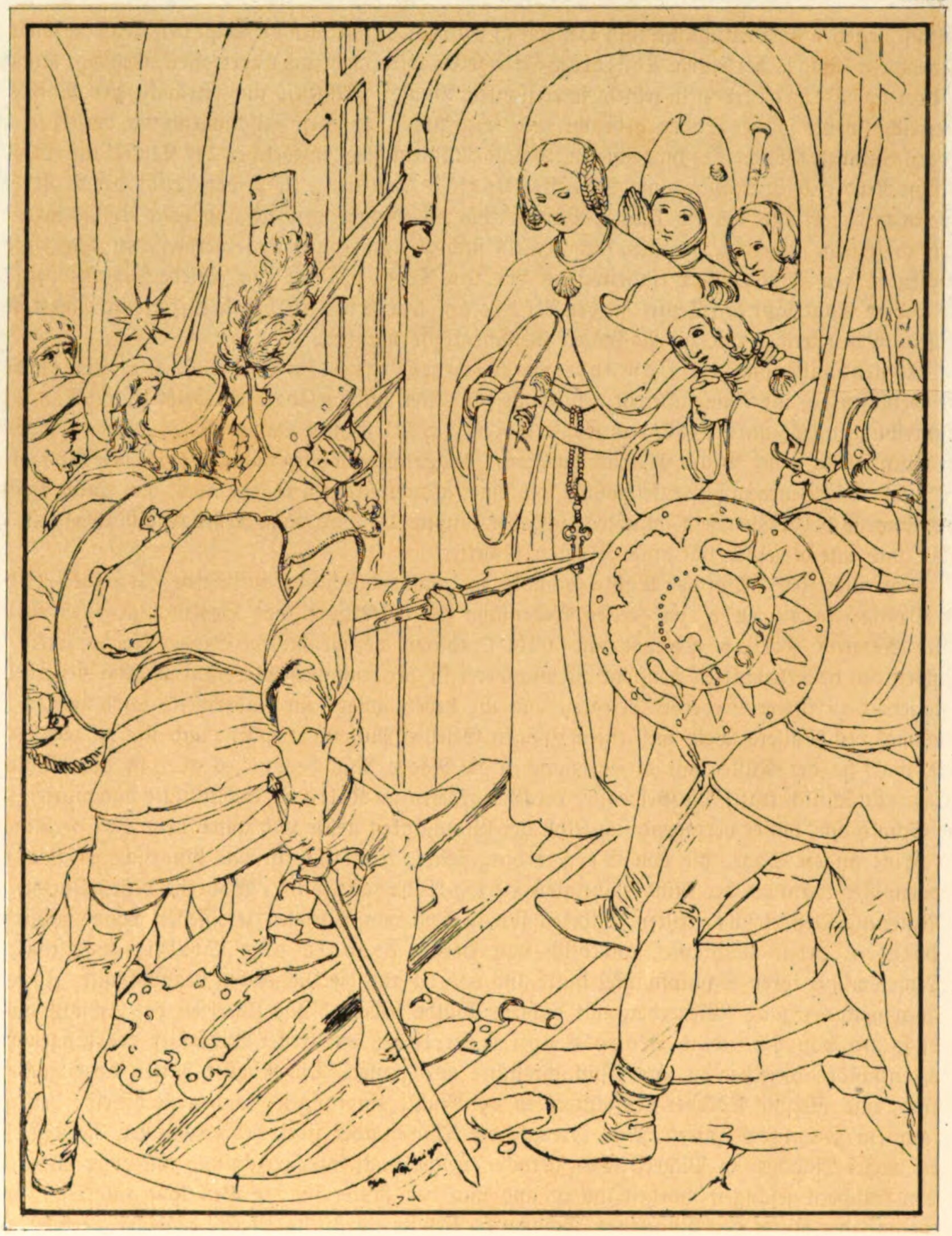
Ordensgeistliche entgegen, die alle Heiligthümer ihrer Kirchen trugen. Diesen folgten die Schulknaben, deren jeder ein Fähnlein mit dem ungrischen, polnischen und österreichischen Wappen bemalt in Händen hatte. Hierauf kam die übrige Clerisei, dann die Studenten, Professoren und Doctoren der Universität, endlich die Handwerkszünfte mit ihren Fahnen, sechzig an der Zahl.

So bewillkommt zogen die hohen Gäste in Wien ein, Maximilian und Wladislaw in ihren Sänften, der Polenkönig und sein Neffe zu Pferde, die Prinzessin Anna mit ihren Frauen in prächtigen Wagen, unter den Klängen von zweihundert Trompeten und Heerpauken und von einer unzählbaren Menge Edler aller Lande begleitet. Beim Riesenthore des St. Stephansdomes ertheilte der Bischof von Wien den Segen, worauf Wladislaw mit seinen Kindern in der Burg, Sigmund aber in dem von Mathias Corvin erbauten Hasenhause in der Kärntnerstraße die Wohnung nahm.

Zahlreiche Festlichkeiten folgten in der Kaiserstadt und am 22. Juli hatte die Doppelvermählung in der Stephanskirche Statt, wobei Maximilian die Stelle seines Enkels vertrat (es war noch unbestimmt, welcher derselben die Hand der Prinzessin Anna erhalten solle, 1521 wurde sie dem jüngeren Enkel, dem Könige, nachmals Kaiser Ferdinand, angetraut). Der Kaiser setzte ihr als Gemahlin eines Königs eine Krone aufs Haupt und hierauf folgte die wirkliche Vermählung des Prinzen Ludwig mit der Erzherzogin Anna.

Fest auf Fest folgte nun, bis die Fürsten am 29. Juli aus Wien schieden und endlich in unzertrennlichem Freundschaftsbunde am 3. August zu Neustadt von einander gingen. Die Prinzessin Anna verblieb in Wien und erhielt daselbst ihre fernere Erziehung, und diese Doppelheirat fügte später, nach König Ludwig des II. unglücklichem Ende in der Schlacht bei Mohacs am 29. August 1526, die Kronen der heil. Stephan und Wenzel zu den Diademen der Habsburger in unwandelbarer Einigung.

An der Stelle bei Trautmannsdorf aber, wo der erste Grundstein zur Verbindung Oesterreich's mit Ungern und Böhmen gelegt worden war, ließ Kaiser Maximilian zum Andenken an diese Zusammenkunft dreier Könige drei Rusten pflanzen. Dieselben, drei prachtvolle alte Bäume, stehen noch (unweit der Eisenbahn) und werden von den Bewohnern der Umgebung die Königsrusten genannt.



Leopold von Eckartsau wird in der Teufelsmühle
durch Räuberinen in Pilgerkleidern getäuscht.

Die Pilgerinen der Teufelsmühle.

Vielfach bestehen in Deutschland und Oesterreich Mühlen, in welchen die Sage den Teufel erscheinen und rumoren läßt, ja der Name Teufelsmühle selbst wird mehrfach angetroffen. Erst vor Kurzem hat Professor Vernaleken in seinem interessanten Buche: „Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich" mehre solcher Sagen gebracht und scharfsinnig auf den Zusammenhang derselben mit der vorchristlichen Götterlehre hingewiesen. Solche Mühlensagen, in welchen der Teufel auftritt, sind jene von Radhost in Mähren und Spachendorf in Schlesien, in beiden treibt der Teufel sein Unwesen in der Mühle, bis ein kühner Bursche ihm die Geige vorspielt und seine Lust erregt, die Kunst zu lernen. Aber die Krallen des Teufels sind zu lang dazu und werden von dem listigen Burschen in den Schraubstock eingezwängt, bis dem Teufel die Lust zum Wiederkommen vergeht. Eine andere Sage läßt den Teufel in der Mühle an der Erlaph bei Wogern in Niederösterreich sein Wesen treiben und zur Nachtszeit Menschenköpfe mahlen.

Es steht daher die Teufelsmühle am Wienerberge beim Dorfe Siebenhirten nicht ohne Genossen da, ihr Name aber ist urkundlich als alter nachweisbar. Es heißt nämlich in einer Aufschreibung vom Jahre 1477, daß Kaiser Friedrich III. seinem Sohne Max, als er von Wien nach Burgund zu seiner Braut Maria aufbrach **„das gelait von wien aus untz (bis) bey des teufels miell"** gab. Die Benennung Teufelsmühle soll, einer glaubwürdigen Quelle nach, von einem Besitzer dieses Namens herzuleiten sein, nachträglich aber knüpfte die Volkssage mehre Erzählungen an die Mühle, und eine derselben hat unser Künstler illustrirt.

Vor alter Zeit soll in der Mühle (damals, wie nachträglich in Kaufbriefen: Engelsmühle oder Dreiengelsmühle, im grellen Gegensatze zur volksthümlichen Benennung, geheißen) ein Müller Namens Kilian gehaust und viele Unthaten verübt haben. Jeden Abend lockte der Lichtstreif des hellerleuchteten Fensters die Wanderer in der einsamen Waldgegend nach der Mühle, die sie jedoch zu ihrem Verderben betraten und ihr Leben unter dem Räderwerke aushauchten. Ja als einmal des Müllers Weib mit einem jungen Gesellen Mitleid verspürte und ihn zu retten versuchte, warf sie der Müller mit diesem zwischen die Räder. Nun begann es aber in der Mühle zu spucken, allnächtlich traten die Gespenster der Gemordeten an Kilian's Schlafstätte und warfen ihm seine Schuld vor, bis er verzagend sich selbst der Gerechtigkeit stellte und unter dem Beil verblutete.

Eine andere Sage, die von Geiger dargestellte, lehnt sich an das historische Factum des Bruderzwistes während der Minderjährigkeit Herzog Albrecht des V. Während dessen Oheime um die Regierung Oesterreich's stritten, bildeten sich in dem von Parteien zerrissenen Lande zahlreiche Raubbanden, deren mächtigste, angeblich von Herzog Leopold dem Stolzen unterstützt, in der Teufelsmühle ihren Schlupfwinkel hatte und von da aus die Umgebung brandschatzte. Zu jener Zeit war noch der ganze Wienerberg mit dichtem Walde bedeckt. Das Unwesen der Schnapphähne wurde so arg, daß sich endlich Leopold von Eckartsau, ein treuer Anhänger des jungen Herzoges, entschloß, dieselben in ihrer Zufluchtsstätte anzugreifen. Die Räuber hatten aber Nachricht erhalten, und als die Söldner des Ritters in die Mühle eindrangen, fanden sie dieselbe verlassen und nur ein Gemach versperrt. Man sprengte die Thüre, aber statt der erwarteten Raubgesellen gingen mehre Mädchen in Pilgerkleidern hervor, welche nach ihrer Erzählung auf einer Wallfahrt von den Räubern gefangen worden waren und nun dem Ritter für die Befreiung dankten. Großmüthig gab der Ritter den Pilgerinen Schutz und ließ sie eine weite Strecke begleiten, erfuhr aber nachträglich zu seinem nicht geringen Aerger, daß die Mädchen Genossinen der Räuber gewesen waren, welche sich beim Ueberfalle nicht mehr retten konnten und die Angreifer nun mit der Maske von Pilgerinen getäuscht hatten.

Schön Anna.

Was strahlt im Schloß für heller Schein,
Wie schallt da Sang und Harfe laut,
Beim Feste sitzt Herr Herberstein,
Und ihm zur Seite sitzt die Braut
Die schöne Anna Bolen.

Sie blüht wie eine Rose hold,
Die nie ein schlimmer Wurm bekroch,
Mit Wangenroth und Lockengold
Und Alles jauchzt: Es lebe hoch
Die schöne Anna Bolen.

Da bricht der Ritter Eppenstein
Mit seinem Troß herein mit Hast:
„Ihr schwelgt Euch voll an Mahl und Wein
Und doch vergaß auf einen Gast
Die schöne Anna Bolen."

„D'rum komm' ich selbst, von Lust durchglüht,
Und nehm', was sie verwehrt mit Hohn,
Hei, wie die Hochzeitsfackel sprüht!"
D'rauf faßt er schnell und trägt davon
Die schöne Anna Bolen.

Was füllt den Raum für blut'ger Graus?
In Flammen lodert auf das Schloß
Doch schon auch jagt zum Thor hinaus
Der Eppenstein, vorauf am Roß
Die schöne Anna Bolen.

Er jagt dahin, als wär' der Huf
Von seinem flinken Roß beschwingt,
Umsonst ist Jammerschrei und Ruf,
Sein eigen ist, so sehr sie ringt
Die schöne Anna Bolen.

O schlimmer Ritt, bei dem's bewußt
Ihr blos, daß Ohnmacht sie umstrickt,
So wehrlos an des Räubers Brust,
Gleich einer Lil'je, die geknickt,
Die schöne Anna Bolen.

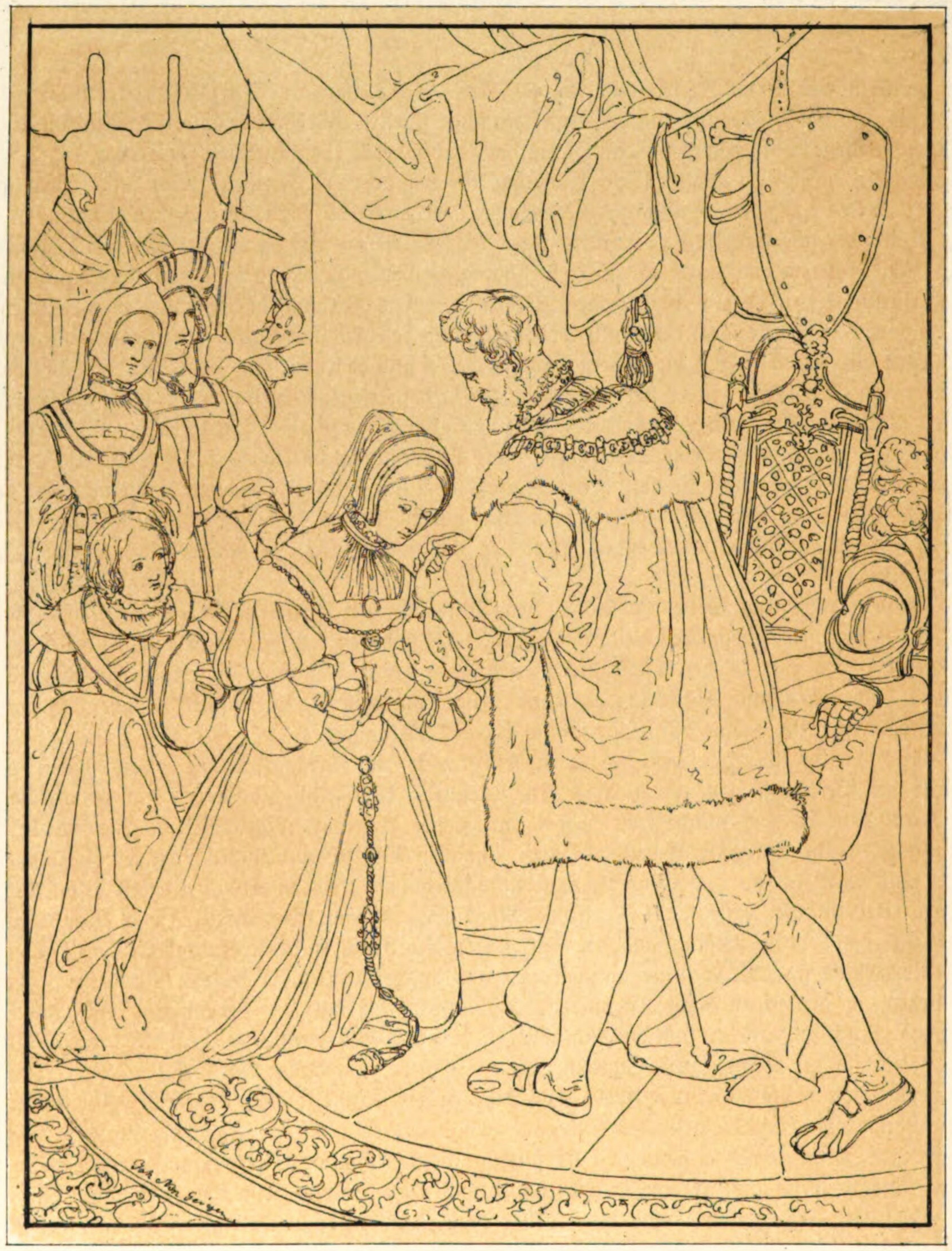
Weithin bezeichnet ihm den Pfad
Der Feuerbrand, den er geschürt,
Schon hat er sich der Burg genaht,
Zu der er sich die Braut entführt,
Die schöne Anna Bolen.

Doch keine Hochzeitsfackel ward
Von ihm entflammt, wie er gedacht,
Denn jetzt es erst sein Blick gewahrt,
Daß er — als Leiche heimgebracht
Die schöne Anna Bolen.

Dr. Johann Nep. Vogl.



Entführung Anna's von Herberstein am Hochzeitsabend.



Die Kurfürstin Sibylle von Sachsen erbittet von Kaiser Karl V, die Haft ihres Gatten theilen zu dürfen.

1547.

Kurfürstin Sibylle von Sachsen vor Karl dem V. 1547.

Mit der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 war der Schmalkaldische Bund, jene 1531 geschlossene Vereinigung der protestantischen Fürsten und Reichsstädte zur Wahrung ihrer Religionsfreiheit, völlig gesprengt, das Haupt der Verbündeten aber, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, durch den unglücklichen Ausgang der Schlacht um Freiheit, Land und Kurwürde gebracht, welche an seinen, treulos zur Gegenpartei übergetretenen Vetter Moriz übergingen.

Das siegreiche kaiserliche Heer rückte gegen das feste Wittenberg vor, welches durch Gräben, Wälle und Basteien und durch eine starke Besatzung gerüstet war. Dazu kam, daß die Anwesenheit der Kurfürstin Sibylle mit ihren beiden Söhnen und das Bewußtsein der Bedeutung des Ortes, wo die neue Lehre entstanden, den Muth der Bürgerschaft belebte. Der Kaiser forderte den gefangenen Kurfürsten auf, die Seinigen zur Uebergabe zu bewegen und bedrohte ihn, da er sich deß standhaft weigerte, mit dem Tode, ja er ließ über den Kurfürsten Kriegsgericht halten, das denselben unter Alba's Vorsitz wirklich zum Tode verurtheilte. Doch auch dieser Spruch fand Johann Friedrich so standhaft, daß er, eben beim Schachspiel, nach Anhörung des Urtheils ruhig erwiderte: „Der Kaiser wird gnädiger mit mir verfahren. Kann's aber nicht anders sein, so wolle man mir den Todestag früher anzeigen, weil ich noch manches mit Weib und Kind zu verhandeln habe." Und hierauf zu seinem Mitspieler gewendet, spielte er mit dem Worte: pergamus (fahren wir fort) ruhig weiter.

Bald erfolgten von Seite des Kaisers neue Anträge, aber Johann Friedrich wollte lieber Leib und Leben lassen, als sich den Beschlüssen des Concils und den Religionsanordnungen des Kaisers unterwerfen, und nur in den weltlichen Beziehungen zeigte er sich nachgiebiger, indem er am 18. Mai die sogenannte Wittenberger Kapitulation unterschrieb, in welcher er auf Land und Kurwürde verzichtete, welche auf seinen Vetter Moriz übergingen.

Nach diesem Vertrage ließ Johann Friedrich die Festung Wittenberg öffnen und entband die Besatzung von ihrem Eide. Die Kurfürstin kam selbst ins Lager, that einen Fußfall vor Karl dem V. und wurde von diesem mit großer Achtung aufgenommen. Sie erhielt die Erlaubniß, daß ihr gefangener Gemahl sie noch einmal in Wittenberg besuchen dürfe, wohin auch der Kaiser und seine Fürsten und Generale kamen, während die fremden Soldaten nicht in die Stadt durften. Ueberhaupt zeigte Karl V. große Mäßigung, welche seine Gegner in Verwunderung setzte. Als man ihm bei Besichtigung der Schloßkirche Luther's Grab zeigte und Alba mit andern Herren den Rath gab, die Gebeine auszugraben und zu verbrennen, erwiederte der Kaiser: „Laßt ihn liegen, er hat seinen Richter gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten." Auch äußerte er auf die Nachricht, daß seiner Anwesenheit wegen der protestantische Gottesdienst in der Schloßkirche eingestellt sei, es geschehe ihm damit kein Gefallen und er wolle an der Religion nichts ändern, so wie er im Lager gegen seine Begleiter äußerte: „Wir haben in diesem Lande vieles anders gefunden, als uns gesagt worden ist." So zeigte der Kaiser in seinem Glücke edle Haltung und der gefangene Kurfürst wurde von ihm so milde behandelt, daß derselbe in einem Handschreiben sagte: „Meine Freunde haben mich verlassen und meine Feinde thun mir Gutes."

Johann Friedrich mußte dem Kaiser nach Innsbruck folgen und verblieb durch fünf Jahre in Haft, von Karl selbst seines standhaften Glaubens und seiner treuen Redlichkeit wegen geschätzt. Erst der Passauer Vertrag, dem Kaiser durch Kurfürst Moriz abgedrungen, gab ihm wieder die Freiheit.

Gefahr Herzog Jaromir's von Böhmen.

Selten zeigt sich uns ein langes Fürstenleben von so viel Ungemach und von so schnellem Wechsel durchzogen, als das des Herzogs Jaromir. Zweiter Sohn König Boleslaw des II. sollte er so wie sein jüngerer Bruder Ulrich nach dem Willen des Vaters und dem althergebrachten Rechte ein innerhalb des böhmischen Reiches gelegenes Fürstenthum unter der Oberhoheit des ältesten Bruders erhalten, welcher als Boleslaw III., Rothaar genannt, die Regierung antrat. Das Mißtrauen und die Grausamkeit dieses unwürdigen Regenten ließ ihn aber Verderbenspläne gegen die Brüder fassen, so daß sie nach Baiern zum Herzoge Heinrich, dem nachmaligen Kaiser, entfliehen mußten. Erst nach der Vertreibung Boleslaw's durch einen Aufstand der böhmischen Großen und nach dem Tode des als Herzog berufenen polnischen Prinzen Wladiwoy kehrten Jaromir und Ulrich zurück und ersterer wurde 1003 als Herzog anerkannt. Der vertriebene Boleslaw aber suchte Hilfe beim kriegsfertigen Polenherzoge Boleslaw Chrabry, der ihn mit einem Heere nach Prag führte und Jaromir und Ulrich neuerdings vertrieb. Als jedoch Boleslaw viele Wršowece und sonstige Große, seine Gegner, bei einem Fastnachtsschmause meuchlings erschlagen ließ, benützte der Pole die entstandene Aufregung, den Herzog gefangen nach Polen zu schicken und das Land im eigenen Namen in Besitz zu nehmen.

Allein die verweigerte Lehenshuldigung verwickelte ihn bald in Krieg mit dem deutschen Kaiser, Jaromir und Ulrich begleiteten das deutsche Heer, welches siegreich im Lande vordrang und Ulrich bemächtigte sich durch Ueberfall der Stadt Prag, worauf Jaromir neuerdings in der Herzogswürde bestätiget wurde. Er behauptete dieselbe durch 8 Jahre, und in diese Zeit fällt ein von alten Chronisten erzähltes, in den Details unsicheres Abentheuer Jaromir's, von welchem unser Künstler ein Bild entwirft. Der Herzog, obwohl redlich und gutmüthig, konnte doch die Abneigung nicht verbergen, welche er gegen einige Große, darunter besonders den mächtigen Kochan von Wršowec fühlte, deren schwankendes Benehmen Mitschuld an den erlebten Schlägen war. Hierdurch soll der jähzornige Kochan von wilder Rache erfüllt worden sein und auf das Verderben des Herzogs gesonnen haben. Ein Jagdzug, bei welchem Jaromir sich von seinen Gefährten entfernte, schien günstige Gelegenheit zu bieten, die Verschwornen rissen den Herzog vom Pferde, entkleideten ihn, banden ihn mit Händen und Füßen an Pflöcke und setzten hierauf unter Hohnesworten mit den Pferden über ihn weg. Des gräßlichen Spiels endlich satt, waren die Frevler eben im Begriffe, Jaromir an einen Baum zu binden und durch Pfeile zu tödten, als das Jagdgefolge, von einem Diener, der des Herzogs Gefahr ersehen, schnell herbeigerufen, anstürmte, einige der Missethäter erschlug und den Herzog befreite. An der Stelle, wo er die Todesgefahr ausgestanden, errichtete Jaromir das Kloster Welicz, von den Verschworenen mußten mehre den Frevel mit dem Leben büßen.

Für Jaromir jedoch brachte auch die spätere Zeit nur traurige Schicksale. Mit seinem Bruder 1012 in Uneinigkeit gerathen, mußte er abermals aus dem Lande entweichen und beide wendeten sich an den Kaiser Heinrich II. um Entscheidung. Dieser erklärte sich zu Gunsten Ulrich's und überlieferte ihm Jaromir, der in die Burg Lissa eingesperrt und bis 1030 gefangen gehalten wurde, wo er beim Zerwürfnisse des Bruders mit dem Kaiser Konrad II. nochmals auf kurze Zeit zur Verwaltung Böhmens gelangte. Denn Ulrich bemächtigte sich vier Jahre später der Alleinherrschaft wieder, bekam den Bruder in seine Gewalt und ließ ihn blenden. Derselbe lebte hierauf ruhig in seiner Burg Lissa, und eilte 1037, auf die Nachricht von Ulrich's Tod nach Prag, um an der Leiche des grausamen Bruders zu weinen, die Regierung aber an dessen kräftigen Sohn, seinen Neffen Břetislaw zu übertragen. Aber auch diese Edelthat sollte ihm zum Verderben werden, denn durch die Rede, welche der alte Fürst bei dieser Gelegenheit an das versammelte Volk hielt, erbitterte er neuerdings seine einstigen Feinde, deren Haupt, der Wršowec Kochan, ihn bald darauf meucheln ließ.



Herzog Jaromir wird von seinen verschworenen Großen mishandelt. 1009.



Sagenhafte Entdeckung der Karlsbader Heilquellen durch einen Jagdhund.

Die Sage von der Entdeckung Karlsbads.

Kaiser Karl IV. soll auf der Jagd in der Gegend des heutigen Karlsbad einen Hirsch verfolgt haben, welcher, als ihm kein weiterer Ausweg blieb, von der Spitze eines Felsens den Sprung ins Thal wagte und hier im Gesträuch Zuflucht suchte. Ein Jagdhund verfolgte das Wild, erhob aber bald das kläglichste Geheul und als die Jäger demselben nachgingen, fanden sie den Hund von der hier sprudelnden heißen Quelle versengt. So auf die besondere Eigenschaft des Wassers aufmerksam gemacht, soll der Kaiser am Fuße des Felsens, der noch jetzt Hirschenstein genannt wird, ein Schloß erbaut und sich der Quelle mit bestem Erfolge zum Baden seines kranken Fußes bedient haben, worauf die Heilquelle bald in Ruf kam, eine Kolonie an derselben entstand, welche vom Kaiser im Jahre 1370 Stadtrechte erhielt.

Soweit die Sage, deren Glaubwürdigkeit allerdings durch geschichtliche Nachrichten Anfechtung erleidet. Denn es läßt sich nicht bezweifeln, daß die heißen Quellen von Karlsbad schon lange vor der Zeit Karl's des IV. bekannt waren. Man hat an Gebäuden, welche weit über das 14. Jahrhundert hinaufreichen, Sprudelsteine, den von der Heilquelle abgesetzten Kalksinter, als Baumaterial verwendet gefunden, und urkundlich erscheint daselbst in viel früherer Zeit ein Dorf Wary, welcher Name von wařjti, kochen, bräuen, also von der aufkochenden Quelle hergeleitet wird. Die Steinbrüche, wahrscheinlich von den Bewohnern dieses Dorfes bearbeitet, mußten unmittelbar an den heißen Quellen gelegen sein, und so konnten diese und ihre heilsamen Kräfte beim Trinken und Baden dem Volke nicht entgehen.

So mögen also wohl die Begünstigungen, welche der Heilort durch Kaiser Karl erfuhr und die auch bewirkten, daß dem aufblühenden Orte auch der Name des Monarchen beigelegt wurde, den Grund zur Entstehung der Sage gegeben haben. Ja es kann sich ein ähnlicher Vorfall, wie der erzählte, unter dem jagdliebenden Kaiser zugetragen haben, nur darf aus demselben nicht das erste Bekanntwerden der Heilquellen in der Mitte des 14. Jahrhundertes gefolgert werden.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Unter den Großthaten menschlichen Scharfsinnes, welche den Uebergang des Mittelalters zur neuern Zeit begleiten und zum Theile durch ihr Auftauchen hervorrufen, nimmt die deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst an Wichtigkeit unbestritten den ersten Platz ein. Die Folgen derselben zeigten sich unberechnenbar. An die Stelle der mit großer Mühe geschriebenen Bücher, durch ihre Seltenheit und hohen Preise nur Wenigen zugänglich, konnten nun auf wohlfeile und schnelle Weise billige Auflagen treten und auch den weniger Bemittelten zugänglich werden, und wirklich wurde die Kenntniß der classischen Werke des Alterthums wie der Leistungen auf allen Gebieten der aufblühenden Wissenszweige erst mit dieser genialen Erfindung Gemeingut.

Die Buchdruckerkunst ging aus der Holzschneidekunst hervor, welche seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Europa zur Anfertigung von Spielkarten und Heiligenbildern, anfangs ohne, dann mit beigesetzten Sprüchen angewendet wurde. Da beim Holzdruck zu jeder Seite eines Buches eine andere Holztafel nöthig war und zu jedem Buche wieder neue geschnitten werden mußten, so kam ein Deutscher aus dem ritterlichen Geschlecht der Gensfleisch vom Sorgenloch, geboren 1397 zu Mainz und daselbst im Hause zum Gutenberg wohnend, daher auch gewöhnlich Johann Gutenberg genannt, in Straßburg, wo er seit 1420 ABC-Bücher mit in Holz geschnittenen Tafeln druckte, nach zwanzigjährigen vielfältigen Versuchen darauf, bewegliche Lettern, anfangs aus Buchenholz (daher auch Buchstaben genannt), nachher aus Blei und zuletzt aus Zinn anzuwenden, die er durch Fäden aneinander reihte, mit Tinte oder Lampenruß bestrich und mittels einer Presse abdruckte.

Um das Jahr 1445 ging Gutenberg nach Mainz zurück und verband sich mit dem reichen Goldschmiede Johann Fust, der das Geld zu größeren Unternehmungen und Versuchen hergab. Das erste mit beweglichen Lettern und mit der Jahresangabe 1457 versehene Buch, das aus ihrer Presse hervorging, war der lateinische Psalter. Fust und dessen Schwiegersohn, der Pfarrer Peter Schöffer in Gernsheim, verbesserten die neue Kunst durch Erfindung der Matrizen und der Druckerschwärze und der in Folge eines Prozesses von ihnen geschiedene Gutenberg richtete eine zweite Presse ein.

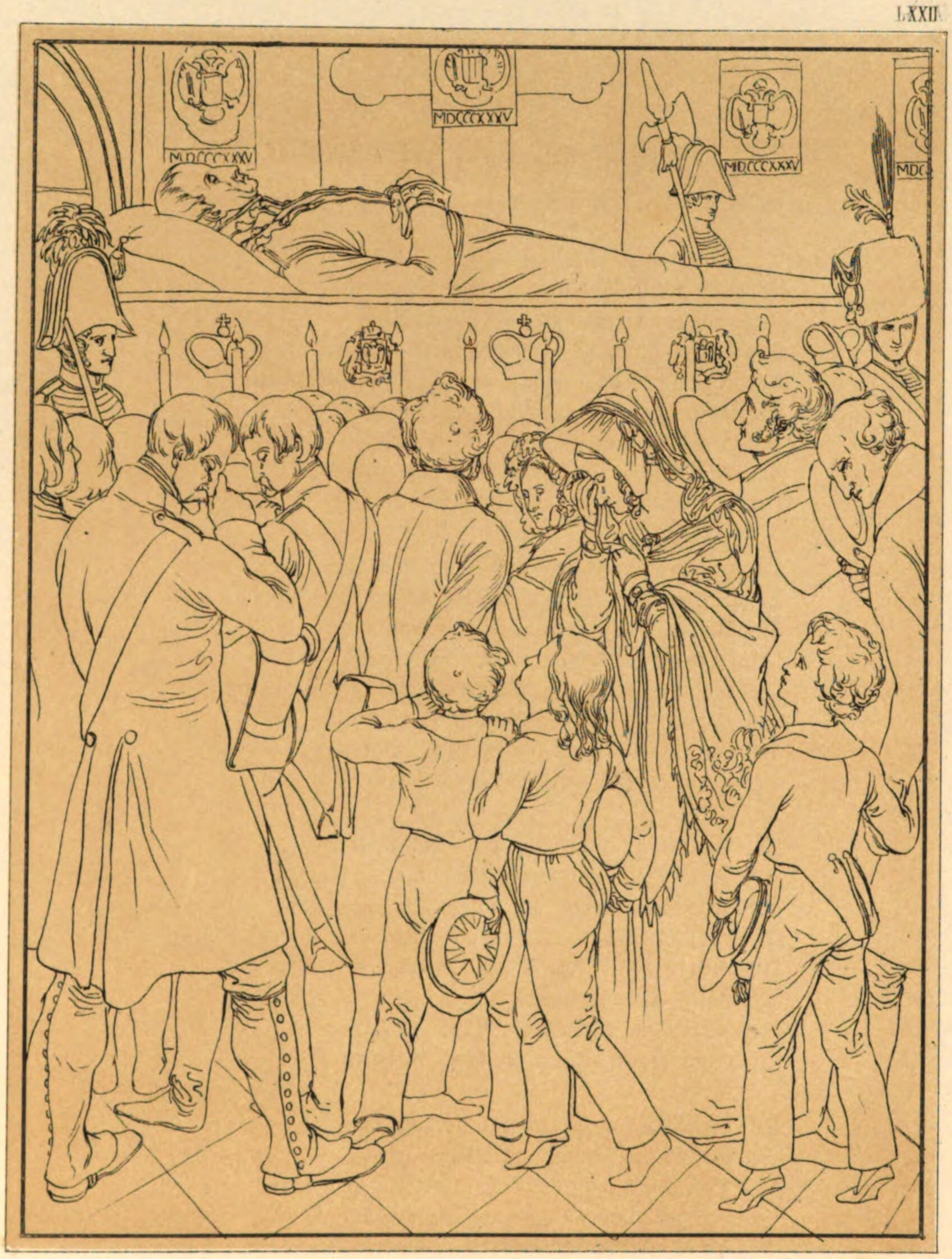
So ungeheures Aufsehen die neuen, billigen Bücher erregten, so griff die Erfindung doch nicht ohne Widerstand durch. Die zahlreichen Abschreiber, größentheils Mönche, die ihren Erwerb aufs höchste bedroht sahen, suchten die gedruckten Bücher als Teufelswerke in Verruf zu bringen, während die Erfinder selbst die neue Kunst als Geheimniß betrieben und ihre Arbeitsleute in strenger Abgeschlossenheit hielten.

Im Jahre 1462 wurde jedoch die Einnahme von Mainz in dem Streite Diether's von Isenburg und Adolph's von Nassau um den Bischofstuhl Veranlassung, daß die zahlreichen Buchdruckergehilfen sich zerstreuten, neue Offizinen errichteten, so die wichtige Erfindung Gemeingut der Menschheit wurde und als Mittel schneller Gedankenmittheilung ihre wohlthätige Einwirkung auf die Umbildung des ganzen geistigen Lebens der Welt zu äußern begann.

Nach wenig Jahren fanden sich in den meisten Städten am Rhein, in den Niederlanden und in Süddeutschland Druckereien, aus denen bis zu Ende des 15. Jahrhunderts außer vielen lateinischen und griechischen Schriftstellern eilf deutsche Bibelausgaben hervorgingen. Die aufgeklärtesten Fürsten jener Zeit, Kaiser Maximilian, der Ungerkönig Mathias Corvin, die Päpste förderten die wohlthätige Kunst, Rom war die erste italienische Stadt, in welcher von zwei Deutschen eine Druckerei errichtet wurde, und auch in Paris wurde eine solche von drei Deutschen 1469 eröffnet.



Gutenberg zeigt den staunenden Mainzern die Erzeugnisse der von ihm erfundenen Buchdruckerkunst.



Tod Kaiser Franz des I. von Oesterreich 1835.

Kaiser Franz I. auf dem Paradebette 1835.

Fragment aus der Nänie auf den Tod Kaiser Franz des I. im österreichischen Musen-Almanach 1837.

Dort an der Kaiserburg geweihter Schwelle
Zeigt mir des Abends graue Dämmerhelle
Des Volkes Fluth in wimmelndem Gemenge,
Und vorwärts strömend mit des Bergstrom's Schnelle,
Ergießt sie sich in die verschlung'nen Gänge,
Und strömet zu aus nie erschöpfter Quelle;
Da fasset mich das wogende Gedränge,
Und reißt mich fort mit ungestümer Welle.

Und rauschend durch die ernst gewölbte Halle
Trägt es mich hin in ihrem wilden Schwalle,
Den Ungeduld und stumme Hast durchzittern.
Doch wie die Brandung an dem Felsenwalle,
Muß Kraft an Kraft und Drang an Drang zersplittern,
Und fernher schallend, gleich dem Wasserfalle,
Stimmt zu der Orgel dröhnenden Gewittern
Posaunenklang mit düster'm Trauerschalle.

Und ein Gewölb hält dämmernd mich umfangen,
Mit Schleiergrau von Weihrauchqualm umhangen,
Erfüllt mit Grabesduft und kaltem Schauer;
In Nacht erloschen war der Wände Prangen,
Und trüber Flor verhüllt den Schmuck der Mauer;
Da tönten Psalmen und Gebete klangen,
Verhallend dumpf in diesem Raum der Trauer.
Doch mich ergriff ein nie gefühltes Bangen.

Und ein Gerüst war prangend aufgeschlagen,
Daneben Apfel, Kron' und Szepter lagen,
Und Wappen rings, die Krepp und Flor umgrauen;
Da war der Bindenschild aus Akkons Tagen,
Und grimme Löwen mit erhob'nen Klauen,
Ein Mann, an dem der Schlange Zähne nagen,
Ein Flügelthier, ein Lerchenflug im Blauen,
Ein Kreuz sah ich vom Dreigebirge ragen,
Und herrlich war der Doppelaar zu schauen,
Im Flug zur Sonne stolz dahin getragen.

Und eine Leiche liegt dort hingestrecket,
Tief schlummernd, bis Posaunenruf sie wecket;
Erstarrt die Hand, die Segen ausgegossen,
Der Adlerblick, der Schuld zurückgeschrecket,
Und mit Verklärung das Verdienst umflossen,
Von Todesnacht mit Schleier überdecket,
Zum ew'gen Schweigen ist der Mund geschlossen,
Deß' Lippen nie ein Machtgebot beflecket.

Und dieß geweihte Haupt, dieß unschätzbare,
Ehrwürd'ge Haupt, voll silberweißer Haare,
Das schwinden sah Geschlechter und entsprießen,
Und rastlos strebte für das Gute, Wahre;
Gedankenleer ruht es auf jenem Kissen! —
Du aber, Oest'reich, knie an seiner Bahre;
Dein Kaiser ist es, der, der Welt entrissen,
Mildlächelnd ruht vom langen Streit der Jahre.

Und ringsum jedem Aug' entsprießen Thränen,
Und rieseln strömend hin; es fließen Thränen
Vom Kindesantlitz, von des Greises Wangen,
Und selbst die nie geweint, vergießen Thränen.
Und glanzlos, matt erstirbt des Szepters Prangen,
Der Krone Perlenschmuck vor diesen Thränen.

Dr. Friedrich Halm.



Markgraf Leopold V. beschwört auf das Kreuzpartikel die Unterstützung der Abtei Heiligenkreuz.

Die Abtei Heiligenkreuz.

Das Waldrevier um das Stift Heiligenkreuz war schon unter den ersten Markgrafen aus dem Hause Babenberg landesfürstliches Eigen und es soll daselbst ein kleines Jagdschlößlein Namens Hradschin gestanden haben, was auch durch den Umstand nicht unwahrscheinlich erscheint, daß noch heutzutage eine Bergkuppe in der Nähe des Stiftes diese Benennung, die slavische Bezeichnung für Schloß, führt. An dem Platze, wo jetzt das Kloster steht, soll ein Einsiedler gehaust haben, welchen der Markgraf Leopold der Heilige öfters besuchte und in dessen Kapelle betete. Als daher dessen Sohn Otto im Jahre 1126 zu Morimund in Frankreich in den Cisterzienserorden trat und fünf Jahre später daselbst Abt wurde, schilderte er seinem frommen Vater die strengen Satzungen dieses Ordens und die ausgezeichnete Frömmigkeit seiner Glieder so eindringlich, daß sich dieser entschloß, eine Kolonie des Ordens aus Frankreich zu berufen. Zwölf Mönche unter dem Abte Gotschalk kamen zum Markgrafen und dieser bestimmte die ihm lieb gewordene stille Waldgegend am Sattelbache zur Stelle für das neue Kloster, begann den Bau und stellte im Jahre 1136 den Stiftungsbrief aus. In dieser Urkunde sicherte der Stifter den Lebensunterhalt der neuen Klostergemeinde, schenkte derselben eine beträchtliche um das Kloster liegende Strecke Landes, zu deren Abrundung er von einem Edlen von Sachsenfeld den Ort Preinsfeld erkaufte. Der heilige Stifter wollte auch, daß der Ortsname Sattelbach in jenen zum heiligen Kreuz verändert werde, „wegen des siegreichsten Zeichens unserer Erlösung," wie die Urkunde sich ausdrückt. Wahrscheinlich gab hierzu jener Kreuzpartikel Veranlassung, welchen er von seinem Sohne Otto erhalten und dem Kloster übergeben hatte, und der unter dem Sohne und Nachfolger Leopold's in dem Ereignisse erscheint, welche den Vorwurf des beigegebenen Bildes macht.

Der heilige Markgraf konnte den Fortgang seiner Stiftung nicht lange sehen, denn er starb noch im nämlichen Jahre, in welchem er den Stiftungsbrief ausgefertigt hatte. Die Klostergemeinde aber vermehrte sich so schnell, daß schon im Jahre 1138 von Heiligenkreuz zwölf Mönche mit dem Abte Hermann in die neu gestiftete Abtei Zwetl, und ebenso 1141 eine gleiche Anzahl mit dem Abte Friedrich in das Kloster Baumgartenberg in Oberösterreich abgehen konnten. Diese Vermehrung der Glieder hatte aber bewirkt, daß die Einkünfte von Heiligenkreuz zum Unterhalt der Geistlichen nicht mehr zureichten und der Abt Gotschalk kaum noch die nöthigen Lebensmittel aufzutreiben vermochte. In dieser Noth stellte König Bela II. von Ungern, zu welchem der ausgebreitete Ruf des Ordens gedrungen war, dem Abte den Antrag, mit seinen Mönchen von Sattelbach weg nach Ungern zu ziehen, wo ihnen der König nach freier Wahl eine bequeme Unterkunft anweisen wolle. Der Abt jedoch, eingedenk der von den österreichischen Fürsten erfahrenen Wohlthaten, wies den Antrag zurück, und begab sich, von einigen Gliedern seiner Gemeine begleitet, zum Markgraf Leopold IV., der eben in Tuln Hof hielt. Hier legte Gotschalk unter Vorzeigung des ersten Klosterschatzes, jenes Kreuzpartikels, die Bedrängniß dar und der Landesherr wurde so gerührt, daß er mit einem auf die heilige Reliquie abgelegten Schwure betheuerte, er wolle die Stiftung seines Vaters beschützen. In der That beschenkte er das Stift kurz darauf mit dem Gute Trumau und kurze Zeit vor seinem Tode mit jenem von Thallern. Leopold IV. starb im Jahre 1141 und wurde im Stifte Heiligenkreuz begraben, woselbst noch zwölf andere Glieder des Babenberg'schen Hauses ihre Ruhestätte fanden.

Die Zukunft des Klosters war nunmehr gesichert, indem auch viele Edle, durch das Beispiel des Landesherrn aufgemuntert, zu Wohlthätern desselben wurden. Noch erinnert das Wappen des Klosters, eine zum Schwören aufgerichtete Hand in einem Kreuze, an jenes Ereigniß in Tuln.

Die Kreuz-Erfindung 326.

Unter diesem Namen begeht die Kirche am 3. Mai das Fest der Wiederauffindung des Kreuzes, an welchem der Heiland den Opfertod gestorben ist, und die fromme Legende davon lautet:

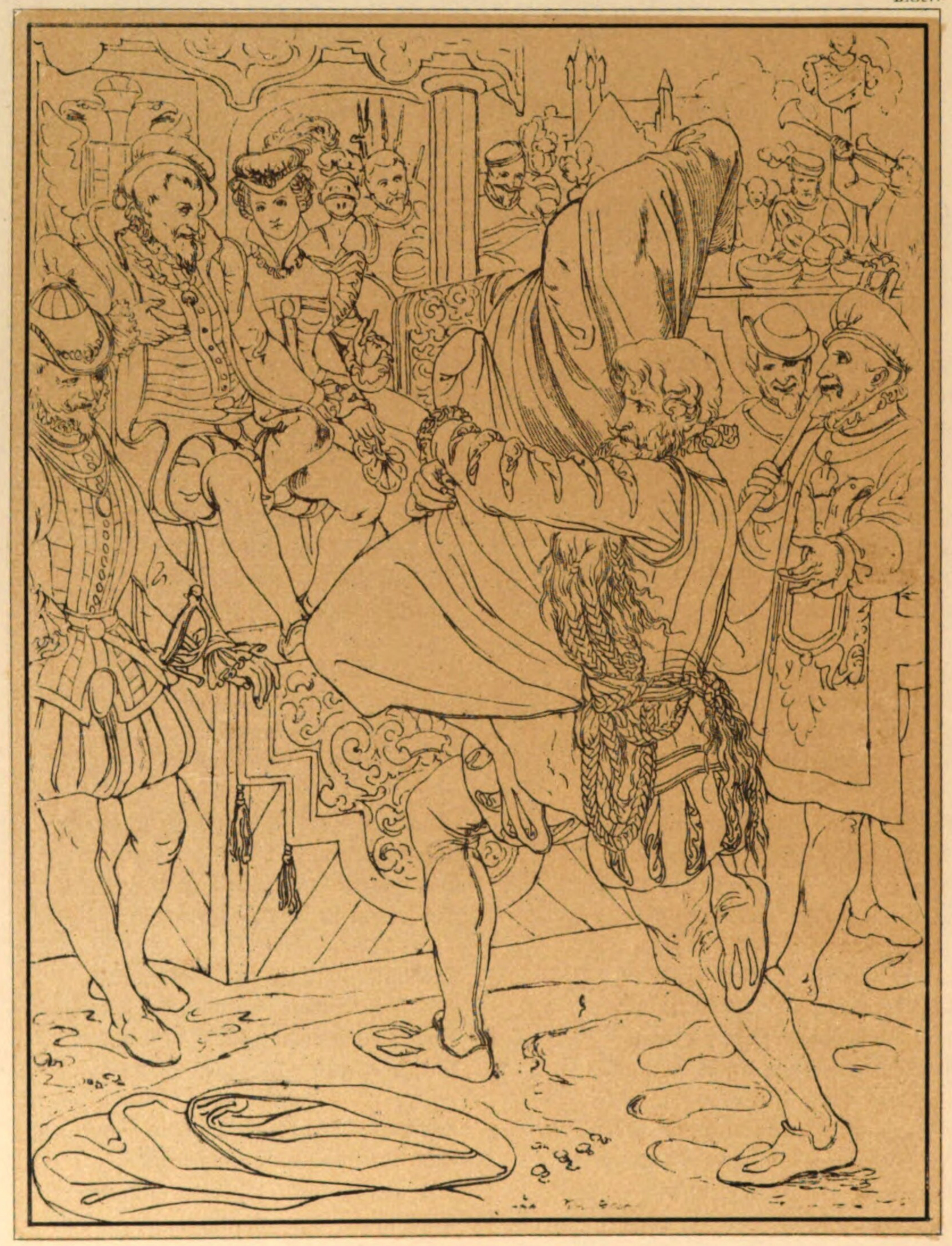
Helena, die Mutter des römischen Kaisers Konstantin, später der Große genannt, war aus niederem Stande geboren, aber eine Frau von großer Thatkraft und Willenstärke. Eifrige Christin, machte sie sich um die Verbreitung der Lehren des Heiles hochverdient und übte großen Einfluß auf ihren Sohn, unter welchem die Christusreligion nach so langer Verfolgung den Sieg davontrug und als römische Staatsreligion anerkannt wurde.

Als Helena ihr Lebensende nahe glaubte, beschloß sie einen Besuch der Stätten, woselbst der Weltheiland gelebt und gelitten hatte, um, wie eine spätere fromme Erzählung sagt: „heilige Erinnerungen an das Leiden und Sterben des Erlösers an's Licht zu ziehen", und gab so das erste Beispiel einer Wallfahrt nach Palästina. Dieser glaubenseifrige Wunsch wäre der Kaiserin nach der Legende auch in Erfüllung gegangen, denn außer dem im Bilde dargestellten Funde wird derselben das Wiederauffinden der Kreuzesnägel, der Kreuzesinschrift, des Kleides Christi und anderer Reliquien des Herrn zugeschrieben, welche auf sie zurückgeleitet noch jetzt an mehren Orten bewahrt werden. Sie baute daselbst mehre berühmte Kirchen, wie im Jahre 326 die heilige Grabeskirche zu Jerusalem, die Kirchen zu Hebron und Bethlehem. Namentlich soll Helena, wie die Legende erzählt, Nachgrabungen auf dem Berge Golgatha angestellt haben, um das Kreuz des Weltheilandes wieder aufzufinden, welches der Tradition nach mit den zwei Kreuzen der Missethäter daselbst eingescharrt sein sollte.

In der That waren die Nachforschungen von Erfolg gekrönt und man fand drei Kreuze. Um nun jenes zu erkennen, an welchem der Weltheiland gelitten, ließ der Bischof von Jerusalem in gläubiger Andacht an die Wunderkraft des heiligen Schaftes ein todtkrankes Weib an die Stelle bringen und mit jedem der drei Kreuze berühren. Als dieß mit dem dritten Kreuze geschah, war das Weib plötzlich gesundet und das Kreuz wurde nunmehr als ehrwürdige Reliquie behoben und aufbewahrt, ein Stück desselben aber brachte Helena nach Konstantinopel zurück, woselbst die Kaiserin als Nonne im 80. Jahre starb und begraben wurde. Unter die Heiligen versetzt, wird ihr Fest am 18. August begangen.



Die Kaiserin Helene findet am Berge Golgatha
das Kreuz des Erlösers auf.



Freiherr von Rauber erwirbt im Ringkampfe seine Braut.

Der Kampf um die Braut.

Der deutsche Simson, Ritter Rauber,
War wie ein Löwe stark und kühn,
Doch stärker war Helenens Zauber,
Und ihre Liebe fesselt ihn.

Man sah ihn oft nach Hofe reiten,
Denn seine Dulcinea war
Ein Kind der Liebe Max des Zweiten,
Das eine Gräfin ihm gebar.

Held Rauber trat beherzt als Freier
Vor kaiserliche Majestät,
„O das ist Schade, mein Getreuer,"
Versetzte Max, „du kommst zu spät."

„Der Spanier, der dir im Raufen
Den Sieg nicht selten streitig macht,
Hat dir den Rang schon abgelaufen,
Und gleiche Werbung angebracht."

„Mit Muth und Eifer dient ihr beide
Mir und dem Reiche brav und treu,
D'rum will ich, daß ein Kampf entscheide,
Wer Gatte meiner Tochter sei."

Don Pedro hatte Riesenlänge,
Besaß im Arme Herkuls Kraft,
Und nannte sich im Wortgepränge
Oft selbst das Haupt der Ritterschaft.

Er ward mit Raubern an die Stufen
Des Throns am Platze zum Turnier
Durch einen Herold aufgerufen —
Wie Demant strahlt der Panzer Zier.

Helene war geschmückt zum Blenden,
Trug bräutlich einen gold'nen Kranz
Und rings um stand an allen Wänden
Mit off'nem Munde Schranz an Schranz.

„Heran, ihr Ritter," sprach der Kaiser,
Und Lächeln schwebt um seinen Mund:
„Ihr schlugt euch oft um Lorbeerreiser
Mit blankem Schwert die Glieder wund."

„Doch heute gilt des Kampfes Wette
Um eine junge, rasche Braut,
Und zu dem hochzeitlichen Bette
Geht man wohl gern mit heiler Haut."

„D'rum legt sie ab, die Heldenklingen,
Legt ab den Panzer, der euch drückt!
Ihr sollt auf eine Weise ringen,
Die nur dem freien Körper glückt."

Und als nun bis auf leichte Röcke
Das Heldenpaar entwaffnet war,
Reicht ihm ein Kämmerling zwei Säcke
Von ungeheurer Größe dar.

„Greift zu," rief Max, „greift zu, ihr Herren!
Und wer's von euch erringen kann,
Den andern in den Sack zu sperren,
Der sei des Kaisers Tochtermann!" —

Die Ritter horchten starr, und fanden
An diesem Scherz nicht viel Geschmack;
Doch hielten sie die Zung' in Banden,
Und jeder griff nach einem Sack.

Sie hörten, knirschend mit den Zähnen,
Des Streitsignals Trompetenstoß,
Und gingen, gleich erboßten Hähnen
Kampfgierig auf einander los.

Wild faßte, wie mit Eisenzangen,
Ein jeder seinen Gegentheil,
Und wie ergrimmte Riesenschlangen
Verwuchsen sie in einem Knäul.

Sie brachen schier sich alle Glieder,
Von ihren Gliedern stieg's wie Dampf,
Sie warfen sich am Ende nieder
Und jetzt begann der rechte Kampf.

Der Reck' aus Spanien lag oben
Und hatte Raubers Kopf beinah
Schon in den Mund des Sack's geschoben,
Als man das Blatt sich wenden sah.

Der Deutsche, sich ermannend, packte
Den Goliath im höchsten Zorn,
Schwang hoch ihn in die Luft und sackte
Ihn ein vom Helm bis an den Sporn.

Da jauchzten alle Augenzeugen,
Da schmetterte Trompetenton,
Doch Rauber trug im ernsten Schweigen
Die rege Bürde hin zum Thron.

Den Spanier trieb das Gehöhne
Der Schranzen eilig von dem Plan,
Den Deutschen aber nimmt die Schöne
Nun freudig zum Gemahle an.

August Fr. Langbein.



Der heilige Karl Borromeo bringt den Mailändern Hilfe in der Pestnoth. 1576.

Der heilige Karl Borromeo 1576.

In dem Leben dieses Mannes entrollt sich eines der verehrungswürdigsten Bilder echt christlichen Wirkens. Aus einer altadeligen Familie entsprossen und Sohn des Grafen Gilbert Borromeo, wurde er am 2. October 1538 im Schlosse Arona am Gardasee geboren und erhielt, von den Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, nicht nur frühzeitig eine dazu abzweckende Erziehung, sondern wurde, nach der Sitte der Zeit, schon im zwölften Jahre zum Commendaturabte ernannt. Er studirte zu Pavia die Rechte und errang, als sein Onkel Angelus von Medicis als Pius IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, rasch mehre kirchliche Würden, wurde apostolischer Protonotar, Referendar, Cardinal und Erzbischof von Mailand. Von Jugend auf ernst, fromm und streng gegen sich selbst, widmete er sich den ihm übertragenen Aemtern und Regierungsgeschäften mit gewissenhaftem Eifer. Dieß zeigte er schon durch seine Verwaltung in den Marken, wo er die Regierung mit strengster Rechtlichkeit und Umsicht führte, und dabei auch für das Erblühen der ihm unterstehenden Kirchen unablässig besorgt war, zu deren Verschönerung er einen Theil seiner eigenen Einkünfte verwendete. Er gewann hierdurch die Zuneigung des Papstes in solchem Maße, daß ihn dieser zum Großpönitentiär erhob und nichts ohne seine Mitwirkung that. Nachdem er im Jahre 1566 seine beständige Residenz in Mailand aufgeschlagen hatte, woselbst seit 80 Jahren kein Erzbischof gegenwärtig gewesen war, trat er mit Umsicht und Entschlossenheit als Reformator auf, so daß bei seinem Tode die Diöcese von Mailand durch ihre trefflichen Anstalten, allen bischöflichen Sprengeln ein Muster war. In Mailand selbst verschönerte er den Dom und die Feier des Gottesdienstes, wirkte auf die Erhebung des Volkes durch gute Prediger und vorzügliche Kirchenmusik und ließ sich in seinem Wirken selbst durch die ärgsten Anfeindungen nicht beirren, welche so weit gingen, daß der Erzbischof bei der spanischen Regierung als Hochverräther verdächtiget wurde und im Jahre 1569 einen meuchlerischen Anfall von einem fanatischen Mönche zu erleiden hatte. Natürlich aber ging die edle Wirksamkeit Karls unbemackelt aus allen Anfechtungen hervor und er genoß die allgemeine Liebe, welche durch seine Thätigkeit im Jahre 1576 in dem Maße gesteigert wurde, daß der würdige Kirchenfürst schon in seinen Lebenstagen gleich einem höheren Wesen verehrt wurde.

Es ward nämlich Mailand in diesem Jahre von der Pest heimgesucht und während sich die Reichen und ein Theil der Geistlichkeit angstvoll abschlossen, um der Ansteckung zu entgehen, wüthete die Seuche, in Verbindung mit einer durch das Ausbleiben von Zufuhren entstandenen Hungersnoth verheerend unter der Bevölkerung. Da trat der hochherzige Erzbischof, der sich nur einen Tag in die Einsamkeit zurückgezogen und durch Gebet vorbereitet hatte, als Rettungsengel hervor. Im härenen Gewande besuchte er Spitäler und Wohnhäuser, ließ Lebensmittel austheilen und die Kranken durch geistlichen Trost aufrichten. Als es für die große Zahl der letzteren an Unterkunft gebrach, ließ er die Einrichtungsstücke seines Palastes in die Spitäler bringen und verpfändete seine Einkünfte, um Mittel für die Nothleidenden herbeizuschaffen. Dabei war er selbst unablässig um die Armen beschäftiget und ihm, im Vereine mit einer Zahl durch sein Beispiel angeeiferten Priester und hochherziger Adeligen verdankte ein großer Theil der Bevölkerung seine Rettung.

Karl Borromeo selbst überlebte diese Schreckenstage nur fünf Jahre und starb am 3. November 1584 von der ganzen Christenheit betrauert. Sein edelmüthiges Wirken in der Noth veranlaßte 1616 seine Heiligsprechung, worauf er in der katholischen Kirche als Patron gegen Seuchen verehrt wurde und viele bei solchen Anlässen gegründete Gotteshäuser, hierunter auch die prachtvolle Karlskirche in Wien, ihm geweiht wurden.

Herzog Rastislaw.

Der Kaiser Ludovicus lag in langem Streit mit Rastislaw,
Dem Mährerherzog, den zuletzt das Los der Unterwerfung traf,
Vorm Kaiser schon in Ketten steht der Slavenfürst. Ha, wie entbrennt
Des Siegers langgenährter Haß zur Flamme, die kein Mitleid kennt.

Dem Wüstenkönig gleich, der wild die Mähne schüttelt und in Wuth,
Die Pranke ballt, eh' seine Gier sich letzt in seines Opfers Blut,
So wild gebärdet der Despot sich nun, eh' er das Urtheil spricht:
„Lebendig modern sollst du jetzt, für immer fern vom Tageslicht.“

Ganz anders lautete fürwahr das Urtheil, spräch's als Sieger aus
Der Rastislaw. Doch fortgeschleppt wird dieser in des Kerkers Graus.
An einen Pfeiler schmiedet dort der Scherge den Gefang'nen fest,
Worauf er ihn dem Marterthum lebenden Todes überläßt.

So liegt er in der feuchten Nacht, die ewig ihre Schatten webt,
Und nur der Ketten Klirren ist's, was Zeugniß gibt, daß er noch lebt.
Nicht weiß er, ob sich gilbt das Laub, nicht ob am Strauch die Knospe schwoll.
Doch Schlimm'res hatte noch sein Feind ihm zugedacht in seinem Groll.

Denn ins Verließ der Scherge tritt, ein glühend Eisen in der Hand,
Der spricht zu Rastislaw: „Nun frisch zu mir gekehrt und haltet Stand!“
„Was habt Ihr mit mir vor?“ so fragt ihn der erbleichenden Gesichts.
„Nichts sonst als zu entled'gen Euch des überflüß'gen Augenlichts.“

Wohl ringt da ein Entsetzensschrei aus des Gefang'nen Kehle sich,
Doch schon faßt jener ihn beim Haar und zuckt den glüh'nden Dolch zum Stich —
Da schwirrt's, gleich wenn ans Felshorn streift die Möve, wenn der Tag verglimmt,
Und — augenlos und blutig sich Fürst Rastislaw am Boden krümmt.

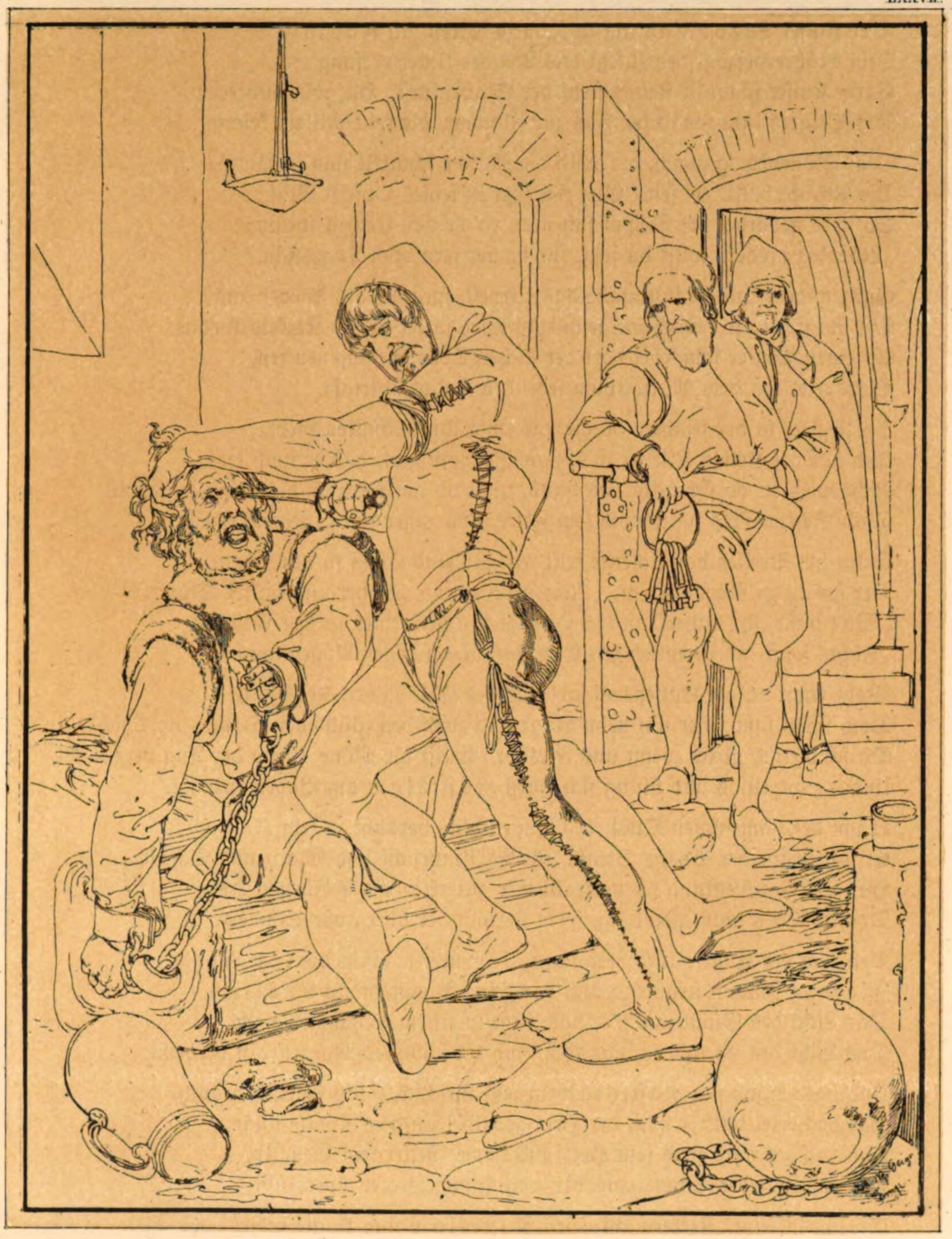
O um der namenlosen Qual, des Augenlichts beraubt zu sein,
Erstorben für der Sonne Strahl, für Farbenpracht und Glanz und Schein,
Ha, wie Verzweiflung da umkrallt mit Geierklau'n des Fürsten Herz,
Doch währt's nicht allzulang, so ist vertobt der übergroße Schmerz.

Denn ob der Augen auch beraubt, so dämmert mächtig doch ein Licht,
In seinem Innern strahlend auf, das seine Jammernacht durchbricht —
Das Licht des Glaubens ist's, das nicht in eitlem Schimmer gleißt,
Das Licht des Glaubens, das ihm noch ein schön'res Morgenroth verheißt.

Und bald ergab sich Rastislaw in sein Geschick, wie's Christenbrauch,
Hat doch viel bitt'rer noch der Herr geduldet an dem Kreuze auch;
Und ruhiger wird stets sein Herz und immer heller sein Gemüth,
Bis endlich jeder Schmerzensdorn von Himmelsrosen überblüht.

So lag in seiner Kerkernacht Fürst Rastislaw und klagte nicht,
Denn, war sein Aug' auch nachtumhüllt, in seinem Innern war es licht;
So saß sein Peiniger zu Thron, doch unerfreut durch Glanz und Macht,
Denn war sein Aug' auch lichtumglänzt, in seinem Innern war es Nacht.

Dr. Johann Nep. Vogl.



*Herzog Rastislaw wird im Kerker auf Befehl
Kaiser Ludwig des Deutschen geblendet.*

LXXVIII.



Versöhnung der Brüder von Gleisberg

Die Brüder von Gleisberg *).

Vor Alters Zeitten ist nahend des Städl Ihena (Jena) das veste Schloß Gleißberg gewesen, so einsmahls zween Brüdern, Henrico und Volcmaro zugehöret. Henricus, der Älter, wollt eben ein reich und frumes Fräulein zu Gemahl nemen, da ginge der Ruff zum Streit wider die Feindt der Christenheit im gelobeten Land Palästina durch alle Landen und Henricus begunnte den Zug in der Weiß mitzumachen, daß er seinen Brudern Volcmarum als Verwalter alles seines Guts und Bewahrer der Braut einsetzete.

Nachmalen ist aber die üble Post für sich geloffen, als seye Henricus im Gefecht mit Tod abgegangen im Morgenlandt und da allerorten nichts mehr von ihm zu hören gewesen, hat Volcmarus nicht allein die Erbschafft an sich gezohen, sondern zudem die Braut, so ihm stärker dann dem Bruder zugethan gewesen, in die Ehe genommen und mit ihr in dem Schloß Gleißberg gehauset hat.

Doch ware Henricus nur in die Gefängnuß der Ungläubigen gefallen, nach mehr Jahren erlöset und wurde in der Heimkehr durch diese Zeitung in der Massen erhitzet, daß er den treu brüchtigen Bruder mit Feuer und Schwerdt verfolgete, das Schloß Gleißberg zerbrochen und alles Leben darin zernichtet hat.

Nach diesem ist Henricus ins Böheimerland gezogen, daselbst bei König Ottocaro in große Gnad gekommen und hat nachmahlen die Burg Rabenstein in Mähren erbauet.

Dieser Henricus nahme ein adeliches böhmisches Fräulein in die Ehe, so ihm viele Kinder erzeuget, davon Hildegundis in lieblicher Art herangewachsen ist, auch bald von dem Sohne des Zdenko auf Ralsko zur Ehefrau begehret wurde. In der Verlobnuß aber hat Herr Zdenko Henrici wahren Nahmen, den derselbige nachmahlen abgeleget, erfahren, und sich verlauten lassen, wie sein Sohn niemahls eines Brudermörders Kind ins Ehebett nehmen solle, worauß alßbald ein hitziger Span entstanden ist und jeder Theil zu Krieg und Kampf gerüstet hat.

Da aber die Mähr dieses Zwists ins Land kame, hat der Commentur des Tempelherren-Ordens sich nach Ralsko begeben, sich als Henrici Brudern Volcmar ausgewiesen, so nachmahls in den Tempelherren-Orden eingetretten und zu hohen Ehren gelanget ist. Und es wußte dieser den Stritt zu besänftigen, bis sie von Stund alle Feindseligkeit hindan gelassen, auch Herr Zdenko in das Verlöbniß seines Sohnes mit Hildegundis gewilliget hat.

---

*) Die Wahrheit der Sage von dem Bruderzwiste der Gleisberger muß wohl dahingestellt bleiben, jedenfalls aber zeigt die hier gebrachte alte Aufschreibung von dem Bekanntsein derselben vor mehr als 300 Jahren.

Stiftung des Ordens vom goldenen Vließe 1430.

In der Mitte des 14. Jahrhundertes stieg das Herzoghaus von Burgund einem strahlenden Meteor gleich zur glänzenden aber kurzen Herrlichkeit hinan. Während des langen englisch-französischen Krieges war es den Herzogen gelungen, durch Erbschaft und Kauf, Vertrag und Waffengewalt fast ganz Belgien und die Niederlande zum alten burgundischen Lande (die Bourgogne und Franche Comté) zu erwerben, wodurch dasselbe zu einem mächtigen Staate zwischen Frankreich und Deutschland erwuchs. Die glänzendste Periode erlebte der junge Staat unter dem Herzoge Philipp III. dem Guten, welcher durch natürliche Herzensgüte und besonnene Umsicht ausgezeichnet, sein Land zu hoher Blüthe brachte. Die Städte seines Reiches wußte er durch weise Unterstützung des Gewerbfleißes, Handels und Verkehrs zu heben und der burgundische Hof nahm durch die Pflege der Kunst und Wissenschaft, durch glänzende Pracht und Freigebigkeit, durch gesellschaftliche Bildung und feine Courtoisie unter allen Fürstenhöfen jener Zeit den ersten Rang ein.

War gleich das Ritterwesen, wie es an Philipp's Hof wieder auflebte, in vieler Hinsicht ein erkünsteltes, so wurde doch durch die ritterlichen Uebungen, Turniere und Feste und die verfeinerte Etiquette der Herrenstand in feiner äußerlicher Zucht gehalten und vor dem Versinken in jene Rohheit bewahrt, welche manchen andern Hof beim Ausgange des Mittelalters verunziert.

Der Kampfesmuth wendete sich in jener Zeit dem Streite gegen die Türken zu, ebensowohl durch die alten Vorbilder der Kreuzzüge und das Bedrängniß Ost-Europa's durch die fanatischen Anstürmer, als bei dem burgundischen Adel insbesondere durch die Erinnerung an die Schlacht bei Nikopolis geweckt, in der mit der französischen Hilfsschaar auch viele Burgunder gefallen waren und Philipp's Vater selbst, Johann, in die Gefangenschaft gerathen war. Er entging zwar dem vom erzürnten Sultane angestellten Blutbade, wurde aber als Gefangener nach Kleinasien geschleppt und hier an der Stelle, wo Jason das kolchische Vließ erbeutete, soll ihm ein Wahrsager die Verkündigung gethan haben, einer seiner Nachkommen, der Feuer auf der Brust tragen wird, solle das türkische Reich zerstören.

Diese Erinnerung, sicherer aber die Absicht, durch eine Schöpfung in der Weise der älteren Ritterorden die Streiter zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu begeistern, führte den Herzog zur Gründung des Ordens vom goldenen Vließe, welche am 10. Jänner 1430 zu Brügge bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Isabelle von Portugal, mit großer Feierlichkeit vor sich ging. Der Orden sollte den Zweck haben, die Kirche zu schützen und insbesondere dem Hauptfeinde des christlichen Glaubens, den Türken, entgegenzutreten. Der Herzog erklärte sich zum Großmeister desselben und setzte fest, daß diese Würde auf seine Nachkommen übergehen sollte. Ursprünglich war die Zahl der Mitglieder auf 24 festgestellt, aber schon im nächsten Jahre vermehrte Philipp und später Kaiser Karl V. die Zahl der Ordensritter. Es war nämlich die Würde des Großmeisters mit den burgundischen Besitzungen an die spanisch-österreichische Linie des Hauses Habsburg gefallen und die spanischen Könige übten das Amt des Großmeisters aus, bis nach dem Erlöschen dieses Mannsstammes in Spanien sowohl die österreichischen Fürsten, als Herren der Niederlande, als das Bourbon'sche Königshaus in Spanien Anspruch auf die Verleihung des Ordens machten, so daß seit dieser Zeit die Decoration als Hofehre von den Regenten beider Länder verliehen wird. Die Insignie, ein goldenes Lammsfell, so wie die Gestalt der Kette, welche aus Nachbildungen von Feuerstahl und Stein mit dazwischen abspringenden Flammen besteht, deuten noch auf das erzählte Abentheuer Herzog Johann's hin.



Herzog Philipp der Gute von Burgund stiftet den Orden
des goldenen Vliesses. 1430.



Der Minnesänger Blondel findet seinen König Richard Löwenherz im Schloſse Dürrenstein auf.
1192.

Blondel der Minnesänger.

Auf der Felsenveste zu Dürrenstein,
Ein Gefang'ner, bewacht, verlassen, allein,
Stand versenkt in Trauer und bitt'ren Schmerz
König Richard von England, der Löwenherz.

Er starrt zum vergitterten Fenster hinaus —,
Um das Gemäuer herrscht Sturmgebraus
Kein Sternlein flimmert am Himmelszelt,
Und Finsterniß liegt auf der schlummernden Welt.

Da — horch! — da rauscht es am Fuß des Thurms,
Und durch das Gebrause des mächtigen Sturms
Ertönet melodischer Zitherklang
Und des Minstrels sehnsuchtgeschwellter Gesang.

Der König horcht, ihm erbebt das Herz
In wechselnder Regung von Lust und Schmerz.
Er kennt den Sänger, er kennt das Lied,
Deß' Laut durch den Sturm herauf zu ihm zieht.

Es sind Klänge aus seinem Heimatsland
Und des Sängers Stimme ihm wohlbekannt,
Blondel ist's, der rastlos von Land zu Land
Gepilgert, bis er den König fand.

Es kündet die nahe Befreiung an
Im Lied seinem König der treue Mann;
Er kündet, sein Volk habe Gold und Gut
Mit Freuden gespendet zum Lösungstribut.

Schon eile der Bote, beladen mit Gold
Nach der Wienerburg, zu Herzog Leopold,
Und wohl schon am nächsten Tage erklingt
Das Wort, das dem Löwenherz Freiheit bringt!

Der König vernimmt, was das Lied ihm spricht,
Doch den Sänger zu sehen vermag er nicht!
Das feste Gitter trotzt jedem Versuch,
Doch weh'n aus demselben läßt er sein Tuch.

Und der Sänger ersieht es — er weiß nunmehr,
Daß ihn vernommen sein König und Herr —
Da ertönet aufs Neue des Minstrels Gesang
In freudiger Weise, in Jubelklang.

Und Träume umschweben in dieser Nacht
Den König, von Freiheit, von Ruhm und Schlacht;
Und wie seines Volkes Liebe und Treu'
Sein Stern in der Nacht geblieben sei.

Bald öffnet dann auch sich das Eisenthor
Und der König tritt als ein Freier hervor —
Neben ihn der Kuenring, der ihn hat bewacht,
Und sein Minstrel, der ihm die Freiheit gebracht.

Und der König besteigt sein schnaubendes Roß,
Blickt noch einmal hin auf das Felsenschloß,
Dem Kuenringer reicht er die Hand und spricht:
„Lebt wohl, Herr Ritter, vergeßt mein nicht."

„Ihr seid Eurem Herzog ein treuer Mann,
Ich bezeug's Euch, Ihr habt Eure Pflicht gethan;
Doch wie bitter mein Herz die Erinn'rung durchbebt,
An die Trauerzeit, die ich hier verlebt,"

„Sie gewährte mir doch einen Augenblick
Wie in Lust ihn nicht reicher bietet das Glück,
Der Augenblick war's, als ich hoffnungsbar
Nur der ewigen Haft mehr gewärtig war —"

„Und den Ruf meines treuen Minstrels vernahm,
Der die Freiheit mir zu verkünden kam.
In nichts zerfließt aller Glanz des Glücks
Gegen die Seligkeit jenes Augenblicks."

Dr. Franz Weidmann.



Bischof Ulrich vertheidigt die Stadt Augsburg gegen die Magyaren 955.

Die Ungern vor Augsburg 955.

So ernst die Lehre war, welche die in Barbarei und Heidenthum befangenen Magyaren durch Kaiser Heinrich I. im Jahre 933 erhalten hatten, war ihr Raubsinn doch nur für die Lebenszeit dieses Fürsten in Schranken gehalten, und kaum hatte dessen Sohn, Otto I., den Thron bestiegen, als sich ihre verwüstenden Einfälle in Deutschland um so kühner erneuerten, da die Bekämpfung widerspenstiger Vasallen und der Zug nach Italien den Kaiser behinderten, mit voller Kraft den Raubzügen zu steuern.

Auch im Jahre 955 kam ein Schwarm von fast 100.000 dieser Steppensöhne unter Arpad's Neffen Bulzu herangebraust, durchzog sengend und brennend Baiern und umlagerte das befestigte Augsburg. Hier aber hatte der mannhafte Bischof Ulrich seine Tapfern versammelt und zu kräftigem Widerstande befeuert. Während die Ungern in dichten Klumpen mit markdurchdringendem Geheul gegen die Mauern andrängten und von ihren Heerführern mit Peitschen zum Sturme getrieben wurden; wetteiferten inner den Mauern die Schwaben unter ihrem Herzoge Burkhard und alle Zünfte und Bürger in rastloser Vertheidigung, an den bedrängtesten Stellen der Bischof ohne Helm, Schild und Panzer, im Meßgewande und mit der Stola, aber im dichtesten Stein- und Pfeilregen unverletzt. Ein magyarischer Heeresfürst, auf ihn und das verrammelte Thor losrasend, fiel und während die Seinigen heulten und sich in Kinn und Wangen schnitten, erbeutete die hier fechtende Weberzunft des Häuptlings Schild, der noch heute mit den Fahnen jener Tage und des Kaisers Helm von der Zunft bewahrt und jährlich im feierlichen Zuge zum St. Ulrichsaltar getragen wird.

Der mannhafte Widerstand der Stadt ermöglichte dem Kaiser, im August mit dem Entsatzheere anzurücken. Baiern, Franken, Schwaben und 1000 böhmische Reiter standen in acht Schlachthaufen getheilt unter Heinrich's Befehl und begannen am 9. August in der Lechebene die Entscheidungsschlacht, welche anfangs, durch das kühne Vordringen der Ungern gegen das Gepäck, das auch verloren ging, unheilvoll zu werden drohte, bis Herzog Conrad von Lothringen die Ordnung wieder herstellte und den Angriff zurückwies.

Am nächsten Tage bereitete sich das ganze Christenheer durch Gebet und Empfang des Sakramentes zur Hauptschlacht vor und alle schwuren, treu bis in den Tod zu einander zu halten. Darauf erhob Otto die Lanze mit dem Bilde des heil. Michael, das schon bei Merseburg zum Siege geweht hatte, und stürmte voran gegen den Feind. Der Streit war wüthend und dauerte den vollen Tag, bis endlich die Reihen der Magyaren durchbrochen waren und diese sich in wilder Flucht ergossen, von den nachstürmenden Siegern aber größtentheils gefangen und niedergemacht wurden. Drei der vornehmsten ungerischen Heerführer wurden gefangen und sofort an Bäumen aufgeknüpft und nur sieben Flüchtlinge sollen mit abgeschnittenen Ohren ins Ungerland gekommen sein, ihren Stammgenossen von der Niederlage Nachricht zu bringen. Die ergrimmte Nation verdammte sie auf ewig zu Sklaven, und selbst König Stephan der Heilige vermochte nichts wider dieß unvertilgbare Brandmal. Das Los der Unglücklichen wenigstens zu mildern, schenkte er sie dem Lazaruskloster zu Gran.

Auch die Deutschen hatten den Sieg mit großen Opfern erkauft, der tapfere Herzog Conrad, des Bischofs Ulrich Bruder Diepold und sein Neffe Reginbald, die früher in der Stadt gestritten, dann aber an der Entscheidungsschlacht theilgenommen hatten, und viele andere Edle hatten den Tod gefunden. Aber auch die Beute war unermeßlich und die wichtigste Folge der Schlacht am Lech blieb, daß Deutschland fortan von den Magyaren verschont blieb, und dieses Volk selbst nunmehr allmälig dem Christenthume und einem geregelten Staatsleben zugeführt wurde.

Die Eroberung von Schweidnitz 1761.

Geiger's zweite Kampfszene aus dem siebenjährigen Kriege mit Preußen ist die durch Loudon ausgeführte Eroberung der Festung Schweidnitz in Schlesien.

Der Sommer des Jahres 1761 war nach Vereinigung der Oesterreicher und Russen in Schlesien, welchen König Friedrich gegenüberstand, mit kleinen Scharmützeln vorübergegangen, indem jeder Theil sich der Hoffnung hingab, der Gegner werde durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt werden, seine feste Stellung aufzugeben. Dieser Fall trat wirklich im September fast gleichzeitig bei beiden Heeren ein, worauf sich der russische General Buturlin von Loudon trennte und gegen Polen zurückzog, Friedrich aber sein Lager abbrach und gegen Neisse zog.

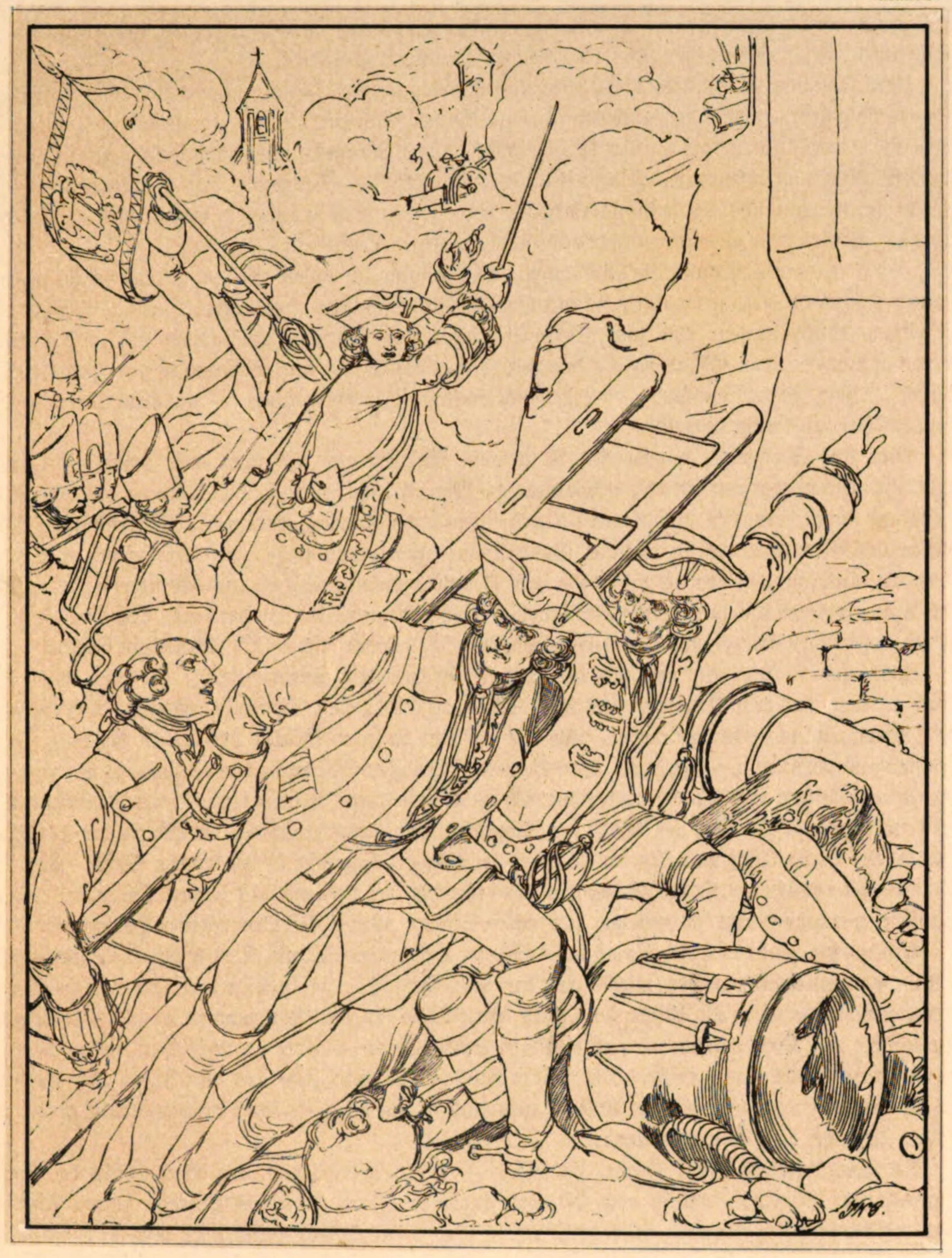
Loudon beschloß nun, die Entfernung des Königs zu einem kühnen Handstreiche gegen die Festung Schweidnitz zu benützen, er entwarf den Angriffsplan und ertheilte seinen Offizieren die genauesten Anweisungen. Die zum Stürmen bestimmten Truppen ermunterte er durch kraftvolle Worte, mahnte sie vom Plündern ab und versprach ihnen dafür eine Belohnung von hundertausend Gulden. „Nein, Vater Loudon! — riefen seine wallonischen Grenadiere — wir brauchen kein Geld; führe uns nur zu Ruhm und Ehre.“

Am 30. September wurde der Platz von Husaren und Kroaten enge umschlossen und in der Nacht geschah der von Loudon beabsichtigte Angriff zugleich auf alle Schanzen der Stadt. Es ist vielfach erzählt worden, daß Loudon mit einem in der Festung gefangenen österreichischen Major, welcher das Vertrauen des preußischen Gouverneurs gewonnen hatte und frei herumgehen durfte, im Einverständnisse gewesen sei und dieser zur Ueberrumpelung Pläne und Berichte geliefert habe. Doch widersprechen die besten Geschichtsquellen dieser Angabe und wissen nur, daß eine Zahl von 500 österreichischen Kriegsgefangenen beim Sturme sich befreite und so zur Einnahme beitrug.

Früh um 3 Uhr näherten sich Loudon's Krieger den Außenwerken, die sie, ohne einen Schuß zu thun, mit dem Bajonnet und dem Säbel an vier Orten muthvoll erstiegen. Die Besatzung wurde niedergehauen oder vertrieben, und das auf den äußeren Wällen befindliche Geschütz sogleich gegen den innern Hauptwall gerichtet. Von Seite der bestürzten Besatzung wurde anfangs nur schwacher Widerstand geleistet. Bald aber ermannten sich die Preußen und fochten unter ihrem Kommandanten Zastrow sehr wacker. Aber der Muth der Angreifer war unwiderstehlich, die Wache am Striegauer Thore wurde überwältigt und von da drangen die kühnen Angreifer in die innern Werke. Als nunmehr auch die erwähnten Kriegsgefangenen sich befreiten, wurde auch das innere Stadtthor von den Angreifern genommen und in weniger als einer Stunde waren die Oesterreicher Herren der Stadt.

Am meisten zeichneten sich Loudon's eigenes Regiment aus. Das sogenannte Galgenfort, von dem Regimente angegriffen, wurde von den Preußen tapfer vertheidigt und zweimal mußten die Sturmcolonnen weichen. Da führte der Oberst Graf Wallis das Regiment nochmals zum Angriffe. „Wir müssen das Fort nehmen — rief er seinen Soldaten zu — oder ich will hier umkommen; ich habe dieß dem General versprochen, wir führen Loudon's Namen, laßt uns also siegen oder sterben!“ Diese Worte belebten den Muth der Krieger aufs höchste, die Offiziere selbst trugen Leitern herbei und in kurzer Zeit war das Fort genommen.

Die Sieger hatten 1600 Mann, darunter 70 Officiere verloren, ein Beweis für die tapfere Gegenwehr der Preußen, welche von späteren Erzählern ganz grundlos verneint wird. Aber die Eroberung der Festung überwog weit diese Opfer, bei 4000 Mann Gefangene und 211 Kanonen, reichliche Munition und bedeutende Magazine geriethen in die Gewalt der Oesterreicher und die wichtigste Folge der Kriegsthat war, daß durch sie der Plan Friedrich's, in Mähren einzudringen, vereitelt und den Oesterreichern ein fester Punct für die Winterquartiere in Schlesien gegeben wurde.



Loudon erobert die Festung Schweidnitz durch Ueberfall

1761.



Margaretha die Maultasche belagert das Schloss Hohen-Osterwitz 1354.

Margaretha die Maultasche.

„Nachdem Frau Margaretha eine Armee auf den Fuß gebracht, führte sie selbst dieselbe nach Kärndten, und kam nicht so sehr wie eine Anführerinn, als wie eine Furie dahin; tobte und wütete, mit Erwürgung so wol alter, als junger, edler und unedler Leute, Zerbrechung der Schlösser und Kirchen, Verbrennung der Dörffer, Beraubung und Plünderung der Einwohner, verübte auch sonst allerley Grausamkeit."

„Währenddem seynd viele Herren und Landleute, mit Weib und Kindern, samt ihren besten Schätzen, gen Osterwiz geflohen. Solche Versamlung der Fliehenden reitzte desto mehr Frau Margarethen, sich so wol des Schlosses, als des dahin geflehenten Guts, und aller der fürnehmen darinn befindlichen Personen zu bemächtigen: derhalben sie es so hart belagerte, daß Niemand aus- oder ein kunnte, und also, durch Hunger, den Ort zu bezwingen trachtete."

„So bald Herr Reinherr Schenck, dem dieses Schloß gehörte, von ihrem Anzuge kundschafft erhielt, stellete er unverzüglich seine Soldaten, deren gleichwol nicht viel über dreyhundert waren, auf die Wehren der Mauren, und unterließ gar nichts, was die Fürsichtigkeit erheischte."

„Weil dann diese Belägerung ziemlich lang währte, und indessen der Vorraht im Schloß so gar drauf ging, daß man, allbereit anfing Katzen- Hund- und Roßfleisch zu speisen, auch von obbemelten dreyhundert Knechten, ohn die andren Einwohner, biß in die zweyhundert sturben, und der gehoffte Entsatz von Herzog Otten ausblieb: so besannen sich die Belägerte auf diese List. Ihnen war von natürlichen Lebens-Mitteln weiter nichts ruckständig verblieben, ohn zween Vierling Rocken und ein einiges magres Rind. Solches Stück Rind liessen sie schlagen und abnehmen, folgends solche abgenommene Haut mit dem Restlein deß Korns füllen und wol vernehen, und hernach solches Gepäck den Berg hinab rollen."

„Jedermann schaute unten mit Verwundrung zu: und als man die Haut eröffnete, bildeten sie sich gänzlich ein, die Belägerte müßten noch mit Proviand gnugsam versehn seyn. Als aber die Hertzogin Margaretha solches vernahm, schrie sie heller Stimme: „ „Ha! das sind die halßstarrigen Claußrappen, so ihnen schon lange einen Vorrath in die Klufft zusammen getragen, und auf dem hohen Felsen sich versteckt haben: die wir nicht wol werden können in unsere Klauen bekommen. Darum wollen wir sie hier in ihrem Nest sitzen lassen, und andre gemästete Vögel suchen." "

„Hiernechst mußte, auf ihren Befehl, jedweder Soldat seine Sturmhaube mit Erdreich füllen und solches auf ebenem Felde, gleich gegen Osterwitz über, ausschütten: daraus dann endlich ein kleiner Hügel, und demselben der Nam die Maultasch-Schutt, erwuchs."

So erzählt der alte Chronist die vergebliche Belagerung des Schlosses Hoch-Osterwitz durch die tirolische Herzogin Margaretha die Maultasche, aus ihm haben zahlreiche spätere Geschichtsschreiber geschöpft und so ist eine spätere Relation auch die Grundlage von Geiger's Darstellung geworden, in welcher Margaretha von der Maultasch-Schutt aus eben der Besatzung der unbezwingbaren Bergfeste Hohn zuruft.

Die neueste Geschichtsschreibung aber hat auch hier den langgeglaubten ältern Traditionen gegenüber mit scharfer Sonde verfahren und gar manches vordem auf Treu und Glauben Nacherzählte durch gründliche Beweise ins Reich der Fabel verwiesen. Hermann, in seiner Geschichte Kärnthen's erzählt nur, daß die Maultasche und deren Gemahl Johann den am 9. October 1336 geschlossenen Vertrag von Enns, in welchem des Prinzen gleichnamiger Vater, der König Johann

von Böhmen für sich und seine Angehörigen auf Kärnthen verzichtete, nicht anerkannten und im jugendlichen Leichtsinne schworen, nicht eher zu ruhen, als bis sie Kärnthen wieder erobert hätten. Sie machten auch wirklich Versuche, ihre Kräfte hätten aber nicht einmal zur Bemeisterung der Gränzpässe hingereicht. Ein erneuerter Zug im Jahre 1338 lief nicht besser ab, Prinz Johann's Truppen drangen nur bis an die Klausen von Lienz vor, die ihnen erfolgreichen Widerstand entgegensetzten, so daß die Angreifer umkehren mußten. Und auch als der Maultasche zweiter Gemahl Ludwig vier Jahre später erneuerte Ansprüche auf Kärnthen erhob, wurde die Gefahr durch des österreichischen Herzogs Albrecht des II. kluges Vorgehen ohne Kampf beseitigt.

„So möge denn" — schließt der Geschichtsforscher bei Margaretha's im Jahre 1369 erfolgtem Tode — „jenes Gespenst aus der Geschichte Kärnthens verschwinden, welches die Chronisten heraufbannten, um durch selbes Burgen in Menge zertrümmern und Felder mit Leichen und Blut erfüllen zu lassen, und welches eine eben so lächerliche Sage um Mitternacht aus dem ständischen Zeughause von Klagenfurt ausziehen ließ, den Ritt zu machen als furchtbare Männin um das steinerne Ungethüm des Lindwurms am Hauptplatze".



Belagerung des Bergschlosses Lueg.

Erasmus von Lueg.

„Wo ist im Land ein fest'res Schloß
Als wie Schloß Lueg in Krain,
Aufragend zu der Wolke Saum
Und Eins mit dem Gestein."

„Wo ist der Held, der dieses Schloß
Im Kampfe sich erringt?
Kein Schloß so fest, kein Held so stark,
Dem solches je gelingt!"

Von luft'ger Zinne ruft's hinab
Herr Lueger in das Thal,
Wo Kaiser Friedrich's Mannen steh'n
Geschaart, in blankem Stahl.

Denn in die Acht ward er gethan,
Weil er, ob frechem Wort,
Den Grafen Pappenheim erschlug
An Kaisers Hof und Hort.

Den Freiherrn Rauber sandte d'rum
Erzürnt der Kaiser aus,
Zu rächen diese blut'ge That
An Lueger's ganzem Haus.

Schon stürmte Rauber, dem Gebot
Des Herrn getreu, das Schloß,
Doch niederwarf ihn jedesmal
Herr Lueg mit seinem Troß.

Wohl blickten die Belag'rer d'rum
Voll Grimm zu Thurm und Hang,
Verhoffend, daß der Noth geling',
Was ihnen nicht gelang.

Vergebens aber harrten sie
Vor'm luft'gen Burggestein,
Schon fand die Noth, anstatt im Schloß,
Bei ihnen selbst sich ein.

Da läßt Herr Lueger einen Korb
Mit reicher Speisenzahl
An einem Strang vom Schloß hinab,
Und ladet sie zum Mahl.

„Wo ist im Land ein solches Schloß,
So weit dein Auge dringt,
Wo ist der Held, der dieses Schloß
Mit seinem Schwert erringt?"

So höhnt er wiederum den Feind,
Den nie sein Spott verschont,
Und denkt nicht, daß nur fest der Ort,
An dem die Treue wohnt.

Zu bald nur hatte einen Knecht,
Der in des Lueger's Sold,
Mit List, zu schlimmer That verlockt,
Des Freiherrn blankes Gold.

Ein Hut mit einer Feder zeigt
Die Stelle des Verrath's,
Wie bricht der Sturm da los, in Wuth
Von allen Seiten naht's.

Das kracht und blitzt, und schlägt und würgt,
Ha, wie's schon qualmt und loht,
Es wankt der Bau, ein Stein stürzt ab
Und bringt dem Schloßherrn Tod.

Nun ragt Getrümmer nur vom Fels,
Auf dem die Burg gethront,
Dich lehrend: Stark nur ist der Ort,
An dem die Treue wohnt.

Dr. Johann Nep. Vogl.

Ermordung der Grafen von Zeltschach 1035.

Im Jahre 1012 war Kärnthen nach dem Tode des Herzogs Konrad I. mit Umgehung von dessen gleichnamigem noch im Kindesalter stehenden Sohne an den Grafen Adalbero von Eppenstein verliehen worden, einen zwar thatkräftigen, aber ränkevollen Mann. Obwohl derselbe am Kaiserhofe in hohem Ansehen stand, erregte doch die gute Aufnahme, welche der Sohn seines Vorgängers von Kaiser Konrad dem Salier erfuhr, so sehr Adalbero's Unmuth, daß er sich rachеglühend mit den Feinden des Kaisers in Verbindung setzte. Diese wurden aber entdeckt und führten im Jahre 1035 zur Entsetzung Adalbero's von der Herzogswürde.

Dieser jedoch, auf seinen Anhang im Lande und die Unterstützung der nahen Slaven rechnend, setzte dem neuen Herzoge Konrad offenen Widerstand entgegen, so daß es zum erbitterten Kampfe im Lande kam. Einer der mächtigsten und entschiedensten Gegner Adalbero's, weil einer der treuesten Anhänger des Kaisers, war der noch im Jünglingsalter stehende Graf Wilhelm von Zeltschach und Friesach, welcher an Güterreichthum und Zahl der Lehens- und Dienstmannschaft der Macht Adalbero's überlegen war. Unfähig, im offenen Kampfe zu bestehen, griff daher dieser zu dem schändlichsten Mittel, zur Aufstachelung des Volksaufruhres. Durch hinterlistige Einwirkung wurden die Knappen der ausgedehnten Zeltschacher Metallgruben gegen ihren Herrn gehetzt, was um so leichter geschehen konnte, als die Bergleute, auf vermeintliche Rechte fußend, sich schon öfter Zügellosigkeiten erlaubt, dabei aber die Strenge des Grafen erfahren hatten.

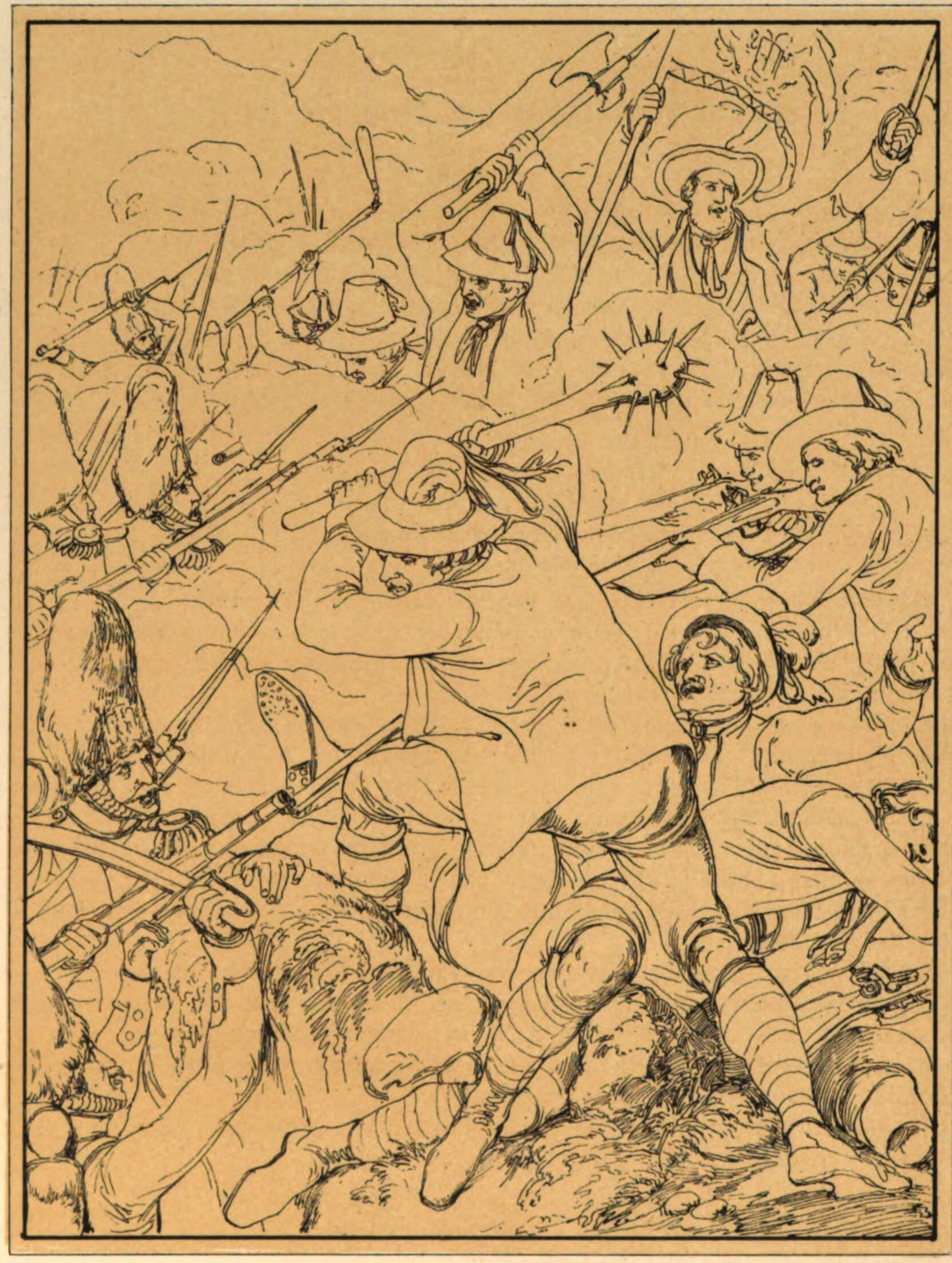
Das über einen Knappen, der einer Bürgersfrau Gewalt angethan, verhängte Todesurtheil brachte die Verschwörung zum Ausbruch und die wilden Rotten brachen nicht nur verwüstend bis Hüttenberg vor, sondern bemächtigten sich auch des durch unglücklichen Zufall den Bergwerken nahekommenden Grafen Wilhelm und seines jüngern Bruders Hartwig, ermordeten dieselben und warfen die Leichname in eine Grube, wo sie von der trostlos herbeieilenden frommen Mutter Hemma aufgefunden wurden.

Adalbero's Bemühungen waren umsonst; der Aufstand der Bergleute wurde mit Strenge unterdrückt und der abgesetzte Herzog selbst durch die vereinte Macht Konrad's und der Mannen der ermordeten Grafen von Zeltschach zur Flucht genöthigt, bis er mit seinen Söhnen im Schlosse seines Verwandten, des baierischen Grafen Eberhard eine Zufluchtstätte fand, seinen Sturz aber nur drei Jahre überlebte.

Der unglücklichen Gräfin Hemma waren mit dem entsetzlichen Ausgange ihrer beiden hoffnungsvollen Söhne alle Freuden erstorben und sie wendete sich als die Letzte ihres Geschlechtes frommer Thätigkeit zu. Sie baute die Marienkirche zu Gurk, dann die Kirchen zu Glödnitz, Lieding, Radegund und St. Lorenz. In Friesach begann sie den Bau der Peterskirche und endlich beschloß sie auch die Stiftung eines Nonnenklosters bei der von ihr erbauten Marienkirche in Gurk. Am 15. August 1042 erfolgte die feierliche Einweihung durch den Erzbischof Balduin von Salzburg, wobei Hemma all ihr Eigen in Gurk der Stiftung opferte und hierauf selbst in dem Kloster den Schleier nahm. Sie starb daselbst nach musterhaftem Wandel am 29. Juni 1045, und wurde später unter die Zahl der Seligen versetzt, ihr Leichnam aber in die Gruft der von ihr gegründeten Domkirche übertragen, bei welcher inzwischen 1070 das Bisthum Gurk errichtet worden war.



Ermordung der Grafen von Zeltschach. 1035.



Sieg der Tiroler am Berge Isel über die Franzosen

1809.

Kampf der Tiroler am Iselberge 1809.

So überreich das Land Tirol an Punkten ist, welche von den erhebendsten Zügen des Heldenmuthes und der Treue für das angestammte Kaiserhaus Zeugniß geben, — so knüpfen sich doch kaum an eine Stelle so viele Erinnerungen, als an den bei Innsbruck, südlich hinter Wilten gelegenen Berg Isel, der dreimal im Jahre 1809, im Mai, im August und im November der blutige Schauplatz des Tiroler Heldenmuthes wurde. Hier legten Hofer, Speckbacher und der Kapuziner Haspinger die glänzendsten Beweise ihrer Tapferkeit ab und der Tiroler Adler tünchte seine Fittige mit frischem Roth, wie der Tiroler Johann Senn singt:

Adler, Tiroler Adler
Warum bist du so roth?
Ei nun, das macht, mich dünket,
Weil Feindesblut mich schminket,
Das ist so purpurroth.

Den zweiten dieser Schlachttage, und zwar die Katastrophe, in welcher die vom Marschall Lefèvre, Herzog von Danzig, gegen die Höhen zum Sturme vorgeführten Grenadierkolonnen am 13. April durch die Tapferkeit der Landesvertheidiger geworfen und fast vernichtet wurden, führt unser Künstler in dem Bilde vor.

Die Heeresmacht der Franzosen bestand aus 30.000 alten versuchten Truppen, 40 Kanonen und 800 Mann Reiterei. Die Tiroler hingegen beliefen sich auf 20.000 Mann. Die Franzosen, acht Bataillone schöner Grenadiere, formirten eben so viele Massen und drangen im Sturmschritte gegen die Landesvertheidiger vor, welche, 6000 ausgesuchte Schützen in sechs Gliedern mit Ladeknechten im Rücken, nur von einem Graben gedeckt, den Feind erwarteten. Bis auf 50 Schritte war dieser angerückt, da erfolgte die erste Salve von drei Gliedern, in welchen jeder seinen Mann aufs Korn genommen hatte. Und jede Kugel hatte getroffen, vom ersten feindlichen Heerhaufen war nichts mehr zu sehen.

Die Franzosen, Soldaten von der alten Garde und erst kürzlich vom Schlachtfelde bei Aspern gekommen, waren wohl bestürzt, aber dennoch stürmten sie, ihres alten Ruhmes eingedenk, immer wieder vor. Aber vergebens, der prächtige Heereshaufen fand seinen Untergang, Hügel von Leichen bedeckten den Boden und man fand erschossene Grenadiere, deren Leichen an die gefallenen Brüder gelehnt, aufrecht stehen geblieben waren.

Der Sandwirth Hofer hatte seine Streiter klug auf den Höhen versammelt erhalten, wie Immermann in seinem herrlichen Trauerspiele ihn sagen läßt:

„Ich hab' geschworen, meinen Berg zu halten;
Kommt der Franzose mir an meinen Berg,
So soll ihm blutig werden dieser Berg,
Fürwitzig steig ich nicht zur Ebne nieder,
Die Berge sind mein Haus und mein Verlaß."

Nun aber, als der Feind erschüttert zu weichen begann, drangen die Landesschützen nach und Hofer unternahm den Sturm:

„Ihr Freunde, jetzt ist's Zeit. Ihr flinken Buben,
Ladet die Büchsen, stürzt vom Berg hinab.
Ein Waldstrom, brausen wir auf ihre Häupter.
Bei meinem Bart! Ich möchte nirgends anders
Und Niemand anders sein, als der ich bin.
Kommt, Kinder, Kommt! Die Landspatrone streiten
Auf Feuerrossen jagend uns voran.
Dem Kaiser Heil! Es lebe Franz der Kaiser!"

Schrecklich war der Stoß und das nun folgende Handgemenge. Die Tiroler schlugen mit den Kolben drein, hoben die Soldaten auf und schleuderten sie mit solcher Kraft auf die Erde, daß sie todt hinfielen. Ein Tiroler, Roth aus Hall, erfaßte im Handgemenge zwei Grenadiere bei der Brust und warf sie mit den Köpfen so gewaltig zusammen, daß sie mit zerschmetterten Hirnschalen niederstürzten. Derselbe sprengte ein Quarrée, indem er zwei Leichen, in jeder Hand eine, gegen die Bajonnete schleuderte und so die geschlossenen Glieder trennte. Mit Morgensternen, Keulen und umgekehrten Stutzen schlugen die Bauern auf die Bajonnete, rissen die Soldaten zu Boden und erdrosselten sie oder bissen ihnen in die Gurgeln.

Während der kurzen Pausen des Gefechts trugen Weiber aus der Umgegend den erschöpften Männern Wein und Speisen zu und wagten sich bis zu den äußersten Vorposten, und die Verwundeten riefen ihren Landsleuten, die sie fortbringen wollten, zu, sie sollten sich nicht um sie bekümmern, sondern zum Kampfe zurückkehren.

Als nun der Sieg der Tiroler entschieden war, trat der Sandwirth mit dem Kapuziner in ihre Mitte und forderte sie auf, dem himmlischen Helfer durch ein andächtiges Vaterunser zu danken. Hofer und Haspinger knieten zuerst nieder, entblößten das Haupt, schlugen ein Kreuz, falteten die Hände und beteten inbrünstig und laut. Augenblick's folgte diesem Beispiele die ganze Masse des Volkes.

Bilder, wie dieses, sind unvergänglich für alle Zeiten, sind Gegenstände der Begeisterung für jeden Dichter, deren viele diese Heldentage priesen, und darunter der edle Sänger des Habsburgerliedes, Ladislaus Pyrker:

„Tirolerland, du Wiege meiner Ahnen,
Sei mir gegrüßt! Du wurdest Oesterreichs Stern,
Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen
Als Nacht die Völker alle, nah und fern
Umfing. Sie blickten auf nach deinen Fahnen,
Die du erhobst für deinen alten Herrn,
Für deine Sitten, Freiheit und heiligen Glauben
Und nicht gelang's dem Fremdling, sie zu rauben."



Prinzessin Anna von Bretagne wird auf der Brautreise
nach Deutschland überfallen und dem Könige von Frankreich
zugeführt. 1491.

Prinzessin Anna von Bretagne 1491.

Am 30. August 1483 war der eben so scharfsinnige als tyrannische König Ludwig XI. von Frankreich gestorben und hatte sein Reich dem schwachen vierzehnjährigen Dauphin hinterlassen, welcher als Karl VIII. den Thron bestieg, während die Regierung in den Händen der starkmüthigen Schwester des Königs, Anna, lag und von dieser unter der Beihilfe kluger Rathgeber und tüchtiger Kriegsherren mit Kraft geführt wurde. Insbesondere war die Regentin beflissen, des verstorbenen Königs Hauptziel unverrückt im Auge zu behalten und durch Wiedervereinigung der Lehen mit der Krone die Monarchie zu befestigen. Ein solcher Anlaß bot sich auch mit dem Tode Herzog Franz des II. von Bretagne 1491, welcher das Land seiner Tochter Anna hinterließ, aber schon vordem hatte das Versprechen leisten müssen, sie nicht ohne Einwilligung des Königs zu vermählen.

Anna von Bretagne, deren Schönheit zahlreiche Werber lockte, gab unter diesen dem deutschen Könige Maximilian I. den Vorzug und wurde mit ihm durch Procuration getraut. Nunmehr erhob aber der König von Frankreich auf Grund des erwähnten Versprechens Einspruch und bot, obwohl er bereits seit seiner Kindheit mit Maximilian's Tochter Margaretha verlobt war und diese schon den Titel „Königin von Frankreich“ führte, der Erbprinzessin von Bretagne selbst seine Hand an. Da der bretagnische Hof diesen Antrag ablehnte, ließ Karl ein französisches Heer in die Bretagne einrücken und Rennes, die Residenz Anna's, belagern.

In dieser Noth sowohl von ihren Ständen, als auch von ihren durch den König bestochenen Räthen beredet, gab nun die kaum der Kindheit entwachsene Fürstin nach und willigte in die neue Verbindung, und damit diese als ungezwungen erscheinen möchte, zog Karl sein Heer aus der Bretagne zurück.

So unwahrscheinlich es ist, daß die Gesandten Maximilian's, Graf Engelbert von Nassau und Wolfgang von Polheim, nichts von diesem Entschlusse der Prinzessin gewußt hätten, so zeigt doch die nunmehr folgende, künstlich herbeigeführte Komödie hierfür. Als nämlich Anna die Stadt verließ, angeblich um die Reise nach Deutschland anzutreten, wurde sie im Hennegau'schen von einer zahlreichen Schaar französischer Reiter empfangen, die sich als Geleit anboten, aber bald die deutschen Begleiter der Prinzessin zu entfernen wußten. Spätere Geschichtsschreiber haben mit Unrecht dieses Ereigniß zu einer völligen Entführungsgeschichte gegen Anna's Willen gestempelt *). Die Prinzessin begab sich, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, nach dem Schlosse Langrai in Touraine, der Residenz des französischen Königs und vermählte sich mit demselben am 6. December, nachdem sie in dem Ehevertrage für den Fall, daß sie ohne Leibeserben sterben würde, alle Rechte auf die Bretagne ihrem Gemahl übertragen hatte. So hatte, wie der Chronist sagt, „der designirte Eidam dem künftigen Schwiegervater seine eigene Frau entrissen.“

Maximilian schloß im höchsten Unwillen über diese Doppelbeleidigung ein Bündniß mit England gegen Frankreich, da aber die deutschen Stände nicht zur Beihilfe zu bewegen waren, so endete der Streit nach kurzer Dauer 1493 mit der Zurücksendung Margarethen's und der Herausgabe von deren Mitgift, der Grafschaften Franche Comté, Artois und Charolais aus der burgundischen Erbschaft, für Maximilian's Sohn Philipp.

---

*) In dieser Art, auf eine ungenaue Erzählung fußend, stellt auch Geiger die Szene dar.

Die eiserne Krone.

Kronen, die sichtbaren Zeichen der Fürstengewalt, gehören zu den heiligsten Reliquien aller Nationen, und die Verehrung derselben ist um so größer, je weiter ein derlei Herrscherschmuck ins Alterthum zurückreicht und hierdurch bei einer desto größeren Zahl von Fürsten sein Amt übte.

Solche National-Palladien besitzt auch das österreichische Kaiserhaus in der Krone Karl des Großen, als heiliges Symbol deutscher Königswürde, in der hochverehrten Krone des ersten Königs der Ungern, Stephan des Heiligen. Aelter aber als diese beiden noch ist ein drittes gleichfalls im Besitze der österreichischen Herrscher befindliches Diadem, die eiserne Krone. Dieselbe besteht aus einem einfachen, drei Zoll breiten goldenen mit Edelsteinen besetzten Reifen und hat ihren Namen von dem schmalen eisernen Reifen im Innern, der nach der Sage aus einem, von der heiligen Helena nach Europa gebrachten Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet und durch Papst Gregor dem Großen der lombardischen Königin Theodolinde geschenkt worden sein soll, die nun behufs der Krönung ihres Gemahles Agilolph im Jahre 593 die Krone daraus fertigen ließ. Die Krone wurde hierauf in der Stiftskirche zu Monza aufbewahrt. Unter dem Namen „eiserne Krone" kommt sie erst spät, und zwar am Ende des 13. Jahrhundertes in einer Chronik vor, wo es ausdrücklich heißt: „Wenn der römische König gewählt wird, so soll er nach Italien gehen, um die Krone dieses Reiches zu erlangen. Bevor er gekrönt wird, muß er auf das Evangelium schwören. Die Krone ist von Eisen." Eine weitere Erwähnung macht Thomas von Aquino, welcher in einem Schreiben an den König von Cypern bemerkt: „Diese Krone wird die eiserne genannt, zum Zeichen, daß Karl der Große, der erste römisch-deutsche Kaiser, die Longobarden bezwungen hat."

Auch aus der Form der Krone läßt sich ihr Alter abnehmen, denn der einfache Reifen ist die älteste Art von Diademen, mit welchen auf Münzen die älteren Kaiser Rom's und Griechenland's geschmückt erscheinen.

Dieser altehrwürdige Fürstenschmuck behält seine Rolle in allen wechselvollen Geschichtsperioden Italien's von den Königen des Longobardenreiches bis in die neuesten Tage herab. Karl der Große setzte sie auf sein Haupt, nachdem er den ränkevollen König Desiderius bezwungen hatte, und ihm gleich bestrebten sich die späteren deutschen Könige und Kaiser, sich durch die Krönung die allgemeine Anerkennung zu verschaffen und zogen zu diesem Zwecke über die Alpen. Im Jahre 1530 war Karl V. der letzte der deutschen Kaiser, welcher sich zu Bologna die Krone vom Papste Clemens VII. aufsetzen ließ und ruhig blieb sie von da an durch beinahe drei Jahrhunderte im Domschatze von Monza, bis sie 1799 von den Franzosen nach Paris gebracht wurde. Als später das Königreich Italien entstand, krönte sich 1805 Napoleon I. mit der eisernen Krone und stiftete im gleichen Jahre den nach dem Diademe genannten Orden, welcher nach dem Wiener Frieden mit einigen Veränderungen in Dekoration und Statuten zu einem österreichischen Orden umgestaltet wurde. Die Krone erhielt die Bestimmung, bei dem Regierungsantritte der österreichischen Kaiser in dem italienischen Theile des Reiches zu dienen, und die letzte derartige Feierlichkeit, die Krönung Kaiser Ferdinand des I. am 6. September 1838, unvergeßlich durch die von diesem gütigen Monarchen dabei ertheilte Amnestie für die politischen Sträflinge, hat Geiger dargestellt, und zwar den Moment, in welchem der Herrscher den Schwur aufs Evangelium ablegte.



Krönung Kaiser Ferdinand des I. in Mailand 1838.



Herzog Franz von Lothringen in Gefahr
während des Türkenkrieges. 1738.

Herzog Franz von Lothringen in Lebensgefahr 1738.

Im Jahre 1736 wurde Oesterreich nach 18 Friedensjahren in einen neuerlichen Krieg mit der Pforte, in Folge eines mit Rußland zehn Jahre früher geschlossenen Defensivbündnisses verwickelt. Es stellte ein Hilfsheer von 30.000 Mann und traf die umfassendsten Anstalten zur nachdrücklichen Kriegsführung, wie denn selbst der Plan Kaiser Leopold's des I. wieder aufgegriffen wurde, große Kriegsschiffe in Wien zu bauen und auf der Donau zu verwenden. Leider mißglückte der Versuch vollständig, und nicht weniger unglücklich lief der Krieg selbst ab. Der große Eugen war im Jahre 1736 verstorben und hatte keinem seiner Nachfolger sein Genie vererbt, Graf Khevenhüller wurde am 28. September des nächsten Jahres am Timok empfindlich geschlagen, der Prinz von Hildburgshausen hatte das gleiche Schicksal bei Banjaluka und das in Türkisch-Kroatien eingefallene Corps wurde von den Türken fast vernichtet. Nun entzog der Kaiser Karl VI. dem Generale Seckendorf den Oberbefehl, und übertrug ihn auf den Gemahl seiner Tochter, Herzog Franz Stephan von Lothringen. Allein auch dieser Fürst, so schätzenswerthe Eigenschaften ihn sonst auszeichneten, war kein Feldherr, die Osmanen eroberten am 27. Mai 1738 Mehadia, im August die Festungen Neu-Orsova, Semendria und Uj-Palanka, und drückten das kaiserliche Heer bis in die Linien von Belgrad zurück. Der Herzog Franz war im nächsten Jahre Großherzog von Toskana geworden und vom Heere abgetreten. Aber auch unter seinem Nachfolger Graf Wallis hatten Oesterreich's Waffen das gleiche Mißgeschick, am 23. Juli ging das Gefecht bei Krocza verloren und die Türken umschlossen Belgrad. Obwohl sich die Festung tapfer hielt und einige Gefechte jetzt zu Gunsten der Oesterreicher ausfielen, eilte der Kaiser doch, Frieden zu schließen, da er sein Ende nahe fühlte und bei seinem Tode der Erbin Maria Theresia ein ruhiger Zustand des Reiches sehr erwünscht kommen mußte. Am 28. September 1739 kam der Friede zu Belgrad zu Stande, in welchem diese Festung und alles, was jenseits der Donau und Save Oesterreich gehörte, nebst der Walachei bis an die Aluta, abgetreten wurde. Ein schmerzlicher Verlust der durch den großen Eugen erstrittenen Gebietstheile, wodurch auch Karl VI. so sehr gebeugt wurde, daß er den Friedensschluß nicht lange überlebte.

Herzog Franz Stephan hatte aber, als er noch den Oberbefehl führte, ein gefährliches Abenteuer zu bestehen, so daß er nur durch glückliche Fügung der unheilvollsten Katastrophe entging. Im Sommer des Jahres 1738 befand sich das Hauptquartier zwischen Karansebes und Illowa und der Herzog verkürzte sich die Zeit durch Jagden in den dichten Forsten. Einmal kam er, nur von einem einzigen Offizier begleitet, in hitziger Verfolgung des Wildes vom Wege ab, verirrte sich im Walde und wurde plötzlich von einer Horde walachischer Räuber umringt, die sich mit Gier auf die beiden gutgekleideten Jäger stürzten. Während der Offizier sich zur äußersten Gegenwehr bereit hielt, riß der Herzog seinen Rock auf, und bedeutete dem Anführer mit Vorzeigung seines gestickten Sternes, er sei der kaiserliche Heerführer und werde ihn gut belohnen, wenn er ihm den Weg zur Armee weisen wolle.

Seine Ruhe imponirte auch dem Wilden, obwohl das Weib des Räubers mit wüthendem Geschrei die Ermordung beider Jäger forderte, und mehre Raubgenossen deren Auslieferung an den Pascha verlangten. Nach einem mehrstündigen, beschwerlichen Waldgange gelangte der Herzog zu den besorgten Seinen und der Walache sah sich durch ein fürstliches Geschenk belohnt.

Inhalt.

Glastan

5